It. sing.
508/1.

<36606753590016 S

<36606753590016

Bayer. Staatsbibliothek

Erinnerungen

von einer

Reise aus Liefland

nach

Rom und Neapel

von

August von Kotzebue.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erster Theil.

Berlin 1805.

Gb/49/128

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Statt einer Vorrede.

Verzeichniß von denjenigen, welche dieses Buch nicht lesen müssen;

1. Alle Künstler und sogenannte Kunstkenner; es wäre denn, daß es ihnen Vergnügen machte, alle Augenblicke mitleidig die Achseln zu zucken. Denn weil sie die Kunst als etwas fertiges betrachten, ich aber als etwas täglich neues — sie als die Schöpfung einer Form, ich aber als den Aushauch eines Geistes — sie als eine Prüfung geübter Augen, ich als eine Beschäftigung der Seele — weil ihnen die Form das erste und mir das letzte ist: so können wir nie zusammen treffen; ich werde sie nicht belehren und sie mich nicht; wir bleiben ewig weit auseinander.

2. Alle diejenigen, welche Kunst zwar lieben, auch wohl gern Kunstwerke betrachten, aber nicht gern davon erzählen hören. Solche Leser werden wenigstens viel, sehr viel überschlagen müssen. Ich verspreche, das keinem übel zu nehmen.

3. Ich habe nicht geschrieben, um einen trocknen Catalog von Merkwürdigkeiten zu liefern, wie Volkmann; oder um meine Belesenheit in den Alten auszukramen, wie Stollberg (der, so oft er eine Ziege erblickt, nicht unterlassen

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

kann, ein paar Stellen aus dem Virgil zu citiren) oder um auf fremde Unkosten witzig zu scheinen, wie Gorani; oder um empfindsame Gemählde aufzustellen, wie Meyer u. s. w. Wer etwas dergleichen sucht, der lasse mein Buch ungelesen. Ich bin der Meinung, ein Reisebeschreiber müsse, (um mich eines gemeinen Sprichworts zu bedienen) reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Ist er ihm gut gewachsen, das heißt, ist er ein interessanter Mensch, so wird der Leser Vergnügen finden, denn die Seele des Reisenden wird sich in der Beschreibung kunstlos spiegeln. Setzt sich aber der Verfasser zurecht, schraubt sich hinauf, kitzelt sich, schlüpft in geborgte Kleider, oder sucht sonst auf irgend eine Weise zu seyn, was er nicht ist, zu geben, was er nicht hat; so kann dem Leser unmöglich wohl bei seinem Buche werden; es wird ihm immer so ängstlich dabei zu Muthe seyn, als spräche er mit einem Stotternden, dem er gern nachhelfen möchte.

Italien ist so viel hundertmale beschrieben worden, daß es lächerlich wäre, sich einzubilden, man könne noch etwas neues darüber sagen. Aber etwas ziemlich seltenes bleibt noch immer zu sagen übrig, nehmlich ein getreuer Bericht des Reisenden, wie ihm die Dinge vorgekommen, indessen die meisten nur nachplaudern und erzählen, wie sie ihnen wahrlich nicht vorgekommen sind. Solche

Leute haben die Form ihres Buches schon im Kopfe, ehe sie sich noch in den Wagen setzen; sie wollen jetzt empfindsam, oder gelehrt, oder witzig reisen, und was sie dann sehen, wird dieser Form angepaßt; nichts betrachten sie mehr mit unbefangenem Blicke.

Ich habe mir keine Noten gemacht, habe daher selten eine Schreibtafel zur Hand genommen; bin aber jeden Morgen lange vor Tage aufgestanden, und während der drei oder vier Stunden, die ich auf diese Weise ungestört in stiller Einsamkeit zubrachte, habe ich alles ehrlich niedergeschrieben, was ich Tages vorher gesehen, gedacht, empfunden hatte. Anfangs geschah das bloß um meinem Gedächtnisse nachzuhelfen, nach und nach ist ein Buch daraus geworden. Ist es gut, so bedarf es keiner Entschuldigung; ist es schlecht, so hilft das Entschuldigen auch nichts. Doch einer Mißdeutung muß ich vorbeugen. Ich habe leider so oft Gelegenheit gefunden, über Mönchsgeist und Aberglauben zu spötteln, daß ein flüchtiger oder übelwollender Leser auf den Einfall gerathen könnte, ich hätte die Religion selbst angreifen wollen. Gegen diese Beschuldigung halte ich für nöthig, mich feierlich zu verwahren. Von der Nothwendigkeit einer positiven Religion ist niemand überzeugter als ich; Gesetze binden nur, Religion kettet die menschliche Gesellschaft zusammen, sie ist die Philosophie des Volks, ihm ein Stab im Leiden, ein Hoffnungsstern im Unglück, ein Zügel im Glück, ein Schild gegen die

Schrecken des Todes; durch Religion erhalten die Bande der Natur für den sinnlichen Menschen eine Weihe; sie ist oft Schöpferin, öfter noch Erhalterin des nothwendigsten Glücks auf Erden, des Familienglücks, wehe also dem, der ihre Freuden und Tröstungen dem Volke rauben möchte! — Ich ehre die Religion, wie sichs gebührt, und Gottlob! es giebt noch Priester derselben, die Ehrfurcht und Liebe verdienen; ja ich selbst zähle unter meinen besten Freunden einen katholischen Priester. — Vielleicht würde ich überhaupt diese, von Voltaire und andern eigentlich längst erschöpfte Materie gar nicht berührt haben, wenn wir nicht gerade in einem Zeitpunkte lebten, wo eins der größten Genies unsers Jahrhunderts — (vom Vertrauen auf sich selbst verlassen, weil Bewußtseyn reiner Seelengröße es verließ) — den morschen Stab des Aberglaubens fast ängstlich ergriffen hat, und ihn so schwer auf den Nacken des Volks drückt, daß es hastig dem lichten Tage den Rücken kehrt, um mit geschlossenen Augen in die finstere Nacht des dreizehnten Jahrhunderts zurück zu laufen. Darum ist das oft Gesagte wiederum ein Wort zu rechter Zeit, und Jeder, der dem Aberglauben die Larve vom Gesicht, die elenden Lumpen vom Leibe reißt, thut Recht; kein Unbefangener wird ihn beschuldigen, er habe die Religion antasten wollen.

In mehrern Jahren, die vor meiner Reise nach Italien voraus gingen, hatte ich nichts über dieses

Land gelesen, und jetzt, nachdem diese Reise beschlossen war, wollte ich nichts darüber lesen, um mein Urtheil nicht gängeln zu lassen. Nur in Neapel lieh mir ein Freund Volkmanns Reise, in der ich zuweilen blätterte und nachschlug (denn lesen kann man sie schwerlich). In Rom hingegen, und an andern Orten meines Aufenthalts, hatte ich gar keinen Leitfaden, welches vielleicht um so besser war. Nur wo ich das Gemählde des neuen Roms, durch die Erinnerung an das alte Rom schmücken wollte, da bediente ich mich theils der Beschreibung von Adler, theils eines vor kurzem erschienenen oder neu aufgelegten Werks: Acurata e succieta descrizione topografica delle antichità di Roma vom Abt Venuti. Vasi's Wegweiser von Rom ist oft unzuverläßig, und immer nur mit vollen Backen lobpreisend. Viel verdanke ich auch dem Umgange mit Künstlern aller Art. Ich schmeichle mir daher, dem Reisenden ein Buch zu liefern, welches doch wenigstens in den ersten zehn Jahren ihn richtig leiten wird, und in welchem er zwar keine tiefgeschöpften, aber auch keine nachgeplauderten Urtheile findet. Wer mit Unbefangenheit, ohne Kunstvortheile, nach Rom und Neapel kommt, dessen Gefühl wird sicher mein Urtheil bestätigen. — Mein Aufenthalt in Italien war zwar nur kurz, doch wüßte ich nicht, warum das eben den etwaigen Werth meiner Urtheile verringern sollte? Die Gabe zu beobachten, ist eine Naturgabe; wer sie nicht mit-

bringt, wird sie auch in Jahren nicht erwerben. Die meisten Dinge sieht man entweder gleich beim erstenmale recht, oder nie. Das würklich Auffallende, würklich Bemerkenswerthe, zeigt sich beim ersten Ueberblick, und ich möchte fast sagen: nur beim ersten. Hat das Auge sich einmal an die Gegenstände gewöhnt, so ist der scharfe Blick schon verlohren. Auch ich habe die berühmtesten Kunstwerke zwei- und mehreremale gesehen, doch immer gefunden, daß mein erstes Gefühl, mein erstes Urtheil am frischesten, am durchdringendsten war. Darum suchte ich auch immer diesen Eindruck fest zu halten, und wenige Stunden nachher auf dem Papier zu schildern. Wer indessen mein Buch bloß als eine Sammlung von flüchtigen Bemerkungen betrachten will, der thue es immerhin; die flüchtigen Bemerkungen sind nicht immer die schlechtesten.

Alles was ich besch'reibe, habe ich auch würklich gesehen. Es blieb aber noch manches übrig, das ich nicht gesehen habe; doch wohl nur Weniges von Bedeutung. Uebrigens ist die Form meines Buchs die Form einer Reise selbst; ich habe mich an keine Ordnung gebunden, sondern jedesmal erzählt, was mir eben am nächsten lag, nicht studiren sollte der Leser, sondern mich auf meinen Wanderungen begleiten, so wie sie eben von Wind, Wetter und Laune abhängig waren.

1.

Hang zur Veränderung ist des Menschen angestammte Art oder Unart; alles muß wechseln und schnell vorüber gehen, gleich ihm selbst. Auch das Glück wird ihm langweilig. Jener glückliche König warf seinen kostbarsten Ring in die Fluten, um nur das ewige Einerlei seines Wohlbehagens zu unterbrechen. Plötzliches Unglück sogar führt einen großen, nicht erkannten Trost bey sich, nehmlich das Gefühl einer veränderten Lage.

Doch dieser rein menschliche Trieb kann verhätschelt, zur Schmarützerpflanze werden, die Alles umwindet, erstickt. Ich meine, seit vierzig bis fünfzig Jahren habe der Hang zur Veränderung unter den Europäern gewaltig zugenommen, im Großen wie im Kleinen, von der Gesetzgebung an bis zum Vaudeville herab. Unsere Väter grübelten wohl über die beste Gesetzgebung, aber sie änderten nichts an der, welcher sie nun einmal seit Jahrhunderten gehorchten; ihre Meinungen bewiesen sie gern durch Citate, ungern durch Waffen. Unsere Väter giengen ins Theater, und begnügten sich, wenn man ihnen vier neue Schauspiele jährlich auftischte; jetzt müssen wir deren monatlich so viele haben, und ehe wir ein gutes Stück oft bewundern, lassen wir lieber geschehen, daß die Donaunymphe dem Odoardo den Dolch aus der Hand winde. Unsere philosophischen Väter hatten höchstens Wolf und Leibnitz; wir aber

erfreuen uns ganzer Schaaren von großen Geistern, die uns der Welt Räthsel lösen, und, wie die geistreiche Frau von Stael einst in meiner Gegenwart sagte, dem drolligen Lügner Münchhausen gleichen, der, als er einen breiten Graben nicht überspringen konnte, sich selbst beim Zopf faßte und sich hinüber schleuderte. Wir genießen dabei das Vergnügen, aus der heutigen Ewigkeit eines Systems in die morgende Ewigkeit eines andern überzuspringen. — Selbst die Kleidermoden, obwohl stets veränderlich, behaupteten doch vormals einige Wochen länger ihr wandelbares Regiment.

So war es denn auch mit dem Reisen. Unsere Väter saßen still, und lasen in der Bibel das Gebet: „daß ihre Flucht nicht geschehe im Winter.“ Auch im Sommer, wenn kein Geschäft sie drängte, blieben sie lieber daheim. Mußten sie aber dann und wann eine Reise von zwanzig Meilen antreten, so nahmen sie Abschied von der ganzen Sippschaft, weinten eine Quantität Thränen, machten auch wohl ein Testament. Jetzt — lieber Gott! — jetzt weiß man es kaum ein paar Tage vorher, wenn man nach Paris oder London reisen will; man hüpft eben so sorglos in den Reisewagen, als man vormals in die Sänfte stieg, um sich zum Mittagsschlaf in die nächste Kirche tragen zu lassen. Wenn der Hang zum Reisen so fort um sich greift, so erlebe ich noch wohl Völkerwanderungen, die ohnehin, nach meiner Meinung, nur zum kleinsten Theil von angewachsener Bevölkerung oder von dem Drucke des Grenznachbars, größtentheils aber vom Hange zur Veränderung herrührten. Dieser ist es, der den nomadischen Tatar von Steppe zu Steppe, und mich, freundlicher Leser, vom Ufer der Ostsee an den Golf von Neapel treibt. Unsere Väter verthaten ihr Geld, indem sie für ihre Nachkommen massive Gebäude aufthürm-

ten, die nach Jahrhunderten noch der Zeit wie dem Brecheisen trotzten. Wir verthun das Unsrige, indem wir für die Enkel Erfahrungen sammeln. Eines mag leicht das andere aufwiegen, ja das letztere hat wohl manchen Vorzug. Häuser werden doch baufällig, unbequem; Erfahrungen behalten stets gleichen Werth: man braucht sie nicht einmal einzuschmelzen wie altes Silber, an dem man wenigstens die Fasson muß ändern lassen. Erfahrung ist eine Münze, die in der ganzen Welt gilt, und deren Gepräge sich nie abgreift. Wie manche Regel der Lebensweisheit, die uns Salomo's leider viel zu wenig gelesene Schriften aufbewahrten, ist noch heute so treffend als vor ein paar tausend Jahren.

Wer diese Betrachtungen, Gespräche, Paradoxen, oder wie man es nennen will, für eine Apologie meines Hanges zum Reisen will gelten lassen, der thut mir einen Gefallen, denn in der That, ich habe keine andere. Da sie aber, mir wenigstens, hinreichend scheint, so will ich in Gottes Namen wohlgemuth anfangen, meine kleine Reiseabentheuer zu erzählen. Meine Art ist dem Leser bekannt. Ich reise weder als Gelehrter, noch als Kunstkenner, ich reise blos als Mensch, überlasse mich meinem Gefühl, meiner Laune, künstle nicht an meinem Vortrage, sondern betrachte das Publikum als einen freundlichen Reisegefährten, mit dem ich durch Städte und Dörfer rolle, auch wohl bisweilen auf einem anmuthigen oder romantischen Fußpfade mich verliere. Wem das so recht ist, der schlendre sorglos neben mir her, und lasse sich den Strauß von Wiesenblumen gefallen, den ich ihm wandelnd zu pflücken gedenke. Wem das nicht genügt, der bleibe zurück, und gehe meinetwegen spazieren im nächsten Treibhause.

2.

Auch Alexander — ich meyne nicht den gewaltigen Reisenden, der in großer Gesellschaft die Welt durchstrich, nnd endlich gar eine Brücke in den Mond hinauf bauen wollte; ich meyne den holden Genius Rußlands, dem die Mondbewohner, wüßten sie von ihm, wohl gern eine Brücke herunter bauen möchten — auch Alexander in diesem Jahre durch seine deutschen Provinzen gereiset, freilich nicht wie ich, um Blumen zu pflücken, sondern, wie es ihm gebührt, um Früchte zu sammeln, die im Strahl seiner Frühlingssonne zu reifen beginnen. Nicht Liebe möchte ich es nennen, sondern Leidenschaft, die man in Esth- und Liefland für Alexander empfindet. Ich erzähle wahrlich blos, was ich selbst sah. Jedes Auge glüht, jede Stirn entwölkt, jede Zunge lös't sich, so bald sein Name genannt wird. Er war nur einige Tage in Reval, und doch weiß ich, daß bey seiner Abreise Thränen geflossen sind, wie man sie um einen scheidenden Geliebten weint. Ja, was bezeichnet wohl kräftiger das Gefühl, das er in Aller Herzen zurück ließ, als der mit Jubel aufgenommene Vorschlag des wackern Gouvernements-Procureurs von Riesemann: jährlich an dem Tage, da Alexander in Reval war, zum dankbaren Andenken die Armen zu speisen. So ehrt wahre Liebe den Fürsten. Man vergleiche doch Alexanders stille, wohlthätige Reise durch Esth- und Liefland, mit den Triumphzügen manches Welten-Erschütterers, dessen empörender Uebermuth durch nichts übertroffen wird, als durch die Schmeichelei eines jochgewohnten Volkes. Möge man dem Schützlinge Fortunens immerhin Triumphbögen und Pyramiden errichten; die gesättigten Armen um Alexanders Tafel werden noch Jahrhunderte lang den Herrscher durch Liebe fröhlich

segnen, wenn jene Pyramiden schon längst in Staub zerfallen sind.

Gut ist es, daß ich außer dem schönen, in Reval gestifteten Liebesmahl, noch hundert ähnliche Thatsachen anführen könnte, denn bloße Worte würden mich in den Verdacht der Schmeichelei bringen, mich, der ich ihn sah, mit ihm sprach, und dem höchsten wie dem niedrigsten seiner Unterthanen gleich, von seiner Huld bezaubert wurde. Nach diesem Geständniß breche ich lieber ab, denn kalt von ihm sprechen, kann ich nicht, und meine Wärme soll Niemand mißdeuten. — Wollte Alexander des höchsten Genusses sich erfreuen, so müßte er, wie vormals die orientalischen Fürsten, verkleidet unter seinem Volke umher wandeln; ha! welche Augenblicke würden da seiner warten! — Heil der Mutter, die ihn gebar! aber auch Heil dem edlen Manne, einst sein Erzieher, jetzt sein Freund, der solchen Saamen auf solchen Boden streute. Man erräth, daß ich von La Harpe spreche.

Um einige Stunden früher den Armen seiner Mutter, seiner Gattin, zuzueilen, verließ Alexander sein Gefolge, und warf sich in den leichten, nur halb verdeckten Wagen seines Oberhofmarschalls. So sah ich ihn auf Jewe ankommen, gleich einem gewöhnlichen Reisenden, von keinem andern Geleite umgeben, als von dem der Liebe seines Volkes. So fuhr er, nach kurzem Aufenthalt, trotz der einbrechenden Nacht, weiter, durch öde Wälder, mit dem ruhigen Bewußtseyn, daß Liebe sein wohlthätiges Leben beschirme. — Mit Vater = und Menschenliebe sorgte er für einen Postillion, der das Unglück hatte, zu stürzen und ein Bein zu brechen. Nicht eher wich der Kaiser von der Stelle, bis der schon weit entfernte Leibarzt herbei geholt, und seiner Pflege der Verun=

glückte übergeben worden. Daß er ihn mit Geschenken überhäufte, war für einen Kaiser wenig; daß er aber bei ihm ausharrte, bis Hilfe kam, daß er ihn nicht mit Geld abspeiste, (wie die Großen gewöhnlich zu thun pflegen), sondern durch Menschenliebe ihn erquickte, das ist ein köstlicher Zug im Charakter eines Beherrschers von dreyßig Millionen Menschen.

3.

Seit Jahr und Tag ist in allen Zeitungen und Journälen des Lobens und Rühmens viel gewesen, von der neuen beglückenden Konstitution, welche der lief- und esthländische Adel seinen Bauern gegeben. In so fern dadurch des Kaisers vortrefflicher Wille kund geworden, stimme ich herzlich mit ein; wenn aber von der Ausführung dieses Willens die Rede ist, so glaube ich, man habe, wenigstens vor der Hand, etwas zu früh und etwas zu viel davon gesprochen. Die Konstitution für die Letten ist bereits gedruckt und in Jedermanns Händen. Ich maße mir nicht an, sie zu beurtheilen, nur das kann ich nicht verschweigen: Als ich Liefland verließ, war die kaiserliche Commission, welche die neue Einrichtung der Bauern bekannt zu machen, beauftragt ist, bereits in Thätigkeit, aber — viele Bauern, besonders die, welche gute Herren hatten, machten trübe Gesichter und baten, sie beim Alten zu lassen. Das beweis't freilich noch nichts, denn wie oft leidet das Neue Widerspruch, wenn gleich das Bessere klar vor Augen liegt; auch haben die Bauern zu viel erwartet, haben sich eingebildet, der Kaiser wolle sie ganz frei lassen, meinen wohl gar, es sey wirklich geschehen, die Commission aber, in welcher ihre Herren mit sitzen, verschweige es ihnen, (Mißverständnisse, die sämtlich beweisen, wie behutsam jeder Schritt geschehen muß, wenn man Blinde oder Verblendete leiten

will); indessen sollte jene auffallende Bitte: es beim Alten zu lassen, doch so viel bewirken, daß man sein Urtheil über die neue Konstitution vor der Hand suspendire. Wenn nach einigen Jahren segensreiche Folgen die Bemühungen des menschenfreundlichen Adels belohnen, so wird dann von selbst die gehässige Sage verschwinden, als hätten die meisten Herren bei der neuen Einrichtung gewonnen. Manche behaupten, sie sey immer noch wohlthätiger für die Bauern, als die des ehstländischen Adels, welches schon daraus erhelle, daß der letztere zu befürchten schiene, dieselbe annehmen zu müssen. Wahr ist es, der ehstländische Adel hat eine, der oben erwähnten nicht ganz ähnliche, Konstitution aufgesetzt, die aber, als ich abreiste, noch nicht vom Kaiser bestätigt war. Es ist ein Punkt darin, der mir — mit gebührender Achtung sey es gesagt — ein Fehlgriff scheint. Die Bauern nehmlich, die vormals bei allzu unleidlichem Druck ihre Beschwerde bey der Regierung anbringen durften, sollen zwar künftig zu diesem Behuf drei Instanzen haben, aber jede dieser Instanzen wird einzig und allein durch den Adel selbst mit dessen eignen Mitgliedern besetzt; die dritte ist inappellabel. So brav und edelgesinnt nun diese Männer auch seyn mögen, so bleibt es doch nicht recht, und scheint mir unzweckmäßig, daß ein ganzer Stand im Reiche von dem Monarchen gleichsam abgeschnitten, ihm jeder Weg versperrt wird, bis zum Throne zu gelangen, er folglich ganz in die Hände seiner Herren überliefert worden. Wenn nun einmal ein unreiner Esprit de corps sich dieser bemächtigen sollte, (welches freilich von der jetzigen Generation nicht zu befürchten ist) was würde dann aus den armen Esthen werden? — Zwar hat jeder Herr auf seinem Gute ein Bauergericht nieder gesetzt, in welchem von den Bauern selbst ge-

wählte Richter ihres Standes die Strafen dictiren; aber — den Vorsitzer dieser Gerichte ernennt der Herr selbst, und sein Einfluß auf seine Leibeignen wird überhaupt stets so groß bleiben, daß diese wohl nie wagen werden, ein ihn kränkendes Urtheil zu fällen. Es ist sans comparaison, eben so, als ob ein Fürst seine Tribunäle mit lauter Höflingen besetzt, und einen seiner Kammerherren ihnen zum Präsidenten gegeben hätte. Doch, wie schon erwähnt, jene Konstitution ist noch nicht bestätigt, und es wäre voreilig, mehr darüber zu sagen. Dürfte man annehmen, daß die Gesinnungen der Enkel stets den guten Absichten ihrer Väter entsprechen würden, so hätte ich überhaupt kein Wort darüber verloren, denn mit Vergnügen bekenne ich, daß der Geist des jetzigen esthländischen Adels nur seltene Mißbräuche befürchten läßt.

4.

Der Peipus See, der weniger bekannt und weniger schön ist als der Genfer See, hat mir diesesmal ein fürchterlich schönes Schauspiel gewährt. Langsam fuhr ich am sandigen Ufer, da erhub sich ein gewaltiges Sausen in der Luft, ein Sturm in den obern Regionen, unten nur hörbar, denn der See blieb still, und oben diese Stille, im Kontraste mit dem heftigen Sausen hoch über mir, war gräßlicher, als hätten die Wellen sich gethürmt. Rechter Hand über dem finstern Fichtenwalde hingen schwarze Wolken, die der Blitz zerriß. Links über dem See rollte es dunkel vom Himmel herab, wie ein Leichentuch, und bedeckte die jenseitige, etwa eine Meile entfernte Küste. Die Möwen kreischten über dem ruhigen Wasser; ein paar kleine Fischerböte mit schlaffen Segeln suchten ängstlich das Ufer. Jetzt zogen die furchtbaren Heere langsam gegen einander,

links hallte der Donner im tiefen Walde, rechts rollte er von der verhüllten Küste herüber. Keine Hütte weit und breit, nur einzelne Fischernetze hier und da ausgespannt. Immer näher rückten einander die schwarzgewappneten Kämpfer, immer schneller wurden die Blitze vom Donner ereilt. Kein Regentropfen fiel, auf Erden war alles still, nur oben sauste es fort. Plötzlich schoß links ein Blitz in den See herab, sein langer Strahl, der sich, das Wasser berührend, in unzählige Funken theilte, glich einer umgekehrten Rakete. Er schien das Signal für herabstürzende Hagelströme, die in wenigen Augenblicken den Boden mit einer Eisdecke, mehrere Zoll dick belegten. Der Hagel hatte vollkommen die Größe von Bohnen. Mein Wagen mußte halten, der Postillion sprang vom Pferde, die Bedienten eilten vom Kutschbocke herab, alles verkroch sich unter dem Wagen. Aber der Hagel schlug die Pferde so gewaltig, daß sie nicht länger stehen wollten. Die Menschen mußten wieder hervor, um, ihren Rücken preisgebend, die unruhigen Thiere zu halten. Was die Gewitterwolken vom Tage noch übrig gelassen, das verschlang jetzt vollends der dichtfallende Hagel, die nächsten Gegenstände verschwanden, kaum konnte ich aus dem Wagen die Pferde sehen. Nur häufige Blitze beleuchteten mit falbem Scheine die weißen Hagelkörner und Donnerschläge krachten dazwischen. Da rings umher kein Gegenstand war, der den Blitz ableiten konnte, so erwartete ich jeden Augenblick, Menschen oder Pferde stürzen zu sehen, oder — auch selbst den glücklichen Tod des Romulus zu leiden. Wohl sieben bis acht Minuten krochen so vorüber, von der ängstlichen Lage zu Stunden ausgedehnt. Endlich zog das Ungewitter tiefer in den Wald, Menschen und Thiere schöpften wieder Athem, und bald blieb von dem Schauspiel des Schreckens nichts weiter übrig, als der seltsame Genuß, den der Geist des

Menschen, in Betrachtung der Spuren einer überstandenen Gefahr findet. Ueberschwemmte Wege, von Hagelschichten eingefaßt; gegen deren Flug der nasse Fittig erstarrte; wenige Schritte von mir, auf einem abgestorbenen Baume, ein Adler, (deren es in dieser wilden Gegend viele giebt) der wider Willen sich Menschen so nahe kommen ließ, weil vermuthlich das Unwetter auch seine Flügel gelähmt hatte; in der Ferne eine zerstreute Heerde, um die ein hungriger Wolf schlich: — so nutzt der Dieb die Feuersbrunst, um bestürzte Flüchtlinge zu berauben. Die Sonne trat hervor, Licht und Ordnung kehrten wieder. Auf der nächsten Station wußte man nichts von diesem fürchterlichen Ungewitter, nur mein Wagen trug dessen Spuren bis dorthin, denn noch nach anderthalb Stunden war der Hagel, der sich auf der Decke gesammelt hatte, nicht ganz geschmolzen. So sieht der glückliche Bewohner einer friedlichen Grenze den Flüchtling ruhig ankommen, der aus dem bekriegten Lande die Spuren der Verwüstung zu ihm herüber tragend, blos ein interessanteres Schauspiel ihm gewährt.

5.

Daß Dorpat jetzt eine Universität ist, bemerket man sehr bald beim Hereinfahren, weil man alle Augenblicke Jünglinge begegnet, welche Helme tragen ohne Soldaten zu seyn; eine Mode, die natürlich nur Studenten aufbringen konnten. Indessen kleiden diese Helme nicht übel, zumal da eine Art von Uniform die Täuschung unterstützt. Sie ist geschmackvoll, dunkelblau mit schwarzsammtnen Aufschlägen und Kragen, auf dem letztern gestickte goldene Schleifen, dabei die Unterkleider weiß. Natürlich giebt es auch manche junge Helden, die bei dieser Uniform und den behelmten Häuptern, noch einen gewaltigen krummen Säbel um ihre Lenden gür-

ten, den sie an die steifen, mit klirrenden Sporn versehenen Stiefeln schlagen lassen, und einher schreiten, als ob sie, nicht ins Collegium sondern, in die Schlacht zögen. So ist es ja überall, wo die freundlichen Musen thronen, und welcher unter uns ältern Musensöhnen hat diese wichtigen Kleinigkeiten nicht auch einmal mitgemacht? Wenn die Jünglinge über dem Helme der Minerva die Eule nicht vergessen, so kann man ihnen die Spielerei wohl gönnen. Uebrigens sind sie, trotz ihres kriegerischen Ansehens, wohl so fein gesittet, als man sie schwerlich auf einer deutschen Universität im Ganzen findet, wenigstens waren es die, mit welchen ich in Gesellschaft war.

Ueberhaupt wird man wohl schon längst in Deutschland die Bemerkung auch gemacht haben, daß auf allen Universitäten die jungen Lief- und Ehstländer, die Gesittetsten sind, die man ohne Anstand in jeder Gesellschaft produciren kann. Der Grund ist klar. In Lief- und Ehstland lassen blos Edelleute, Prediger (die dort in allen Ständen dem Adel gleich sind) und angesehene Civilbeamten ihre Söhne studieren, nicht aber Bürger oder gar Bauern. Jene Alle kommen, durch die gastfreie, weit liberalere Lebensart, welche diese Provinzen so vortheilhaft ausgezeichnet, von Jugend auf beständig in gute Gesellschaften, haben hingegen fast gar keine Gelegenheit, unter den Pöbel zu gerathen und dort schlechte Sitten anzunehmen. Wie bengelhaft sind sonst gewöhnlich unsere deutschen Knaben von vierzehn bis funfzehn Jahren, wie albern blöde oder wie vorlaut. In Lief- und Ehstland findet man dergleichen verwahrloste Sprößlinge sehr selten. Die Knaben sind freimüthig bescheiden, denn der gute Ton gehört gleichsam zur Hausordnung, und sie lernen ihn bloß aus der Uebung. — Eben das ist auch der Grund, warum der liefländische Dialekt der deutschen

Sprache nach meiner Meinung der angenehmste von allen unsern Dialekten ist. Das eigentliche Volk nehmlich spricht nicht deutsch, die Aussprache hat sich daher nicht vergröbern können. Doch ich vergesse, daß ich noch immer in Dorpat bin.

Daß einst sehr ernstlich die Rede davon gewesen, die Universität von Dorpat nach Plescow zu versetzen, ist eine Thatsache, obgleich der akademische Senat, oder vielmehr der Hr. Professor Scherer im Nahmen desselben, in den Zeitungen dagegen protestirte, und zwar in einem Tone, der einem so respektabeln Corpus nicht wohl geziemte. Es hieß unter andern: die Nachricht sey historisch unwahr. Seltsam, eine Nachricht historisch unwahr zu nennen, die gerade der Professor der Historie zuerst verbreitete; denn nach authentischen von mir an Ort und Stelle eingezogenen Berichten, war er es, der sie mit aus Petersburg brachte, und dem damaligen Rektor officiell von Seiten des Curators anzeigte, und zwar, nicht als Bedrohung der Stadt, (wie man jetzt vorgiebt) sondern der Universität selbst, aus Ursachen die ich nicht berühre. Die Sache war so ernsthaft, daß schon Manche daran dachten, ihre Häuser zu verkaufen. Weil man aber in Dorpat, eben so wenig als irgendwo sonst in der Wel , gern die Wahrheit hören mag, so mußte der arme Freimüthige, der sie aussprach, verunglimpft werden, ja man erlaubte sich sogar Ausfälle gegen meine Person, die doch bei der ganzen Sache nicht im Geringsten interessirt war. Vielleicht wird, was ich hier sage, abermals einige dergleichen veranlassen, aber sie werden unbeantwortet bleiben. Genug, ich schrieb nichts unverbürgtes, will auch der Ehre keines Menschen dadurch zu nahe treten.

In Dorpat hat vor einiger Zeit die Runthelersche Schauspielergesellschaft ihr Wesen getrieben, von der geschrieben steht: Herr erbarme dich unser! unter andern hat sie ein Schauspiel in Manuscript aufgeführt, Blick in die Zukunft betitelt, von dem mir mehrere Zuschauer eine komische Beschreibung gemacht haben. Im Vorgrunde der Bühne stand eine Rasenbank, auf diese setzte sich ein Pärchen, erzählte sich allerlei, trat ab, und machte einem andern Pärchen Platz. Dieses Ablösen der erzählenden Paare währte so lange, bis das Publikum endlich die arme Rasenbank verfluchte, welche sie sammtlich dahin lockte. Der Verfasser soll ein Professor in Dorpat seyn; da er sich aber nicht öffentlich dazu bekannt hat, so verschweige ich wie billig seinen Nahmen.

Woher kommt es doch wohl, daß Jedermann glaubt, es sey so leicht ein Schauspiel zu schreiben? An keine Art von Schriftstellerei wagt man sich mit keckerm Muthe; keine beurtheilt man vorschneller und strenger. Mißglücken eigne Versuche, so kann man sich nie überreden, daß man das Ding nicht verstehe, sondern — es liegt am Publikum, das hat keinen Sinn für höhere Schönheiten u. s. w. Weil man sich aber an diesem stumpfen Publikum nicht rächen kann, so müssen es die wenigen dramatischen Dichter entgelten, die gewöhnlich lauten Beifall erhalten. Ueber diese fallen sie mit bitterer Wuth:

Ces êtres gonflés du besoin de médire,
Trouvent qu'il est plus grand de blâmer que d'écrire,
Et dont les noms obscurs au mérite inconnu,
Sont répétés sans cesse et jamais retenus.

Der gemishandelte Dichter muß sich trösten, indem er mit Chazet ausruft:

Je chercherai dans leur plaisir
Ma reponse à leurs outrages,
Et je veux, forçant leur suffrages,
Les amuser pour les punir.

Doch ich bemerke, daß Dorpat mich abermals zu einem Seitensprunge verleitet hat, und verlasse jetzt dieses artige Städtchen schnell, indem ich nur noch die einzige Bemerkung hinzufüge, daß man daselbst für eine Universität viel zu theuer lebt. Wenigstens sechshundert Rubel braucht ein Student. In Deutschland bildet man sich ein, ein Professor habe sein Glück gemacht, wenn er mit einem Gehalt von zweitausend Rubeln nach diesem neuen Musensitz berufen wird, aber man irrt sehr. Fast die Hälfte dieses Gehaltes muß er aufopfern, wenn er nur eine gute Wohnung haben will. Mit dem Lesen der Collegien ist wenig zu verdienen, da die Anzahl der Studierenden zu gering ist. In der Nähe also verschwindet der Rubelschimmer, den das Wort zweitausend um den Ruf herzog. Andere Vortheile jedoch, wohin ich besonders die starken Pensionen für Wittwen rechne, sind nicht zu verkennen. Die Auszeichnungen des Ranges möchten auch manchen locken, da bekanntlich der Fluch der Rang- und Titelsucht fast auf allen deutschen Gelehrten ruht. Man denke doch! in Dorpat trägt der Rektor einen Federhut, so lange er dieses Amt verwaltet, läßt sich auch wohl Etatsrath nennen, welches ihm aber nicht gebührt, weil er, so bald er den Federhut wieder ablegen muß, auch nicht mehr zur fünften Klasse gezählt wird, und weil es in Rußland keine Etatsräthe auf gewisse Zeit giebt.

6.

Riga. Diese durch blühenden Handel wohlhabende Stadt, gewährt das seltene Schauspiel einer Verschwiste-

rung des Kaufmannsgeistes mit Kunstsinn, feiner Lebensart und dem Hange zur edelsten Wohlthätigkeit. Man erlebt da ganz im Stillen Dinge, die, wenn sie in Deutschland geschähen, in funfzig Zeitungen und Journalen würden ausposaunt werden. Ich kann unmöglich der Begierde widerstehen, dem Leser ein paar neuere Beispiele mitzutheilen; die Nahmen bekannt zu machen habe ich keine Erlaubniß, ich verschließe sie in mein Herz.

Einem angesehenen, allgemein geachteten Beamten widerfuhr das Unglück, daß die öffentliche ihm anvertraute Kasse um eine ansehnliche Summe (wo ich nicht irre achttausend Rubel) bestohlen wurde. Des Morgens früh entdeckte der Mann den Diebstahl, und schon zu Mittag wurde ihm die ganze Summe wieder ins Haus geschickt, von Männern zusammengeschossen, die seine Verdienste und seinen Charakter schätzten, sonst aber in keiner weitern Verbindung mit ihm standen. Hoffentlich bedarf diese prunklose Erzählung für keinen meiner Leser eines Commentars. — Hier ist auch die zweite Anekdote. Ein Arzt, der sich besonders um die öffentlichen Armenanstalten sehr verdient gemacht hatte, starb, von einer Krankheit angesteckt, die er sich durch eifrige Abwartung seines Berufs am Krankenbette der Armen zugezogen hatte. Sein Leichenbegängniß, durch eine treffliche, auch gedruckte, Rede des wackern Oberpastor Sonntag verherrlicht, war das rührendste Schauspiel, denn alle die zahlreichen Armen, denen er geholfen, hatten sich auf dem Kirchhofe versammelt, empfingen seinen Sarg mit Schluchzen, ihre Thränen flossen in seine Gruft, ihr Segen hallte ihm nach. Er hinterließ eine junge schwangere Wittwe und wenig Vermögen. Ein angesehener Kaufmann — es wird mir sauer ihn nicht zu nennen — bat sich aus, Gevatter bei dem Kinde zu stehen. Er machte seinem vor der Geburt

verwais'ten Pathen ein Geschenk von viertausend Albertsthalern, und fügte eine Bedingung hinzu, die seinem Kopfe eben so viel Ehre macht als seinem Herzen. Das Kapital, sprach er, soll unangerührt Zinsen von Zinsen tragen, bis der Knabe so alt ist, als sein Vater war da er starb, (ich glaube etwas über vierzig Jahre) damit er, im Vertrauen auf diese Hülfe, nicht vernachlässige sich Verdienste zu erwerben, die ihm auch ohne dieselbe sein Glück zu gründen vermögen. Dann aber, wenn sein Vater schon zu Staub geworden, genieße er in demselben Alter die Früchte, die seines Vaters Tugend sammelte. Stirbt er früher, so fällt das Kapital an seine Geschwister. — (Der letztere Fall trat leider ein.) — Der wackere Kaufmann beschränkte seine Wohlthätigkeit noch nicht hierauf. Er hörte, die Wittwe sey gesonnen ihre Equipage abzuschaffen, er wußte, sie war an diese Bequemlichkeit gewöhnt; sogleich setzte er ihr ein Jahrgehalt von fünfhundert Thalern aus, unter der Bedingung, nach wie vor Kutsche und Pferde zu halten. —

Noch einmal, wie würden die deutschen und brittischen Zeitungsschreiber ihre Druckerpressen in Bewegung gesetzt haben, wenn sie solche Handlungen zu verkünden hätten. Ich freue mich des Vorzuges, der Erste zu seyn, der sie, einfach wie es sich gebührte (denn welche Feder könnte hier Schmuck leihen?) seinen für hohen Edelmuth empfänglichen Landsleuten mittheilte. Wen, nachdem er dies gelesen, sein Schicksal einmal nach Riga führt, der wird schon von ferne die Thürme der Stadt nicht mit jener stumpfen Neugier erblicken, die den Reisenden beim Anblick eines fremden Ortes zu ergreifen pflegt; Riga ist ihm nicht mehr fremd, er weiß, unter diesen Dächern hausen wackere Menschen, er fährt mit leichtem Herzen zum Thore hinein.

7.

Eine Luftfahrt habe ich in Riga mit angesehen, Robertson war es der aufstieg. Ich zweifle keinen Augenblick, daß man die Direktion der Luftballons nächstens finden werde, ja ich bin gewiß, man würde sie schon gefunden haben, wenn nur, wie vermuthlich bei dem ersten Wasserbeschiffer geschah, die große Lehrerin Noth ihre Stimme erhoben hätte. So lange die Luftreisen bloß angestellt werden, um neugierigen Gaffern ein Schauspiel zu geben, so lange wird es wohl beim Auf- und Niederfahren, nach Willkühr der Winde, sein Bewenden haben; aber man lasse einmal irgend eine Art von Noth, besonders Hungersnoth und Liebesnoth ein keckes mechanisches Genie ergreifen, und plötzlich werden wir die Luftballons so zahlreich als die Schwalben herum segeln sehen. Dieser Gedanke ist es, der mir jede Luftfahrt doppelt interessant macht. Ich denke mir, wie bald vielleicht ein liebender Jüngling, ganz im Stillen, ohne diese Menge Volks um sich zu versammeln, aus seinem einsamen Hofe bei nächtlicher Weile aufsteigen wird, um eine hundert Meilen entfernte Geliebte mit gutem Winde zu besuchen; oder wie ein zärtlicher Hausvater, der in einer belagerten Stadt Weib und Kinder hungern sieht, sich plötzlich kühn in die Luft schwingt, über den Häuptern des Feindes höhnend dahin schwebt, auf Freundes Boden seine Gondel statt des Ballastes, mit Brodt befrachtet, und nach wenigen Stunden triumphirend zurückkehrt. Will ich lachen, so denke ich mir einen Contrebandierer, mit herrlichen Spitzen beladen, der dem dicken lauernden Zollvisitator, im eigentlichsten Wortverstande, Sand in die Augen streut; oder einen hübschen, muthigen Faublas, der mitten in den Garten eines Nonnenklosters, zum großen Schrekken der alten

Domina, herabsinkt. Ha! welch ein neues unabsehbares Feld für die Romanenschreiber! wie werden dann die Ritter und Geister auseinander stieben, wenn die Luftfahrer erscheinen werden.

Robertsons anspruchlose Kühnheit gefällt mir. Er machte seine Anstalten mit eben so vieler Ruhe als Gewandtheit, ja er hatte diese Ruhe selbst seiner Gattin eingeflößt, die ohne sichtbare Bewegung den Augenblick herannahen sah, in welchem das unermeßliche Meer ohne Klippen sie von dem Gatten trennen sollte. Sein Sohn, ein hübscher Knabe, lief spielend unter den tausend Zuschauern herum. — Jetzt war der Ballon gefüllt, Robertson bestieg die Gondel, ließ sich, an Stricken schwebend, einmal im Kreise herumführen, und gab dann das Zeichen, ihn den Winden Preis zu geben. Es geschah, aber der Ballon senkte sich wieder, und, um ihn zu erleichtern, war Robertson genöthigt, die Köpfe der nächsten Zuschauer mit Sand zu taufen. Jetzt hob er sich zwar, doch nur wenig, der ziemlich starke Wind gab ihm sogleich eine schiefe Richtung, und er schwebte, zu unser Aller Schrecken, gerade auf ein Dach zu. Schon war er im Begriff an dieser Klippe zu scheitern, schon streifte sein Anker das Dach, als er noch zu rechter Zeit, durch Auswerfen seines ganzen Ballastes, dem er sogar seinen Mantel nachsandte, sich der Gefahr entzog, und nun in der That majestätisch dahin schwebte. Das Händeklatschen der jauchzenden Menge gab ihm das Geleite. Einige Meilen von Riga, auf der Petersburgischen Straße, stieg er glücklich aus dem unsichern Element auf den mütterlichen Boden herab.

Was diese Luftfahrt am merkwürdigsten machte, war seines Nebenbuhlers, Garnerin, Gegenwart. Dieser kleine Mann hat überall den Ruf der Habsucht hinterlassen,

und vielleicht wissen sogar die Vögel, die er in der Luft besuchte, ein Lied davon zu singen. Man sah es ihm auch heute wohl an, daß er hinter seiner spöttischen Larve den heimlichen Wunsch barg, Robertsons Unternehmen scheitern zu sehen. Hätte er Glauben gehabt wie ein Senfkorn, und folglich Berge versetzen können, er würde nicht ermangelt haben, dem edleren Nebenbuhler, statt jenes Daches, eine Alpe in den Weg zu werfen. Man sagt, er habe Rußland mit dem Versprechen verlassen müssen, nie wieder dahin zurück zu kehren; wenigst versicherte ein Postmeister, diese schmeichelhafte Clausel in seinem Passe gelesen zu haben.

8. Beschaffenheit der Extraposten von Petersburg bis Neapel.

Gute Einrichtungen für Extraposten zu treffen, mag so gar schwer nicht seyn, man darf nur schon vorhandene copiren; aber mit Ernst und Strenge darüber wachen, daß die guten Gesetze auch befolgt werden, scheint allerdings eine schwere Kunst zu seyn, denn ich vermisse sie oft in Ländern, wo sonst Gerechtigkeit streng gehandhabt wird. Ich will das Extrapostwesen sämmtlicher Staaten, durch welche ich gereis't bin, in gedrängter Kürze erzählen. Vielleicht nutzt es hie und da — wenigstens Reisenden.

Es ist bekannt, daß man in Rußland vortrefflich fährt, zwei deutsche Meilen in einer Stunde ist nichts ungewöhnliches, anderthalb ist bei guten Wegen gesetzlich. Man muß, der Postordnung zufolge, ziemlich viele Pferde vorspannen, aber hingegen bezahlt man für zehn Pferde in Rußland noch nicht soviel, als für fünf in andern Ländern. Der Postillion ist flink, unterwürfig, singt fröhlich den ganzen Weg über, und wenn er fünf und zwanzig

Copeken Trinkgeld erhält, (etwa fünf Groschen) so bückt er sich tief. Auf den Posthäusern ist aber wenig oder nichts zu haben, man muß Alles bei sich führen. — Wie in Rußland so ists auch in Ingermannland, nur findet man da schon auf manchen Posthäusern Bequemlichkeit und Erquickung. In Jamburg besonders befindet man sich sehr wohl. — In Lief- und Ehstland fährt man nicht ganz so schnell wie in Rußland, doch ist der Unterschied unbeträchtlich, uud Ersatz gewähren die guten Posthäuser, in welchen man fast durchgehends nach Wunsch bedient wird. Der Adel unterhält hier die Posten, und hat in Liefland die lobenswerthe Einrichtung getroffen, die Preise alles dessen, was der Fremde bedarf, genau zu bestimmen. Man liest daher in jedem Posthause angeschlagen, wie viel man für eine Mahlzeit von zwei, drei oder vier Schüsseln, für Betten u. s. w. zu bezahlen habe. Prellerei hat man also in Liefland nicht zu befürchten. — In Kurland sollte man, was das Postwesen anlangt, nicht glauben, noch in den Staaten desselben Monarchen zu reisen. Erstens ist das Postgeld wohl zwiefach höher; zweitens ist in den Verordnungen manches so unbestimmt angegeben, daß man, was die Zahl der Pferde betrifft, ganz von den Schikanen des Posthalters abhängt. Ein zweisitziger Wagen, heißt es zum Exempel, bepackt oder mit vier Menschen, soll sechs Pferde nehmen. Man komme also nach Kurland mit einem halben Wagen, der immerhin so klein und leicht sey, daß ein einziger Mensch ihn fortziehen könne, man habe gar kein Gepäck bei sich, aber man reise mit einem Gefährten und zwei Bedienten auf dem Bocke, so muß man, wenn es dem Posthalter beliebt, sechs Pferde nehmen. Oder man sitze auch ganz allein im Wagen, habe aber hinten und vorne Koffer aufgepackt, so muß man sich abermals

sechs Pferde gefallen lassen. Diese sonderbare Verordnung ist von dem ehemaligen Gouverneur von Driesen unterzeichnet. — Die Posthäuser waren ehemals sehr gut, aber diesesmal habe ich sie, Frauenburg ausgenommen, sehr mittelmäßig gefunden. Eine Taxe ist da auch nicht; man muß viel zahlen. —

In Preußen mit Extrapost zu reisen, hatte ich vor einigen Jahren verschworen, allein man sagte mir so viel von den vortrefflichen neuen Einrichtungen, daß ich es wiederum wagte. Ich kann eben nicht sagen, daß ich es besser befunden hätte als vormals. Man glaubt jetzt schneller zu fahren, aber man täuscht sich, denn nach der neuen Messung sind die Meilen viel kleiner geworden. Ein Gesetz, welches den Reisenden, die mit Extrapost ankommen, auferlegt, wenigstens drei Tage an einem Orte zu verweilen, ehe es ihnen vergönnt ist, einen Fuhrmann anzunehmen, sollte wenigstens für die Strandreise zwischen Memel und Königsberg aufgehoben werden, denn an diesem Strande, auf den weder Ceres noch Pomona jemals herabblickten, wo man durchaus nichts anders gewahr wird, als Meer, Himmel, ganz kahle Sandberge, kleine Steine, Schiffstrümmer und Mauren; wo man alle drei bis vier Meilen nichts anders findet, als eine Bretterhütte, zwei Schritt lang und zwei Schritt breit, ohne Thür und Fenster; wo man in solchen elenden Hütten verweilen muß, bis die ausgespannten Pferde über die ungeheuren Sandberge sich eine halbe Meile weit hinüber gearbeitet haben, und bis von dem dort gelegenen, dem Reisenden aber unsichtbaren Posthause, andere Pferde geschickt werden; wo man während dieser angenehmen Pause, das etwa mitgenommene Essen auf der kahlen Erde ausbreiten und sich auf die kahle Erde daneben legen kann, (denn Tische und Stühle giebt es da nicht) wo man,

wenn die Pferde lange ausbleiben, keinen andern Zeitvertreib hat, als am Strande Bernstein zu suchen oder bunte Steinchen zu sammeln; bei diesem von der Natur verworfenen Strande sollte es wohl erlaubt seyn, nach eignem Belieben zu reisen, ohne vorher drei Tage verlieren zu müssen. Reiset man mit einem Fuhrmann, so ist man doch wenigstens sicher, über die Sandberge hinüber, bis in das jenseits gelegene Posthaus gefahren zu werden, welches zugleich ein Wirthshaus ist, wo man einige Bequemlichkeit findet; der Postillion hingegen thut das nicht, und kann es auch mit seinen matten Pferden nicht thun. Besteht der Reisende darauf, weil es Nacht wird und er schlafen will, so reitet der Postillion erst hinüber um andere Pferde zu holen. Ist die Equipage etwas schwer, so sendet der Posthalter einen kleinen offenen Wagen, auf den muß man sich setzen, sein Nachtzeug mit darauf nehmen, den eignen Wagen aber, unter der Obhut eines Bedienten, vor der erwähnten Bretterhütte stehen lassen, bis zum andern Morgen. Nicht jeder Reisende mag seinem Bedienten dergleichen zumuthen. Man rechne nun noch hinzu, daß auf diesen Stationen überhaupt sehr wenige Pferde gehalten werden, die Straße dennoch sehr frequent ist, (weil die meisten Reisenden einen Umweg von vierzehn Meilen über Tilsit scheuen) und man daher sehr oft keine Pferde findet, ja daß selbst eine vorausgesandte Staffette oft keinen Nutzen bringt. Das Letztere erfuhr ich noch diesesmal. Schon Nachmittags ersuchte ich das Postamt zu Memel, mir durch eine Staffette die nöthigen Pferde bestellen zu lassen, und als ich am andern Mittag auf der ersten Station anlangte, war die Staffette nur eine Stunde vor mir eingetroffen, weil man sie einem Reisenden mitgegeben hatte. Gesetzt aber auch, man findet Pferde, und glaubt nun alle Schwierigkeiten über-

wunden zu haben, so quält gewöhnlich der Posthalter den Reisenden noch mit der Zumuthung, sein Gepäck zu Wasser auf einem Boote vorauszusenden, und auf diese Weise den Wagen zu erleichtern. Um das Gemählde zu vollenden, muß ich noch hinzufügen, daß an diesem Strande sehr oft eine Art von Sand gefunden wird, den man Treibsand oder Triebsand nennt. Solche Stellen unterscheiden sich im Aeußern durch nichts, geräth man aber darauf, so sinkt der Wagen plötzlich auf der Seeseite ein, und zwar bisweilen so tief, daß in weniger als einer halben Minute der Sand durch das Kutschfenster eindringt, nud die Personen, welche darin sitzen, kaum so viel Zeit übrig behalten, sich zu der andern Thür hinaus zu retten. Mir ist ein solches Beispiel bekannt. Ein angesehener Mann, dem es begegnete, fuhr mit eignen guten Pferden, die dennoch nicht vermögend waren, den Wagen wieder heraus zu ziehen, er war gezwungen, ihn stückweis auseinander zu nehmen und gleichsam ausgraben zu lassen. Postpferde sind vollends zu kraftlos, und dennoch vermeiden die Postillions gerade am wenigsten die Gefahr, sondern fahren gewöhnlich mit einem Rade in der See, weil da der feuchte Sand härter zu seyn pflegt. Wem also die Zeit nicht allzu kostbar ist, der thut besser über Tilsit zu reisen, so vermeidet er auch noch den widrigen Seegeruch. — Doch laßt uns weiter reisen. Es ist jetzt die Einrichtung in Preußen getroffen worden, daß der Postmeister nicht zugleich Posthalter ist, auch nicht, wie sonst, gewisse Einkünfte von den Extraposten zieht, er hat daher weniger Interesse, sie schnell zu befördern, auch scheint der Posthalter eben nicht sehr abhängig von ihm zu seyn. Der Letztere hat an vielen Orten, z. B. in Bromberg, Driesen u. s. w. ein kleines Gut nahe bei der Stadt, da braucht er die Pferde zur Feldarbeit,

sie müssen also erst vom Felde geholt werden, oder sie werden von den Bürgern zusammen getrommelt. So ging es mir in Bromberg. Die Pferde waren schon Abends bestellt, dennoch mußte ich am andern Morgen drei Stunden warten. Endlich kamen mehrere Bürger. Jeder brachte ein Pferd oder zwei, (ich brauchte deren sieben) Jeder hatte einen Sattel bei sich, und noch einen Futtersack und noch einen Kober, alle diese Sättel und Futtersäcke und Kober muß der Reisende mit auf seinen Wagen nehmen. In Bromberg soll es, wie der Gastwirth sagte, gewöhnlich so übel bestellt seyn. In Fülehne und Driesen ging es mir eben so. Am erstern Orte mußte sogar ein mit Geld beladener Postwagen sechs oder sieben Stunden auf Pferde warten. Der brave alte Postmeister gab sich alle mögliche Mühe ihn fortzuschaffen, aber der Posthalter, ein Jude, hatte die Bürger so knickerig behandelt, daß ihm nun keiner vorspannen wollte. Hier mußte ich abermals drei Menschen, drei Habersäcke und drei Kobers mitnehmen. — Das Gesetz verspricht dem Reisenden, daß er spätestens in einer Stunde fortgeschafft werden soll, aber es hilft zu nichts, sich auf dieses Gesetz zu berufen. In Driesen antwortete mir der Sekretair ganz trocken, das Gesetz gelte nur dann, wenn Pferde da wären. Lieber Gott! dann brauchte es gar nicht gegeben zu werden. Mein Laufzettel war zwei Stunden vor mir angekommen, dennoch mußte ich drittehalb Stunden warten und endlich doch eines meiner Pferde unterweges liegen lassen. Solche Unannehmlichkeiten hatte ich an mehreren Orten zu bekämpfen, besonders je näher ich der Residenz kam. Man entschuldigte sich gewöhnlich mit der Erndte und mit der ordinairen Post; von beiden erwähnt aber das Gesetz nichts. — Den sogenannten Stundenzettel, den

man dem Reisenden mitzugeben pflegt, möchte ich eine mit Extrapost reisende Lüge nennen. Ich fühle, daß ich das beweisen muß, und ich will es. Aus Graudenz fuhr ich um halb sechs Uhr Morgens, im Stundenzettel stand neun Uhr. In Culm kam ich um halb zwölf Uhr Mittags an, als die Leute eben aus der Kirche kamen, im Stundenzettel stand zwei Uhr. In Ostromezke sollte ich um acht Uhr Abends angekommen, um neun Uhr abgereißt seyn, ich war aber um acht Uhr schon jenseits der Weichsel und um neun Uhr bereits in Bromberg. Aber ob ich gleich daselbst zum Thore hineinfuhr, als eben der Zapfenstreich geschlagen wurde, also unwidersprechlich nicht später angekommen war, las ich doch am andern Morgen zu meinem Erstaunen, ich sey um ein Uhr in der Nacht eingetroffen. So geht es überall. Man kann freilich die Unwahrheiten rügen und auf deren Abänderung bestehen; aber soll sich der Reisende mit jedem Postsekretair des Stundenzettels halber herum zanken? —

Zu allen diesen Unbequemlichkeiten rechne man nun noch die göttliche Grobheit der Postillions. Wahrlich, als Jupiter verlegen war, die Grobheit recht grob zu schaffen, da hauchte er ihr endlich die Seele eines preußischen oder sächsischen Postillions ein, und siehe! das Werk war gelungen. Man nehme sich vor, so fest man wolle, mit diesen Leuten in keinen Streit zu gerathen, man spende das Geld mit vollen Händen, es ist alles einerlei, sie sind nie zufrieden, und so außerordentlich reizbar, daß auch die sanfteste Ermahnung, etwa ein wenig schneller zu fahren, sie gleich in eine Art von grober Wuth versetzt. Nach der Verordnung sollen sie sich nicht unterstehen, ohne Erlaubniß des Reisenden unterweges anzuhalten, aber auch dieses Gesetz wird, so wie die übrigen, selten oder gar nicht befolgt. Der Postil-

lion geht in das Wirthshaus, thut sich gütlich, und der Reisende hat das Vergnügen, aus seinem Wagen heraus, durch das Fenster des Wirthshauses, ihn am Tische sitzen zu sehen, wo er sich oft sogar warme Speisen auftragen läßt, ohne sich darum zu bekümmern, ob den Reisenden hungert oder ob er Langeweile hat. Sagt man ein Wort dagegen, so bekommt man Impertinenzen anzuhören. Klagt man darüber auf dem nächsten Postamt, so ist gewöhnlich ein Achselzucken die ganze Antwort, höchstens ein Versprechen es zu melden. Schwerlich aber zieht eine solche Meldung dem Kerl Strafe zu, sonst würde der Unfug ja wohl endlich aufhören, auch erfährt der Reisende nie etwas von erlangter Satisfaktion. Sogar den König von Schweden, als er kürzlich von Leipzig abfuhr, behandelten die Postillions unterweges so grob, daß er von der ersten Station deshalb eine Klage nach Dresden sandte. Da wurden nun freilich Einige ins Zuchthaus gesteckt, aber das war auch ein König! wo findet ein Privatmann gegen solche Menschen Recht? — Die preußischen Postillions hatten doch vormals noch den Vorzug, daß sie gut auf dem Posthorn bliesen, und dadurch den Reisenden bisweilen ergötzten; anjetzo aber ist das Posthorn eine Quaal mehr für ihn, denn alle Postillions, etwa zwei oder drei ausgenommen, zerreißen durch ihr Gequicke die Ohren auf das fürchterlichste, und nehmen es noch obendrein sehr übel, wenn man sie bittet es bleiben zu lassen.

Ich hoffe nicht, daß diese freimüthigen, aber durchaus wahren Bemerkungen über das preußische Extrapostwesen irgend Jemand beleidigen werden, ich schmeichle mir vielmehr Dank damit zu verdienen, indem auf diesem Wege Wahrheiten an die Behörden gelangen, die sie sonst vielleicht nie erfahren würden, denn der Reisende scheut Weitläuftigkeiten, hat auch selten Zeit dazu, und vergißt lieber

das überstandene Ungemach. Gewiß braucht den Behörden der zunehmende Unfug nur zu Ohren zu kommen, um ihm sogleich abzuhelfen. Zwar, in Sachsen habe ich die Hoffnung dazu verloren, denn da scheint die sonst vortreffliche Regierung gegen die unendlichen Klagen der Reisenden taub zu seyn. Langsamkeit und Grobheit der Postillions haben daselbst den höchsten Gipfel erreicht. Gute Postverordnungen giebt es da zwar auch zur Genüge, und sie sind in allen Posthäusern angeschlagen, aber beim Anschlagen läßt man es auch bewenden. Einen kleinen Ersatz findet der Reisende jedoch in Sachsen durch Ersparniß, indem man ihn nicht zwingt, mehr Pferde zu nehmen, als er wirklich bedarf. In Preußen ist die Zahl der Pferde nach der Zahl der Personen bestimmt, und drei Personen z. B. müssen vier Pferde nehmen, wenn sie übrigens auch auf einem unbepackten Kinderwagen führen. Bemerken muß ich noch eine Seltsamkeit: jemehr man sich der Residenz nähert, je gröber werden die Menschen. Es sollte doch wohl umgekehrt seyn. Im eigentlichen Preußen sind die Extraposten am besten bedient, jemehr man sich aber dem Brandenburgischen nähert, je größern Vorrath von Geduld rathe ich auszupacken. Vielleicht ist es wirklich nur in der Erndtezeit so schlimm, aber das sollte öffentlich bekannt gemacht werden, damit Jedermann um diese Zeit fein zu Hause bliebe.

Es ist eine sehr behagliche Empfindung, wenn man nun endlich durch Sachsen sich durchgearbeitet hat, schon in den Ländern der Grafen Reuß, willige höfliche Menschen zu finden. Zwar sind die Wege im Voigtlande verdammt schlecht, aber hundertmal lieber will ich doch schlechte Wege, als unerträgliche Menschen dulden. Weiterhin, im Reiche, hört auch die Klage über die elenden Straßen auf, man findet ununterbrochen Chaussee, man wird auf den

Posten schnell bedient, die Postillions fahren gut, sind mit dem Trinkgeld zufrieden und behandeln den Reisenden mit gebührender Achtung. Man hat gar keine Gelegenheit mehr sich zu ärgern, man fährt ruhig und schnell seines Weges, man befindet sich auf einmal wie im Himmelreich. So ist es auch in Baiern und Tyrol. Natürlich dringt sich Einem alle Augenblicke die Frage auf; wenn in diesen Ländern solche heilsame Maaßregeln genommen werden konnten, warum denn nicht auch in Preußen und Sachsen? bestehen denn da die Postillions aus einer eigenen, ganz unbezwingbaren Menschenrace? — Auch wegen der Anzahl der Pferde entstehen in jenen Ländern nie Schwierigkeiten. Ohne strenge Postverordnungen, (wenigstens kenne ich sie nicht) giebt der Postmeister gern der Billigkeit Gehör. Oft hab' ich in Preußen fünf Pferde nehmen müssen, aber in den zuletzt genannten Ländern, selbst in den Tyroler Gebürgen, hat man mir unweigerlich drei vorgespannt.

Eine Unannehmlichkeit anderer Art erwartet jedoch den Reisenden beim Eintritt in die östreichischen Staaten. Bis dahin nehmlich fragt Niemand nach seinem Paß, aber nun ist auch des Fragens kein Ende; es ist als beträte man das Reich des Mißtrauens. Auf der Grenze ist es vielleicht nothwendig, auch wohl in Inspruk; aber warum denn schon wieder in Botzen? und noch einmal in Ala? und abermals nicht weit von Ala? wo überdies auch zum zweitenmale die Koffer visitirt werden. Endlich kommt man nach Verona, da wird erstens vor dem Thore die Plombe am Koffer untersucht, zweitens der Paß vorgezeigt; drittens muß man nach der Polizei fahren, wo der Paß von zwei verschiedenen Behörden einregistrirt wird; viertens geht es nunmehr zum Vicecapitano, der den Paß unterzeichnen muß; fünftens, vom Vicecapitano wandert

man zum Platzmajor, der abermals sein vidi darunter setzt. Nun glaubt man endlich frei und ungehindert über die Brücke fahren zu dürfen, welche das östreichische Verona von dem cisalpinischen Verona scheidet, aber man irrt sich. Auf der Brücke selbst muß man sechstens den Paß nochmals vorzeigen, und meint man nun Alles überstanden zu haben, so kommt siebentens noch ein Visitator, der sich aber abfinden läßt. Sollte wohl, kraft aller dieser Vorsichtsanstalten, der Kaiser weniger hintergangen werden als der König von Preußen oder der Churfürst von Baiern? ich zweife sehr. Ehrliche Reisende werden nur dadurch gequält, und Spitzbuben wissen sich Pässe zu verschaffen, die mit allen möglichen Signaturen versehen sind. Einer großen Macht steht es so wohl an, Vertrauen zu zeigen, und ein solches Vertrauen imponirt mehr als alle jene Anstalten.

Doch ich komme wieder auf die Extraposten. In Italien sind sie abermals vortrefflich bedient, selten wartet man eine Viertelstunde auf Pferde; die Postillions fahren sehr rasch und die Wege sind gut, überall Chaussee. Wenn in Deutschland der Boden nur das geringste Hinderniß in den Weg legt, so heißt es gleich: hier kann man keine Chaussee machen. Lieber Gott! ich habe sogar im Gebiete des Pabstes, hoch auf den Apenninen, zwanzig bis dreißig Esel auf einmal angetroffen, deren jeder zwei kleine Körbchen trug, die er voll Sand da hinauf geschleppt hatte, um die Chaussee damit auszubessern. Wie oft müssen die Eselheerden auf- und abklimmen, ehe sie so viel Sand als nöthig ist in ihren kleinen Körben zusammentragen? welche Beschwerde! dennoch sorgt sogar der Pabst dafür! und in Sachsen — ringsum die berühmte Handelsstadt Leipzig — versinkt man in Koth und wirft am hellen lichten Tage, auf ebener Straße, schrittfahrend, um, wie es mir wirklich einmal begegnet ist.

So gut nun aber auch die Extraposten in Italien sind, so thut man doch wohl, nicht weiter als bis Bologna damit zu fahren, dort aber einen Vetturino anzunehmen, mit diesem über die Apenninen bis Florenz, auch von da weiter nach Rom und Neapel zu gehen. Der Gründe sind mehrere; die Hauptursache ist — Sicherheit. Besonders in dem Staate, der aber noch immer der Kirchenstaat ist, giebt es keine Station, wo man nicht von Raub und Plündern hörte; die Postillion selbst sollen oft mit den Räubern in Einverständniß seyn, auch greifen diese immer nur Posten an. Man hat kaum ein paar Beispiele, daß ein Vetturino wäre attakirt worden. Die vornehmsten römischen Herren halten es für nothwendig, sich von Bewaffneten begleiten zu lassen. Ich selbst bin dem Schatzmeister des Pabstes begegnet, dessen Wagen von vier Kerls zu Pferde mit langen Flinten umgeben war, obgleich noch überdies Bedienten hinten und vorne darauf saßen. Wenn man solch einem armirten Zuge begegnet, so wächst Einem wahrlich nicht der Muth, in diesem Lande zu reisen. Man wird überdies in allen kleinen Städten, durch welche man fährt, so verdammt zweideutige Gesichter gewahr, die bis an die Nase in Mäntel verhüllt, so gierig hervor glupen; man muß immer an den Angelo in Emilia Gallotti denken.

Ferner hat man, so bald die Gebürge ihren Anfang nehmen, ewige Streitigkeiten über die Anzahl der Pferde. Zweirädrige Kaleschen kommen, wie in Frankreich, am besten fort. Rollt man aber auf vier Rädern, so werden alle Augenblicke sechs Pferde vorgespannt, zu jedem Paar Pferde ein Postillion mitgegeben. Nimmt man nun noch, der Sicherheit halben, eine Begleitung von einigen Dragonern mit, (die zu diesem Behufe auf allen Posten bereit sind) so kann man denken, wie ungeheuer sich die Ausgaben vermeh-

ren. — Die Postillions sind zwar nicht grobe, aber wilde, verwegene Menschen, zu allem fähig. Im Kirchenstaate bestehen sie größtentheils aus Gesindel, das, aus Furcht vor Strafen, seit der letzten Revolution aus dem Neapolitanischen entsprungen ist. Hier ein neues Beispiel ihrer Bosheit. Ein paar Franzosen reiseten in einem sehr leichten Wagen. Man wollte ihnen, in einer kleinen Stadt, mehr Pferde vorspannen, als sie zu bezahlen verbunden zu seyn glaubten; sie wandten sich daher an die Obrigkeit des Orts. Aber, während sie dort ihre Sache vortrugen, steckten die Postillons ihren Wagen in Brand, und als sie zurück kamen, fanden sie ihn richtig in Asche verwandelt.

Oft trifft es sich auch, da verhältnißmäßig wenig Pferde auf dieser Straße gehalten werden, daß der Reisende sich genöthigt sieht, die Nacht in einem öden Posthause zuzubringen, wo der Mangel an allen Bequemlichkeiten noch das kleinste Uebel ist, sondern, wo er, hinter unverschlossenen Thüren, (weil es keine Schlösser an den Thüren giebt) alle Augenblicke für sein Leben zittern muß.

Von allem diesem hat man bei einem Vetturino nichts zu befürchten. Langsamer geht es freilich, und oft sehr langsam; indessen man die Extraposten pfeilschnell neben sich einherschießen sieht; aber die Maulesel gehen doch auch einen starken Schritt, und vierzig italiänische Meilen macht man bequem auch in kurzen Tagen. Ferner ist der Tritt dieser Thiere äußerst sicher, ein wichtiger Umstand auf einer Reise, die fast immer bergauf bergab, über Abgründe führt, welche, mit keiner Mauer versehen, den Reisenden bald rechts, bald links anjähnen. Pferde gehen schneller vorwärts, wenn sie geprügelt werden, das Maulthier aber sieht den Weg nur um so fester an, je mehr Prügel es bekommt. Ich bin erstaunt über die steilern Felsen, wel-

che wir oft, ohne das Rad zu hemmen, herabgefahren sind. Mit Maulthieren hat man kein Beispiel eines unglücklichen Sturzes. Sehr oft schläft ihr Führer, aber sie gehen darum nicht minder sicher. — Der Vetturino läßt seine Glocke weit ertönen, ohne, wie schon gesagt, die Räuber dadurch herbei zu locken. Es scheint eine Art von stillschweigender Verabredung zwischen ihnen zu herrschen. — Für alle Bequemlichkeiten des Reisenden sorgt der Vetturino nach Möglichkeit. Er bringt ihn in die besten und sichersten Häuser zum Nachtlager, er berichtigt sogar seine Zeche, und schützt ihn dadurch vor Prellerei. Wird irgend etwas am Wagen zerbrochen, so sorgt er dafür, daß es schnell, gut und wohlfeil reparirt werde, kurz, er vertritt den Reisenden überall. — Herr Polastri in Florenz ist vielleicht der größte Unternehmer von solchen Fuhrwerken in ganz Europa. Ich selbst habe einen Vetturino von ihm gehabt, der mehreremale in Wien, Berlin, Calais, ja sogar einmal in Warschau, mit seinen Mauleseln gewesen war, auch deutsch, französisch und polnisch radebrechte. Er hieß Viacenzo, ein freundlicher, gefälliger Mensch, den ich allen Reisenden empfehle; sie werden mirs Dank wissen. — Ich füge nun noch hinzu, daß, in Ansehung der Kosten, die Ersparniß bedeutend ist. Ich bin für 80 holländische Dukaten mit sieben Pferden von Florenz bis Neapel (etwa 80 deutsche Meilen) gefahren, und habe überdies nur Mittags meine Zeche bezahlt. Mit der Post würde es vielleicht noch einmal so hoch sich belaufen haben.

---

9. Reise von Riga nach Berlin durch Westpreußen.

Für einen Reisenden, dem der Winter über den Hals zu kommen droht, und der, weil er Italiens Grenze vorher

her zu erreichen wünscht, so schnell als möglich mit Extrapost reisen muß, giebt es zwischen Riga und Berlin wenig zu bemerken. Ich schüttele meine Schreibtafel, aber es fallen nur einzelne Brocken heraus.

Die curländische Verfassung öffnet auf Privatgütern noch mancher Willkühr die Pforten. Ein Edelmann, der selbst Gutsbesitzer dort ist, und dem ich zu mistrauen um so weniger Ursache finde, ist bei dieser Behauptung mein Gewährsmann. Die Krone hingegen hat väterlich für die geringsten und unentbehrlichsten ihrer Kinder gesorgt. Sie behandelt ihre Pächter alle auf einerlei Weise, die Contracte mit denselben sind gedruckt. Ein bedrückter Kronsbauer darf sich ungehindert mit seiner Klage an die Kayserliche Kammer (Kameralhof) wenden, die ohnehin verpflichtet ist, von drei zu drei Jahren, durch eine Commission alle Kronsgüter zu bereisen und deren Zustand untersuchen zu lassen.

Wer in Memel ein Stündchen übrig hat, der versäume doch nicht, die alte Citadelle zu besteigen; die Aussicht wird ihm seine Mühe reichlich lohnen: denn er erblickt zwei Meere, rechts die Ostsee, links das curische Haff. Von beider Wellen bespült, liegt die schmale Erdzunge in der Mitte, und befindet sich freilich sehr übel dabei, denn noch bei Menschengedenken prangte sie mit dem fruchtbarsten Weizenboden. Aber Menschen, die nicht weiter vor sich sahen, als ihre Nase reichte, hauten die schützenden Wälder um. Seitdem versandet die ganze Erdzunge, und nur noch wenige grüne Plätze liegen wie Inseln in diesem Sandmeer. Zwar hat man seit einiger Zeit wiederum angefangen, Wälder zu säen und zu pflanzen, aber selbst diese Anpflanzungen werden nur mit vieler Mühe vor dem alles verschlingenden Flugsande geschützt.

Unter manchen interessanten Gegenständen, welche die Schloßbibliothek zu Königsberg enthält, (und welche von dem wackern Hrn. Professor Gensike gefällig gezeigt werden) befindet sich auch eine Handschrift einer Braunschweigischen Fürstin aus dem Mittelalter, (Namen und Jahrzahl habe ich vergessen) eine Instruktion für ihren Sohn, wie er sich während seiner Regierung verhalten solle, die durch Klarheit der Begriffe, durch fast republicanische Gesinnungen, und durch vorurtheilfreie Würdigung der Geistlichkeit, in Erstaunen setzt. Wahrlich, so richtig und frei konnte damals nur noch ein Frauenzimmer beobachten, fast mögte ich behaupten, auch jetzt noch. Das ganze ist dabei kräftig, und oft mit drolliger Herzlichkeit geschrieben. Es verdiente bekannt gemacht zu werden, und würde manchem Regenten, der Ohren hat zu hören, noch heute sehr nützlich seyn. Wie abstechend ist dagegen eine in gleicher Absicht, aber nicht mit gleichen Kräften, geschriebene Instruktion des ersten Herzogs in Preußen. Sie ist nicht einmal vollendet, denn der gute Mann hat sich viel zu lang bei dem Religionsunterricht aufgehalten, der ihn nichts angieng, und hat sich über das Wesen der drei Personen in der Gottheit, (die eine Person hatte) in solche Spitzfindigkeiten verwickelt, daß ihm endlich die Feder aus der Hand gefallen, noch ehe er zu den Regentenpflichten kam, die ihm vermuthlich nur Nebensache schienen.

Die herrlichen Briefe Friedrich des Zweiten an Fouquet sind zwar gedruckt, aber es ist doch äußerst interessant, sie hier von des großen Königs eigner Hand geschrieben zu erblicken.

Auch einen eigenhändigen Brief Doktor Luthers an seine Frau wird man mit Vergnügen lesen. Die gute Frau

hatte allerlei Gewissenszweifel, das hieß, nach damaliger Sprache, Anfechtungen vom Teufel. Luther tröstet sie, in seinem gewöhnlichen, kräftigen, drolligen Styl, und giebt ihr gute Lehren, wie sie es anzufangen habe, um den Satan los zu werden. Wolle er durchaus nicht weichen, so solle sie endlich sprechen. „Wohlan, Teufel, wenn „du es besser verstehst, so fahre hinauf gen Himmel, und „disputire mit unserm Herr Gott.“ — Ach! wenn man doch überhaupt alles Disputiren über außersinnliche Gegenstände auf ewig dahin verweisen könnte! —

Die Bedeutung Bocksbeutel, ist heut zu Tage von ihrer ursprünglichen so sehr abgewichen, daß es wohl der Mühe verlohnt, zuletzt noch einen Blick auf die kleine Antiquität zu werfen, die in der Schloßbibliothek aufbewahrt wird: nemlich eine Art von Tasche, von grünem Sammt mit Gold verbrämt, in welcher ein Psalmenbüchlein steckt. Solche Taschen hängten unsre frommen alten Mütter an die Seite, und sie waren so bequem eingerichtet, daß sie die Psalmen aufschlagen konnten, ohne die Tasche abzunehmen. Solch ein Ding hieß ein Buch'sBeutel, und war — weil die Eitelkeit sich auch in fromme Seelen schleicht — zugleich ein nicht unbedeutendes Stück des weiblichen Putzes, wie die noch vorhandene Figur zeigt. Warum in spätern Zeiten grade diese kleinen Buchsbeutel erkohren worden, überhaupt jede verschollene Gewohnheit zu bezeichnen, davon mögte der Grund wohl schwerlich wieder zu finden seyn.

Der neue Justizpallast in Marienwerder, an dem der Reisende vorüberfährt, hat ein dreifaches Interesse: erstens als herrliches Gebäude; zweitens durch seine schöne Inschrift: Jedem Gerechtigkeit; (welche einen neuen Beweis liefert, daß unsere Sprache sich auch

dem Lapidarstyl sehr wohl zu fügen weiß) und endlich drittens durch die frohe Ueberzeugung, die in der Brust jedes preußischen Unterthans lebendig ist: daß die Inschrift nicht lügt.

Von Graudenz weiß ich nichts weiter zu berichten, als daß in seiner Nähe der schönste Galgen steht, den ich in meinem Leben gesehen habe. Zwar, der Galgen selbst unterscheidet sich nicht von seinen dreibeinigen Brüdern, aber der mit stolzen Eichen bepflanzte Hügel, auf welchem er steht, ist so schön, daß er die armen Sünder gleichsam einladet, sich mit Vergnügen aufhängen zu lassen. — Ich spreche nicht ganz im Scherz. Wenn man täglich sieht, wie ängstlich die Menschen um ihre letzte Ruhestätte besorgt sind, wie sorgfältig sie das kleine Plätzchen wählen, auf welchem sie einst vermodern wollen; so ist es ja wohl möglich, daß auch ein armer Galgencandidat diese Empfindung mit zum Richtplatze nimmt.

Ueberall, auf dem Wege durch Westpreußen, trifft man Colonisten, die sich dem Ansehen nach wohl befinden. Wenn künftige Könige und künftige Minister so fortfahren, so mögte ich wohl nach fünfhundert Jahren einmal wieder durch die preußischen Staaten reisen; schwerlich würde Voltaire dann noch sagen können: les états longs et sablonneux du roi. Die Breite wird dann wahrscheinlich schon verhältnißmäßig und aller Sand verschwunden seyn.

Von Berlin will ich diesesmal weiter gar nichts erwähnen, als daß ich Schillers vortrefflichen Wilhelm Tell habe aufführen sehen, und daß, nach dem herrlichsten, vier Akte hindurch währenden Genusse, es mir in der Seele weh gethan hat, sehen zu müssen, wie der fünfte Akt die vier ersten unbarmherzig ermordet. Ein vollkommneres hors d'oeuvre, als dieser fünfte Akt

(wenigstens für die Darstellung) ist, kam mir noch nie zu Gesichte. Doch will ich damit Schillers großem dramatischen Genie wahrlich nicht zu nahe treten, denn ich halte ihn, mit dem aufrichtigsten Herzen, für den größten jetzt schreibenden Dichter, und muß immer mitleidig lächeln, wenn ich nachplaudernden Anbetern begegne, welche Göthe vor Schiller den Vorzug ertheilen. Ich spreche nicht von dem vormaligen, sondern von dem heutigen Göthe. — Als einst die vortreffliche Schauspielerin Adamberger in Wien aus Gefälligkeit für mich noch einmal die Gurli spielte, zu welcher Rolle sie selbst sich zu alt fühlte, und meinen Bitten lange widerstand; da rief das dankbare Publikum am Ende der Vorstellung sie heraus, und bewillkommte sie mit lautem Jauchzen. Die bescheidene Frau verbeugte sich und sprach nur das einzige Wort: gewesen! — Um wie viel mehr würde Göthe's Bewußtseyn an der rechten Stelle seyn, wenn er jedesmal, beim Zujauchzen des Publikums, aufträte, und bescheiden ausriefe: gewesen! — Denn er hat zwar nicht seinen Ruhm, aber wahrlich seine geistige Zeugungskraft überlebt. Seine Eugenia kann man eben so wenig als die Offenbarung Johannis ein Theaterstück nennen. Was wir bringen ist ein so elendes Machwerk, daß nur er es wagen durfte, das Publikum damit zu narren. Seine Uebersetzungen französischer Trauerspiele kommen mir vor, wie die leeren Rüstungen alter Helden, die man in Rüstkammern aufstellt, sie sehen zwar noch aus als ob sie lebten, aber sie rühren sich nicht mehr.

10. Zwischen Leipzig und Nürnberg.

Altenburg ist ein kleines Städtchen, aber ich wünsche jedem Freunde — und warum nicht auch in Gottes

Namen jedem Feinde — wenn ihn sein Weg hindurch trägt, daß es ihm dort so wohl behagen möge als mir. Schon vor der Stadt versetzte mich der Anblick eines schönen Gebäudes, mit der Inschrift: dem hülflosen Alter! Ernst, in die beste Laune. Zwar könnte man die Inschrift ein wenig bekritteln: Hülflosem Alter wäre kürzer gewesen; und dann so sehr ich auch den Titeln bei solchen Gelegenheiten feind bin, und so viel Ehre es dem wackern, bescheidenen Herzog von Gotha macht, daß er hier bloß seinen Namen genannt wissen wollte; so hätte doch hier das Wort Herzog nicht wegbleiben sollen, denn jetzt ist die Inschrift, für jeden Fremden, der nicht weiß oder erräth, wie der Stifter hieß, völlig unverständlich. Ich selbst glaubte einen Augenblick, es werde dem hülflosen Alter Ernsthaftigkeit empfohlen, bis mir der Name des verstorbenen wohlthätigen Herzogs einfiel. — Doch ich schäme mich fast der Krittelei im Angesicht eines solchen Gebäudes. Segen der Asche des Mannes, der dem hülflosen Alter diese lachende Wohnung bereitete. Es ist der Nemliche, der in seinem Testament begehrte, in keinem Sarge, sondern im Schooß der Mutter Erde zu ruhen. Man hat sein Verlangen erfüllt, und, in der mit Rasen ausgezierten Gruft, ihn bloß mit Blumen bedeckt. Er schlummere sanft unter den Blumen! Das Andenken an seine stillen Wohlthaten wird nicht welken wie die Blumen. Auf den wohl unterhaltenen Chausseen seines Landes wird jeder Reisende ihn segnen, wie ich. Die Allee von jungen Obstbäumen, die ich auch hier an der Straße fand, wird noch sorgfältiger verpflegt, als die zwischen Erfurt und Gotha — In dieser friedlichen Stimmung fuhr ich zum Thore hinein, und fand in dem kleinen Altenburg einen Gasthof, wie er vielleicht in ganz Deutschland nicht

besser angetroffen wird. Er heißt Stadt Gotha. Wer sich gern gütlich thut, der bleibe hier, könnte er auch am selben Tage noch eine Station weiter reisen. Der Anblick der alten Burg wird ihn an Kunz von Kauffungen erinnern, der die seltsame Verwegenheit hatte, zwei wohl bewachte junge Prinzen aus ihr zu rauben, die hernach von den treuen Köhlern des Waldes wiederum befreit wurden. Vor dreißig und mehr Jahren wurde auf dem weimarischen Hoftheater fleißig eine artige Oper gespielt, zu welcher diese Geschichte den Stoff geliefert hatte. Sie ist vergessen, trotz der lieblichen Musik eines Wolf. Sie ist vergessen, wie denn alles in der Welt vergessen wird. — Die Altenburger Bauern scheinen jedoch, in Ansehung ihrer Kleidertracht, von diesem allgemeinen Fluche ausgenommen zu seyn; denn während die bunte Modewelt sich im ewigen Cirkel um sie her dreht, sind ihre Pumphosen und ihre kleinen runden Hüte noch immer dieselben, die sie vor vielen Jahrhunderten waren. Mögten auch ihre einfachen Sitten sich gleich den Pumphosen erhalten haben! Die Tracht der Männer fällt recht gut ins Auge, aber die der Weiber — man kann sich unmöglich des Lachens enthalten, wenn man sie zum erstenmale sieht. Ein halbes Dutzend Röcke ziehen sie wenigstens übereinander, und diese Röcke sind bei weitem nicht so lang als die Florschürzen einer Pariser Tänzerinn; das entblößte Knie, und auch noch etwas über dem Knie, zeigt sich dem lüsternen Auge. Dabei sind die Füße so groß, daß man glauben sollte, alle Altenburgerinnen hätten Füße, wie weyland der Coloß zu Rhodus. Trotz der anscheinenden Leichtfertigkeit ihrer Röcke habe ich doch nicht gehört, daß der böse Wille eben so leicht den Weg zu ihren verborgensten Reizen fände, als das Auge den Weg zu ihren Lenden. Sie traten vielmehr auf ihren ge-

waltigen Schuhen so ehrenfest einher, als drohten sie denjenigen zu zertreten, der ihre Röcke für zu kurz halten mögte.

Bei Saalburg auf dem Wege nach Ebersdorf hatte ich Gelegenheit, eine alte Bemerkung zu erneuern, daß es nemlich sehr gut seyn würde, wenn man in jedem deutschen Lande einen öffentlichen Beamten besoldete, der deutsch versteht, und der nichts weiter zu thun haben müßte, als alles dasjenige abzufassen, was hier und da im Lande öffentlich angeschlagen werden soll. An der Landstraße nach Göttingen, ich glaube bei Heiligenstadt, fand ich einst eine Tafel, worauf bloß die Worte standen: Hüte dich vor einem Gulden Strafe! was man aber unterlassen müsse, um diese Strafe nicht zu verwirken, davon erfuhr man keine Sylbe. Eine ähnliche Lächerlichkeit ist hier bei Saalburg zu lesen. Es wird nemlich das Tobacksrauchen verboten, es geschehe unter welchem Vorwande es wolle. Welchen andern Vorwand zum Tobacksrauchen kann es wohl geben, als den, daß man gern raucht? es wäre denn, daß man es um der Zahnschmerzen willen thäte, und dann wäre es doch grausam es zu verbiethen.

In Bamberg ist jetzt, der gesunden Vernunft zum Troste, nur noch Ein unaufgehobenes Nonnenkloster, nemlich das der Klarisserinnen. Ob es dem allgemeinen Schicksal durch den Nutzen, den es stiftet, oder — durch seine Armuth entgangen ist, mag ich nicht untersuchen. Dreihundert junge Mädchen werden hier in mehrern Klassen gratis im Rechnen, Schreiben und der deutschen Sprache unterrichtet. Auch ist das Kloster zugleich eine Art von Industrieschule, denn alle weiblichen Arbeiten werden gelehrt, und die Nonnen versicherten uns, daß auch erwachsene Mädchen und Frauen an diesem Unterricht

häufig Antheil nähmen. Recht artige Stickereien der Schülerinnen mit darüber gezeichneten Namen, hingen an den Wänden. Mögen doch die Lehrerinnen eine Kleidung tragen, welche sie wollen, mögen sie ihrem Seelen-Bräutigam treu bleiben, so lange sie wackere Hausfrauen für körperliche Bräutigams zu bilden, sich so rühmlich bestreben. — Der ungeheure Pallast des Fürstbischofs von Bamberg, in welchem Niemand unterrichtet wird, macht einen grellen Abstich mit diesem demüthigen Kloster. — Eben so demüthig in seiner Art ist das Theater, vom Graf Soden erbaut. Nie haben wohl die Musen einen bescheidenern Tempel bewohnt.

---

11. Nürnberg.

Daß man hier schon eine italiänische Uhr findet, und wie man sie findet, und warum man sie findet, darüber hat Nicolai, wo ich nicht irre, ein ganzes Buch geschrieben, auf welches ich, der Kürze halber verweise. — Der mächtige preußische Adler hat seine Flügel sehr dicht über Nürnberg ausgebreitet, denn man erblickt ihn hart am Thore dieser freien Reichsstadt; und mich dünkt, sie würde wohl thun, ihm lieber ein Nest mitten auf dem Markte zu bereiten; dann würden gewiß sogleich die vermaledeiten Löcher verschwinden, über die, mit Eisenstäben vergittert, man unter den Hallen des Rathhauses stolpert. Doch wer auch vorsichtig geht, und folglich nicht stolpert, wird dennoch bald, gleich mir, durch einen pestilenzialischen Duft auf diese Löcher aufmerksam gemacht werden. — Mein Gott! woher dieser Gestank? — Antwort: da unten sind die Gefängnisse, die bis unter die Sebalduskirche hin dunkel fortlaufen. — Heiliger Howard!

welch ein Schauder würde dich ergriffen haben! — „O, „sagte mein Führer, die Gefangenen befinden sich da un„ten recht wohl, sie haben gut zu essen und zu trinken." Aber keine Luft? — „Daran gewöhnen sie sich." — Nun so wollte ich, daß man die Nürnberger Rathsherren sammt und sonders einmauerte, und ihnen täglich, durch ein schnell wieder zu verschließendes Loch, die schmackhaftesten Rebhühner und Trüffeln in Champagner gekocht vorsetzte. — Der Gedanke an diese, des Mittelalters würdige Barbarei, verbittert den Reisenden den Genuß an Albert Dürers schönen Gemählden, die auf diesem Rathhause hängen. Fünf der schönsten haben die Franzosen — erobert. Sie hatten in den herrlichen Sälen ihr Corps de Garde aufgeschlagen. Die prächtigen Oefen sprengten sie durch Ueberheizen, die geschmückten Wände beschmierten und verwüsteten sie; trieben es hier, wie sie es überall getrieben haben. — Für den Liebhaber vaterländischer Alterthümer ist die lange Gallerie am merkwürdigsten, die sich draußen vor den Zimmern herzieht. Ihre Decke nehmlich stellt in schöner, wohlerhaltener Stuccaturarbeit, ein altdeutsches Turnier aus dem vierzehnten Jahrhundert dar. Die Figuren, deren viele hunderte hier gesehen werden, sind alle in Lebensgröße, und das Ganze giebt den deutlichsten Begriff von diesem beliebten Schauspiele unserer Väter. Voran ziehen die Musikanten, dann folgen die Ritter, welche damals turnierten, sämmtlich an ihren Wappen kenntlich, die sie, ausgemahlt, auf Helm und Schild tragen. Jeder wird von einem Fußgänger begleitet, der einen Stab in der Hand hält, und gleichfalls seines Ritters Wappen auf die Brust geheftet hat. Weiterhin rennen die Kämpfenden würklich gegen einander, Lanzen brechen, Reiter werden bügellos, andere vom Rosse gestochen.

Große Haufen von Zuschauern, unter welchen sich schön geputzte Damen befinden, schauen von den Balcons herab. Diese Darstellung hat mir so viel Vergnügen gemacht, daß mein Nacken es den ganzen Abend empfunden hat, und ich kam in Versuchung die Stolzen zu beneiden, welche die Nase so hoch tragen, daß sie, ohne den Nacken zu biegen, die ganze Arbeit gemächlich beschauen können.

Die Sebaldus kirche ist ein ehrwürdiges Denkmal des grauen Alterthums. Sie soll schon tausend Jahre zählen. Man sieht da allerlei Legenden vortrefflich in Stein gehauen, auch Albrecht Dürers Abnahme vom Kreuz. Ich habe schon irgendwo erklärt, daß dieses Abnehmen vom Kreuz mir ein sehr unglücklich gewählter Gegenstand für die Kunst scheint; ich sehe es ungern, und wenn der heilige Lukas selbst, der Raphael der ersten Christen es gemahlt hätte. Zwey der schönsten Bilder aus dieser Kirche wollten die Franzosen, wie gewöhnlich, mitgehen heißen, hatten auch schon das Maaß zu den Kisten genommen, als die Oestreicher sie plötzlich zwangen, die Kisten stehen und die Gemählde hängen zu lassen. Indessen ist doch eins derselben, auf Holz gemahlt, bey dem ungeschickten Maaßnehmen gesprungen. — Sonst zeigt man noch in dieser Kirche des heil. Sebaldus Grab von Bronze. Der gute Mann ruht hier in eine Menge Särge eingeschachtelt, weil er vermuthlich anders über das Begraben dachte, als der Herzog von Gotha. Die ungeheure Masse von Bronze ist bemerkenswerth, auch wohl die künstliche Arbeit. — Die zahllose Menge von Wappen, die in der Kirche herum hängen, und noch täglich vermehrt werden, beweiset, daß die Nürnberger Patricier, auch noch nach dem Tode, ihre Eitelkeit gern irgendwo annageln. — Hier belehrte mich auch eine Inschrift, daß es in Nürnberg eine Zunft der Altmacher giebt. Was diese Zunft ei=

gentlich treibt, wußte mir das artige Mädchen, das uns herumführte, nicht zu sagen, und ich vergaß nachher, mich näher darnach zu erkundigen. Dürfte man die Benennung nach dem Wortverstande nehmen, so würden die Altmacher, bei den Damen wenigstens, schwerlich in Ansehen stehen.

Die Kunsthandlung des humanen Frauenholz zu besuchen, versäume doch Niemand. Seit der Besitzer das Braunsche Kabinet für 38000 Gulden gekauft hat, ist seine Sammlung merkwürdiger als jemals, besonders an geschnittenen Steinen und schönen Gemählden. Eine Flucht nach Egypten, vormals ein Eigenthum der unglücklichen Königin von Frankreich, zeichnet sich besonders aus, und nie würde, selbst der Kenner, Teniers Pinsel errathen, der sonst nur niedrige, oft untadelhafte Gegenstände mahlte. Durch dieses Gemählde soll er seinen Ruhm, und mit Recht, gegründet haben. Auch ein herrliches, weibliches Portrait von Rembrandt zieht die Blicke an sich, denn es ist nicht in seiner gewöhnlichen fatalen Manier gemahlt, wo er seinen Pinsel in egyptische Finsterniß taucht, und sein Möglichstes thut, um zu verhindern, daß der Beschauer ja nicht errathen möge, was er eigentlich sieht. Ich begreife nicht, wie diese Manier jemals Beifall finden konnte. Mehrere schöne Bilder von Knipotzky und Vandyk schmücken diese Sammlung. — Der wackere Frauenholz hat den Entwurf zu einer Lotterie ohne Nieten gemacht, in welcher der Hauptgewinn aus tausend geschnittenen antiken Steinen bestehen wird. Schade, daß er zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehmen muß, um das reichere deutsche Publikum, das lieber Fasanen und Rheinwein als Kunstwerke kauft, aus dem Schlummer zu wecken.

---

12. Augsburg.

Seit mehreren Jahren klagen die Perükenmacher, ihre Kunst werde nicht mehr nach Würden geehrt; man schneide ohne Umstände die Zöpfe ab, oder lasse höchstens ein Ratzenschwänzchen hängen, Alles übrige müsse hinunter borsten, des erquickenden Puders entbehren, und statt dem schöpferischen Kamm, wie vormals, die lockigten Reize zu verdanken, fahre man nur, gleich Katzen, Eichhörnchen und Fliegen, mit beiden Pfötchen über den Gehirnkasten, so oft man befürchte, daß die Borsten nicht genug aufwärts streben mögten; an Perüken, an jene edle Kopfzierde unserer Väter, sey vollends gar nicht zu denken; Allongen-Perüken, das Höchste der Kunst, kenne man nur noch aus Gemählden, und mit Wehmuth müsse man sich der Zeiten erinnern, wo eine Allongen-Perücke dem Höfling, wie dem Richter, Gravität und Würde lieh.

Diese Klagen einer ehrsamen Perükenmacherzunft sind freylich nicht ungerecht; wir machen es mit unsern Haaren wie mit unserer Philosophie: Anfangs in jenen viel Wulst, in dieser viel Schwulst; nach und nach haben wir Alles weggeschnitten, und nur auf dem Wirbel des Kopfes steht jetzt noch ein verworrenes Ding, das die Kunstverständigen eine Dolle nennen. Das Wort mag immerhin von der Philosophie wie von den Haaren gelten, denn unsere Jungen-Weisen (vormals benannte man sie nicht nach der Junge, sondern nach der Nase) bürsten jene gerade so aufwärts wie diese. Die Perükenmacher müssen sich damit trösten, daß sie es in diesen bösen Zeiten weit besser haben, als die Philosophen, denn den letzten wüßte ich keine Stadt anzudeuten, wo ihre Kunst sich ächt erhalten hätte, wohl aber den erstern, nämlich Augsburg. Hierher flüchtete jeder alte wackere Pudergott, dem das neue bor-

stige Unwesen ein Greuel ist; hier werden ihm die ausgestandenen Leiden überschwenglich vergolten; hier giebt es noch ehrwürdige, mit zehn tausend Löckchen prangende Allongen-Perüken, ja, was noch mehr ist, der wackere Haarkräusler, der in seiner Vaterstadt nur Sterbliche bediente, schwingt sich hier zum Gipfel seines Ruhms, und frisirt bloß Götter! Der ganze christliche Olymp nehmlich, den heiligen Geist ausgenommen, trägt in Augsburg Allongen-Perüken. Es ist herzerfreuend, wenn man in eine Kirche tritt, gleichviel in welche, und die heilige Jungfrau in Brocat gekleidet, erblickt, von ihrem Haupte eine Allongen-Perüke herabwallend, in ihrem Arme das Jesuskindlein, abermals durch eine wohlgepuderte Allongen-Perüke verherrlicht. Ja auch Gott dem Vater selbst schwimmen die Locken vom Haupte auf die Weltkugel herab. Wahrlich, kein Perükenmacher wird die Augsburger Kirchen betreten, ohne Freudenthränen zu vergießen.

Freilich meinen verstockte Weltkinder, die herrliche Wasserkunst, durch welche so viele Häuser und Brunnen bequem und reichlich mit Wasser versorgt werden, bringe den Augsburgern mehr Ehre, als ihre frisirte Dreyfaltigkeit. Beschreiben läßt eine solche Wasserkunst sich nicht. Schnell, wie nützliche Gedanken, durch Gott weiß wie viele feine Aederchen in das Gehirn hinauf gepumpt werden, und von da durch das Papier in die Welt strömen, eben so sammelt sich hier das Wasser vier Stockwerke hoch in großen Behältern, und fließt von da durch tausend Röhren in die Häuser der Bürger, denen es alsdann frei steht, (gerade wie bei den Gedanken) zu ihrem Hausbedarf davon zu schöpfen, oder es ungenutzt vorüber fließen zu lassen. — Auf der Platteforme des Thurms genießt man eine herrliche Aussicht. Die Franzosen hatten hier einen Telegraph errichtet, den sie auch

zurück gelassen, und der noch gezeigt wird, mit einer Miene, als zeige man Spuren des Blitzes, der ein Haus getroffen. — In den verschiedenen Stockwerken sind viele Modelle von Kirchen, Brücken, Salzwerken u. dgl. aufgestellt, die den Kunstverständigen ergötzen mögen. Irgendwo ist auch ein sehr schwerer Stein, mit einem daran befestigten Ringe zu schauen; wer Kraft genug besitzt, mit einem Finger ihn aufzuheben, der erhält, zum süßen Lohn, die Erlaubniß, seinen Namen an die Wand daneben zu schreiben. Ich dachte dabei an den Tausendkünstler, der, ich weiß nicht mehr, welchen König, dadurch in Erstaunen zu setzen glaubte, daß er Erbsen sehr geschickt durch ein Nadelöhr warf, und zur Vergeltung, auf die er sich wacker spitzte, einen Scheffel Erbsen zum Geschenk erhielt. Unter den vielen Namen, mit welchen die Wand bekleckset worden, ist auch der Name einer Jungfrau zu lesen. Wer einst diese Heldin heirathet, wird doch wohl mit einigem Zagen den Entschluß fassen, denn Gott hat ihr Kräfte verliehen, die Herrschaft zu behaupten.

Mit großen Erwartungen betritt man das Rathhaus, weil von dem herrlichen Saale dieses Gebäudes Wunderdinge erzählt werden. Groß ist er, das muß man bekennen, aber auch schön? mit nichten! er ist bunt und vollgepfropft von tausenderlei Vergoldungen, Schnitzwerken, Mahlereien, Inschriften; Kaiser an den Wänden, Küchenmägde an der Decke; kurz, es sieht aus, als habe man eine große Sündfluth befürchtet, und alle diese Gegenstände hier zusammen gewürfelt, um eine Arche damit zu befrachten. Sieht man vollends zum Fenster hinaus in den Hof hinab, so zieht sich das Herz noch enger zusammen, denn hier erblickt man unterirdische mit Blei gedeckte Wohnungen, in welchen Gefangene schmachten. Großer Gott! ha-

ben denn die Reichsstädte allein das Recht, in einem Jahrhundert, in welchem Howard lebte — nicht Verbrechen zu bestrafen — sondern Menschen zu martern? — Mögten doch alle Quellen um Augsburg sich plötzlich verstopfen, die sinnreiche Wasserkunst keinen Tropfen Wasser mehr liefern, und alle Rathsherren den brennendsten Durst leiden, bis sie den Befehl ertheilten, diese schändlichen Bleidächer, die an die venetianische Inquisition erinnern, nieder zu reißen, und menschliche Schlachtopfer an das Tageslicht herauf zu führen, die, als Verbrecher, nur den Tod, aber nicht diese Quaalen verdient haben können.

Fliehen wir von diesem Schauder erregenden Anblick zu einem schönen Gemälde des Lucas Cranach, Simson und Delila, das in einem unteren Zimmer hängt. Je länger man es betrachtet, je schwerer reißt man sich davon los. Simson schläft so tief, so sorglos, und in Delila ist, trotz ihrer Schönheit, auf den ersten Blick die herzlose Buhlerin zu erkennen. — In einem andern Zimmer steht ein großes Bild, nicht als Kunstwerk, aber als treue Darstellung alter Costume merkwürdig, und in dieser Hinsicht empfehle ich den Herausgebern der, jetzt Heftweise erscheinenden, altdeutschen Trachten. Es stellt das Rathhaus und den Marktplatz vor, wie beides vor ein paar hundert Jahren im Winter aussah, mit großem Menschengewimmel am Markttage. Käufer und Verkäufer bewegen sich durch einander; die Rathsherren ziehen in corpore von den Stufen des Rathhauses herab; der Polizeimeister reitet herum, auf Ordnung haltend; ein junger Elegant fährt eine Dame im Schlitten, er selbst steht hinten auf, und die Dame sitzt ihm gegenüber, eine Sitte, die vielleicht nur deswegen abgekommen ist, weil der junge Herr mehr der Dame ins Gesicht, als auf seinen Weg gesehen, und so daher öfter als

heut

heut zu Tage umgeworfen hat. Kurz, eine unendliche Menge von Figuren bewegen sich auf diesem Bilde, und das wohl ausgedrückte, sehr mannigfaltige Costum macht eine jede derselben interessant.

Endlich muß ich doch noch eines Dinges erwähnen, das dem Reisenden von seinem Führer mit großen Pomp angekündigt wird, viel Geld kostet, aber der Erwartung im geringsten nicht entspricht: es ist der sogenannte alte Einlaß. Zu den Zeiten des Faustrechts nämlich wurden die Stadtthore bei Nacht unter keiner Bedingung geöffnet; man mogte draußen winseln oder sterben, kein Augsburgischer Hahn krähte darnach. Vermuthlich war man durch Erfahrung gewitzigt worden, und ein hochedler Rath mogte ganz recht daran thun. Nun begab es sich aber, daß Kaiser Maximilian eine Zeitlang in der Stadt herbergte, und wenn er etwa auf die Jagd oder spazieren geritten war, nicht immer Lust hatte, heim zu eilen, um, wie die Leipziger, der Thorsperre zuvor zu kommen. Dem vornehmen Gaste wollte man nicht Zwang auflegen, und doch auch von der alten Sitte nicht abweichen. Da gerieth man endlich auf den Einfall, einen Gang unter dem Walle zu wölben, durch mehrere schwere Pforten ihn zu verschließen und über dem Graben eine schmale Zugbrücke zu führen. Auf diesem Wege konnte nun mancher einzelne Reiter und Fußgänger in die Stadt gelassen werden, ohne die Sicherheit derselben in Gefahr zu setzen. Um aber auch diesen Gang möglichst vor Einbruch zu schützen, traf man, durch eine eben nicht künstliche Mechanik, die Einrichtung, daß die Riegel der Pforten nur von einem unsichtbaren, in der Höhe befindlichen Pförtner geöffnet, und sogleich wieder verschlossen werden konnten; gerade wie man heut zu Tage manche Hausthüren im ersten Stockwerk entriegeln kann. Die Zugbrücke und das

äußere Gatter gehorchten einem ähnlichen Mechanismus. Das ist nun die ganze Merkwürdigkeit. Weil die schweren Pforten sich auf = und zuthun, ohne daß man eine Menschenhand gewahr wird, die sie in Bewegung setzt, und weil man zugleich den kleinen Kunstgriff anwendet, immer die eine Pforte in dem Augenblick sich öffnen zu lassen, indem die andere sich verschließt, so frappirt das in der ersten Sekunde, in der zweiten lacht man über sich selbst, daß man von der plumpen Täuschung sich überraschen ließ. Das einzige, wahrhaft merkwürdige, was am Ende noch übrig bleibt, ist die Thorheit der Augsburger, die sich diese seltsame Einrichtung bis 1768, schreibe Eintausend siebenhundert und acht und sechzig, gefallen ließen, da doch schon Kaiser Maximilian selbst das Faustrecht abschaffte. Bis zu dem erwähnten Zeitpunkte mußte jeder Reisende, der das Unglück hatte, nach dem Thorschluß vor Augsburg anzulangen, Wagen und Gepäck draußen stehen lassen, eine Wache dabei setzen, seine Nachtkleider unter den Arm nehmen, und durch die finstern Gewölbe, vom Gerassel der zuschlagenden schweren Pforten begleitet, wie in ein tiefes Gefängniß in die Stadt wandern. — Wahrlich, man hätte, statt den Buchsbeutel zu verewigen, jede alte unnütze Sitte den Augsburger=Einlaß nennen sollen.

Ich vollende mein Miniaturgemählde von Augsburg, indem ich die moderne Bemerkung darunter setze, daß die Damen hier schlecht tanzen, und beim Tanz ihre Röcke gewaltig hoch aufschürzen. Honny soit qui mal y pense.

---

13. Zwischen Augsburg und Inspruk.

Die Nacht brach ein, als ich Schwabmünchen erreichte. Aus dem Posthause tönte mir großer Jubel ent=

gegen. Die Hausthür war mit Blumen geschmückt, über derselben prangte ein goldener Kelch auf rothem Grunde, und aus den Fenstern, gleich neben dem Kelche, erschallte das bekannte Lied aus dem rothen Käppchen: O! O! O! Hans Christoph, das war dumm!

„Vermuthlich wird hier eine Hochzeit gefeiert?" fragte ich beim Aussteigen. — Ja, versetzte die geputzte Hausmagd, indem sie zugleich erklärte, wir müßten weiter fahren, denn heute könne man uns nicht beherbergen. — „Wird vielleicht die Tochter vom Hause verheirathet?" nicht doch, ein Herr Pfarrer hat seine erste Messe gelesen. — „Ich hörte ja aber singen: O! Hans „Christoph, das war dumm!" — Oben wird geschmaust. Wenn Sie ein wenig hinauf spazieren wollen, wird es Jedermann gern sehen. — Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Oben fand ich dann einen großen Tisch in Form eines Hufeisens gedeckt, der mit allerley ehrsamen Bürgern und Bürgerinnen besetzt war. Den Ehrenplatz nahm der Bräutigam ein, und die Tischecke der lustige Vorsänger, dem ein paar kreischende Violinen aus Leibeskräften assistirten. Sechs bis sieben Amtsbrüder, von reifen und überreifen Jahren, waren auch gegenwärtig, und noch mehrere fanden sich ein, während ich dem lustigen Wesen zusah. Unten hatte ich geglaubt, die Mahlzeit sei noch in vollem Gange, denn in der Küche wurde, bei einem prasselnden Feuer, noch gar gewaltig geschmort und gebraten; jetzt sah ich aber, daß nur noch Kuchen und Wein, diese Schlußsteine einer soliden Gasterei, aus ziemlich leeren Flaschen befeuchtet wurden. Die Anstalten unten in der Küche deuteten also auf eine Abendmahlzeit, welche dem mittägigen Schmause schwesterlich die Hand zu reichen im Begriff

stand, und ich wollte wetten, daß die Gäste es nicht der Mühe werth gehalten, zwischen beiden ihre Sitze zu verlassen. Die Aufmerksamkeit der Anwesenden war so ganz auf die Sänger gerichtet, oder hatte sich dermaßen in Rebensaft gebadet, daß wir Fremdlinge gar nicht bemerkt wurden, sondern ungestört hören und sehen konnten. Außer dem oberwähnten Liede brüllte der Sänger noch mehrere andere, die zum Theil noch weit lustiger waren, als Hans Christoph, und mit dem goldenen Kelche über der Hausthüre gar artig contrastirten. Die männlichen, schwarz oder bunt gekleideten Gäste lachten ohne Scheu aus vollem Halse, und ihre Gesichter leuchteten wie der Mond bei einer totalen Finsterniß; des Herrn Bräutigams weibliche Sippschaft aber geberdete sich ein wenig feierlicher, und schmunzelte nur. Zu meinem Bedauern rief mich das schmetternde Posthorn nur allzubald wieder in den Wagen, aber herzlich vergnügt, doch wenigstens einen Begriff von einer geistlichen Hochzeit erhalten zu haben, fuhr ich weiter.

Die stille Nacht lud mich zu stillen Betrachtungen ein. Ein Fest mit anpassender Feierlichkeit zu begehen, ist eine Kunst, die man gewöhnlich für sehr leicht hält, die aber wahrlich ein eigenes Genie erfordert. Bessere Kleider anziehen und einen Tisch mit Weinflaschen und Schüsseln belasten, höchstens das Ganze mit Blumen bekränzen oder bestreuen, das sind die sogenannten Feierlichkeiten, mit welchen man sowohl eine Braut ins Ehebett als einen Todten zu Grabe trägt und einen Priester vor den Altar stellt. Immer läuft die Freude darauf hinaus, die Empfindungen des Herzens durch größere Thätigkeit des Magens an den Tag zu legen, und wenn einmal ein vernünftiger Mensch bei solchen Gelegenheiten die Magen der Gäste vernachläs-

fügt, so wird er unbarmherzig bekrittelt. Noch kürzlich erlebte ich ein solches Beispiel. Einer meiner Freunde verlor seine geliebte Gattin; sein Rang machte ihm ein feierliches Leichenbegängniß, das heißt vor allen Dingen einen Schmaus, zur Pflicht. Da er aber weder Liebhaber von solchen Gelagen, noch in der Stimmung war, Gäste zu bewirthen, so raisonnirte er folgendergestalt: „Wie hoch belaufen sich ungefähr die Kosten einer vornehmen Leichenfeier?" — Höchstens auf tausend Rubel. — „Wohlan, ich glaube, indem ich zugleich meinen Schmerz schone, das Andenken meiner Gattin besser zu ehren, wenn ich diese tausend Rubel an ihrem Begräbnißtage unter die Armen vertheile." — Das that der wackere Mann wirklich, und nur ein Paar Freunde geleiteten die Verstorbene still zu Grabe. Da schüttelte denn aber mancher Nachbar den Kopf, und manche Nachbarin verzog den Mund: „ein ordentliches Leichenbegängniß hätte der Frau doch gebührt," so hieß es hie und da; das Wort ordentlich bedeutet in der Sprache solcher Leute: Schüsseln und Flaschen, so viel der Tisch nur immer tragen kann.

Besonders werden die Blumen bei den meisten Festen gewaltig gemißbraucht. Alles sollen die armen Blumen sinnbildlich darstellen. Die Kokette vor dem Traualtar findet ihre welke Unschuld im frischen Myrthen-Kranze wieder, der Bräutigam, der um ihren Geldsack freite, bescheinigt seine Liebe durch die Rose im Knopfloch. Das Blumen-Streuen ist so alltäglich geworden, daß ich Niemandem rathen wollte, irgend einen großen Herrn zu empfangen, ohne ein Dutzend zwölfjähriger Gänschen in weiße Kleider zu stecken, und von ihren rothen Händen ganze Körbe voll Blumen auf den Weg streuen zu lassen. Am allerunpassendsten scheint mir diese Ceremonie bei Kö-

nigen und Fürsten angebracht, denn die sind nun einmal nicht auf der Welt um auf Blumen zu wandeln, sondern ihr schönes Werk ist es vielmehr, uns Blumen zu streuen, und es wäre gewißlich bedeutender, wenn einmal ein Fürst, beim Aussteigen aus dem Wagen, einen Korb voll Blumen unter den gedrängten Haufen seiner Unterthanen schüttelte, als wenn er ewig, nach alter Leyer, sich von naseweisen Kindern bewerfen und schlechte Verse vorsagen läßt. Eben so sollte er es auch mit den Schlüsseln halten, die man ihm am Thore zu überreichen pflegt. Schlüssel geben sollte er, nicht empfangen, (es wäre denn, daß er die Stadt erobert hätte.)

In Ehst- und Liefland herrscht der Gebrauch, den Weg, auf welchem eine Leiche zu Grabe getragen werden soll, mit gehackten Fichtenzweigen zu bestreuen, welches wenigstens den Leidtragenden, die zu Fuße der Leiche folgen, einen wirklichen Vortheil bringt; denn sind die Straßen kothig, so werden sie gangbarer durch die dick gestreuten Zweige, und liegt tiefer Schnee, so leiden die Füße auch weniger von der nassen Kälte. Nun erinnere ich mich aber, daß 1783 die alte Verfassung Ehstlands durch die Kaiserin Catherina aufgehoben, und eine neue mit großem Pomp eingeführt wurde. Ich selbst befand mich damals unter den neuernannten Richtern, die sich sämmtlich, unter Anführung des Gouverneurs, paarweise nach der Kirche begaben, um ihren Eid zu leisten. Bei dieser Gelegenheit hatte man denn auch gehackte Fichtenzweige auf den Weg gestreut, und was war natürlicher, als daß die ohnehin nicht ganz zufriedenen Ehstländer sich in die Ohren zischelten: „unsere alte Verfassung wird zu Grabe getragen." — So wenig wird überall bei Anordnung von Feierlichkeiten Rücksicht auf den Geist des Festes genommen, und der geistliche Bräutigam in Schwabmünchen

ist wahrlich nicht der einzige, der den dummen Hans Christoph mit dem goldenen Kelche paart. — Doch der Postillion fuhr ziemlich rasch, die Station ist nicht lang, die Nacht geht vorüber, und wir befinden uns in Kaufbeuren.

Hier bin ich so glücklich gewesen, den eigentlichen Ehrentitel des Herrn Christus kennen zu lernen, der im Wirthshause auf einer Tafel unter Glas und Rahmen, mit herrlichen Fracturbuchstaben zu lesen ist. Er lautet folgendergestalt:

„Der allermächtigste, allerweiseste, allerdurchlauchtigste „und unüberwindlichste Fürst, Herr Herr Jesus Christus, „wahrer Gott von Ewigkeit, gekrönter Kaiser der himmlischen „Heerschaaren, erwählter König zu Zion, und des ganzen „Erdbodens, zu allen Zeiten Mehrer der heil. christlichen „Kirche, einiger Hoherpriester und Erzbischof der Seelen, „Churfürst der Wahrheit, Erzherzog der Ehre, Herzog des „Lebens, Marggraf zu Jerusalem, Landgraf zu Judea, „Burggraf zu Galilea, Fürst des Friedens, Graf zu Beth„lehem, Freiherr zu Nazareth, Generalfeldmarschall der „streitenden Kirche, Ritter der höllischen Pforten, trium„phirender Siegesherr und Ueberwinder des Todes, des Teu„fels und der Sünde, Großrichter der Lebendigen und der „Todten, auch des himmlischen Vaters würklicher Geheimer „Rath, et caetera, et caetera, unser allergnädigster Schutz„herr und Gott!" — Ich hoffe allen denen, die etwa dem Herrn Christus eine Supplike überreichen wollen, einen wahren Dienst zu erzeigen, indem ich sie mit dem vollständigen Titel bekannt mache, der in der himmlischen Kanzelei ihm gegeben wird.

Man muß wohl vor alten Zeiten willens gewesen seyn, Kaufbeuren zu einer großen Stadt zu machen, denn

die Stadtmauern sind bei weitem von größerm Umfang als die Stadt selbst, welches sich drollig ausnimmt. Die heilige Crescentia thut hier viel Mirakel, und eben jetzt begegneten wir gläubigen Wallfahrern, die sich bunte Bilderchen und Ablaß ihrer Sünden geholt hatten.

Der Ort — vormals auch eine erbärmliche freie Reichsstadt — gehört jetzt dem Churfürsten von Baiern. Eben als wir durchgiengen, waren die alten Rathsherren sämtlich abgesetzt worden, und ein sogenannter Stadt-Commissair regierte. Ich fragte unsre gute dicke Wirthin: ob man mit ihm zufrieden sey? — „O ja, versetzte sie, er ist auch ein galanter Mann." — Das hieß nemlich in ihrer Sprache, ein wackerer Mann, und ich erstaunte, in Kaufbeuren das französische galant homme in seiner richtigen Bedeutung gebrauchen zu hören.

14. Tyrol.

Warum reiset denn Alles, was reisen kann, immer nur nach der Schweitz? warum besuchen so wenige Menschen Tyrol? Warum schreibt denn Alles, was schreiben kann, Bücher über die Schweitz? und warum lesen wir so selten etwas über Tyrol? — Ich habe die Schweitz auch gesehen, wenn gleich nur obenhin, aber ich muß laut bekennen, daß die Naturschönheiten Tyrols mir jenen der Schweitz in nichts nachzustehen scheinen.

Das Einzige, was ich vermißt habe, sind Wasserfälle, die freilich in Tyrol nur sparsam und unbedeutend sind, aber auch ohne Wasserfälle wage ich zu behaupten, daß man Tyrol vielleicht befriedigter verlassen werde, als die unaufhörlich hoch gepriesene Schweitz. Welche romantische, gewaltig ergreifende Aussichten! — Gleich wie man

aus einem Sentenzen = reichen Autor die besten Stellen auszuziehen, und zusammengedrängt seinen esprit zu nennen pflegt, so mögte ich, zum Exempel, den Weg zwischen Fuessen und Reitti einen esprit de la nature nennen, denn es scheint in der That, die Natur habe ihre schönsten, erhabensten Gegenstände aus der ganzen Welt zusammen gelesen, und hier, auf einem engen Raume wieder ausgeschüttelt. Fahre doch ja kein Reisender diese Straße im Dunkeln, er würde muthwillig den süßesten Empfindungen aus dem Wege fahren. Geht es bergunter, von Lermos nach Nassereit, so steige er aus, und gehe ganz gemächlich zu Fuße. Die schroffen Felsen, die ihn zu erdrücken drohen, die herabrieselnden Quellen, die durch Vitriol so herrlich grün gefärbten Seen, der Wald von Lerchenbäumen, die Wände von Berberissträuchen, das alte zerstörte Schloß auf einem isolirten Hügel mitten im dunkelgrünen See — dann wieder der herrliche Lechstrom, bald schäumend und murrend im engen Felsenbett, bald still und majestätisch durch blühende Ebenen sich wälzend — nein! ich habe schon öfter erklärt, daß ich Gegenden nie beschreiben werde; aber wer Sinn hat für die erhabensten Decorationen der Natur, der traue auf mein Wort: ihm werden auf dieser Reise mehr als einmal die Thränen unwillkührlich ins Auge sich drängen.

In der Schweitz muß man sich gefallen lassen, mit vorgespannten Schnecken, die sie dort Pferde zu nennen belieben, fein langsam herum zu kutschen, und die kostbare Zeit an den eigensinnigen Schlendrian eines theuren, sehr theuren Fuhrmanns zu vergeuden, denn Posten giebt es dort nicht; hier hingegen trabt man immer rasch mit muntern Postpferden durch das Land, speist und schläft, verweilt oder zieht fürder, alles nach Belieben. Und ist es nicht ein großer Vorzug, den Tyrol vor der Schweitz be-

hauptet, daß alle seine unendlichen Schönheiten an der Landstraße liegen? daß man nicht nöthig hat, wie dort, links und rechts abzuweichen, und mühsam herum zu klettern, um die versteckten Reize der Natur zu belauschen? hier kommt sie Dir überall mit majestätischem Ernst und doch wieder so freundlich entgegen, und wo findest Du, wie in Tyrol, diesen erschütternden Contrast zwischen der wildesten Natur und den lieblichen Bildern des regsten menschlichen Fleißes? — Sieh, wie dort die zackigten Felsen Dir die Welt und den Himmel zu verschließen scheinen, ein Erdbeben hat diese Massen so eigensinnig in einander geschoben, der brüllende Strom stürzt aus ihnen hervor, sie beugen sich auf ihn herab, als wollten sie den Weg ihm sperren, und er spritzt seinen Schaum, sie verhöhnend, empor. Da liegt aber, dicht neben dem ewigen Kampf der Elemente, ein stilles Hüttchen, von Weinreben umrankt, blöckende Kühe weiden, und ein fröhliches Kind bückt sich sorglos über die tobende Fluth und schöpft sich einen Becher voll Wasser. Man mögte ihm ängstlich zurufen: Fall nicht, Kleiner! aber er versteht das nicht, er sieht hier keine Gefahr. — So ist es überall; wie Blüthen auf Wellen schwimmen, so überall in Tyrol das Bild wohlthätigen Fleißes gemahlt auf den Grund einer scheinbar zürnenden Natur. Große Felder, mit türkischem Korn bebaut, breiten eine güldene Decke über die Thäler, mehr als dreihundertfältig lohnt diese segensreiche Frucht, und hat der Landmann sie geerndtet, dann erst erscheinen die Kohlköpfe, die dazwischen gepflanzt waren, und das Feld prangt von neuem, als sey es bloß dazu bestimmt gewesen, mit der Hoffnung reicher Erndte. — Bunter geschmückt als in Tyrol, findest Du nirgends die ländlichen Hütten. Die Legenden, mit welchen die Wände bemahlt sind, werden überschattet von aufgereihten türkischen

Kornähren, die eine liebliche Tapete bilden, gleichsam zur Begrüßung des im Triumph vorbeiziehenden Herbstes.

Doch was sind die reichsten Gaben der Natur, wenn sie ihr Füllhorn nicht über gute, fröhlige Menschen ausschüttet? auch diese findest Du hier, ein biederes, treuherziges Volk, das fest an Gott und dem Kaiser hängt, auch ein wenig stolz auf den letzten Landsturm ist; und mit Recht, denn es verwehrte den Franzosen das Eindringen in seine Gebürge, indem es die Kräfte der Vaterlandsliebe gegen die der neuen Freiheit abwog, und das Zünglein mächtig zu sich herüber riß. Gern erinnern sich die Tyroler jener gefahr- und ehrenvollen Zeit, durch mancherlei Bilder suchen sie an ihren Häusern das Andenken daran zu verewigen. Ueberhaupt mögen sie gern interessante Erinnerungen fest halten, besonders wenn sie halsbrechende Dinge betreffen. So findet man zum Beispiel an der Landstraße, die beständig über steile Gebürge führt, oft Bilder aufgerichtet, auf welchen hier Einer von den Räubern überfallen wird, dort ein Anderer in Wassersnoth schwebt, dort wiederum ein Dritter von scheuen Pferden die Felsen hinabgeschleift wird. Durch schnelle Hülfe eines Heiligen, zu dem die Verunglückten einen Stoßseufzer sandten, wurden sie gerettet, und dankbar bezeichneten sie die Stelle, wo ein Wunder ihr Leben erhielt. Ich finde diese Gewohnheit sehr löblich, obgleich anfangs die gräßlichen Bilder dem furchtsamen Reisenden zuweilen Schrecken einjagen. Aber was gehen den braven Tyroler die furchtsamen Reisenden an? ist er doch in seinem Lande, und niemand soll es ihm verargen, wenn er die Erinnerung an überstandene Gefahren durch sinnliche Denkmäler stets wieder hervorzurufen strebt, denn wahrlich jene Erinnerung ist eins der süßesten menschlichen Gefühle. Ich spreche aus Erfahrung.

Als ich nach Sibirien geschleppt wurde, begab es sich eines Tages, da wir die Grenzen jener Einöde schon überschritten hatten, daß wir, bei regnigtem Wetter, einen langen, steilen Hügel, am Fuße des Uralschen Gebürges, hinauffahren mußten. Die Wege waren schlüpfrig, die Pferde ermüdet, strauchelten oft, blieben öfter stehen, konnten nur durch kräftige Peitschenhiebe sehr langsam vorwärts getrieben werden. Ich stieg aus, und ging zu Fuße bis auf die Spitze des Hügels. Da stand, auf zwei hölzernen Stufen, ein griechisches Kreuz unter einem kleinen Dache. In meinen Mantel gewickelt, setzte ich mich auf die obere Stufe, legte meinen Rücken an das Kreuz, blickte seufzend hinab auf das Dörfchen, in dem wir eine elende Nacht zugebracht hatten, dann links auf die Uralsche Bergkette, deren Gipfel aus dem Nebel hervorragten, dann grade vor mich, auf die mühsam heraufkeuchenden Rosse, deren Henker auch die meinigen waren, und die den engen Schauplatz meiner tausendfachen Leiden — ich meine den Wagen — mir wieder zuführten — dann ließ ich auch wohl einen Blick in die Ferne schweifen, nach der Himmelsgegend, wo Weib und Kinder um mich weinten. Kurz, es war ein Chaos von unaussprechlichen Gefühlen, die, während der Viertelstunde, als ich unter dem Kreuze saß, mein Herz zerrissen. Endlich hatte der Wagen die Anhöhe erreicht, und wir fuhren weiter. — Als ich einige Monate nachher, auf meiner Zurückreise aus Sibirien, bei schönem heitern Wetter, mit hoffnungsreicher Seele, wieder an dieses Kreuz kam, da ergriff mich eine Empfindung, der ich keine Worte zu leihen vermag. Ich konnte dem Verlangen nicht widerstehn, noch einmal unter dem Kreuze zu sitzen; ich ließ den Wagen halten, sprang heraus, wickelte mich auch wieder in meinen Mantel, obgleich die Sonne warm schien, befahl den Hügel langsam hinab zu

fahren, lehnte meinen Rücken, wie damals, auf der nemlichen Stelle, an das Kreuz, blickte auf das Dörfchen hinunter, das mir nun so freundlich vorkam, denn auf die Uralsche Bergkette, deren Gipfel im hellen Sonnenlicht strahlten, dann auch hinüber nach der Himmelsgegend, wo Weib und Kinder des geretteten Gatten und Vaters sehnsuchtsvoll harrten. — O es war einer der genußreichsten Augenblicke! und noch jetzt ergreift mich zuweilen recht heftig der Wunsch, nur noch einmal in meinem Leben unter dem Kreuze zu sitzen! denn grade wie die Tiroler habe ich in meinen Gedanken dies Kreuz errichtet, zur Erinnerung an überstandene Gefahren. — Auf mehreren der erwähnten Bilder sind auch junge Mädchen dargestellt, denen Bösewichter ihre Unschuld rauben wollen, die aber, durch ein wohl angebrachtes Stoßgebeth, die Hülfe irgend eines keuschen Heiligen noch zu rechter Zeit herbei riefen. Auch einem alten Manne, den ein Schlagfluß auf dem Felde traf, hatte man auf der Stelle, wo der Tod ihn so plötzlich überraschte, ein Denkmal errichtet. Sehr vergänglich sind diese Denkmäler freilich, denn gewöhnlich bestehen sie aus kleinen hölzernen Tafeln, etwa einen Schuh ins Gevierte, welche, mit groben Farben bepinselt, jeder Witterung Preis gegeben sind; aber was schadet das? wenn sie nur so lange ausdauern, als die Menschen leben, welche die Begebenheit interessirt.

Für Leute, die sichs gern bequem machen, gern gut essen und trinken, gewinnt die Reise durch Tyrol abermals neue Reize, denn ich wüßte kein Land, wo ich, auch in dieser Hinsicht, lieber reisen mögte. In jedem Dorfe findest Du mehrere gute, oft elegante, immer sehr reinliche Zimmer, mit weißen bequemen Betten versehen. Eine Stunde, oft auch nur eine halbe Stunde nach Deiner Ankunft, wird Dir ein Mahl aufgetischt, bestehend aus Fleischsuppe, Fisch,

Wildbraten, delicater Mehlspeise; zum Desert Confect und Früchte. Alles ist trefflich zubereitet. Dann trinkst Du einen recht guten Landwein, der Deinen Gaumen befriedigen wird, wenn Du auch sonst an Bourdeaux = Wein gewöhnt wärest, und der auch vermuthlich oft genug im lieben deutschen Vaterlande für Bourdeaux = Wein verkauft wird. Der sogenannte rothe, scharfe, (das heißt nicht süße) ist nach meinem Geschmack dem süßen vorzuziehen, denn der letztere, da er eigentlich nur halb süß ist, schmeckt etwas widerlich. Schnelle und freundliche Bedienung würzt das Mahl, und am Ende ist die Zeche so mäßig, daß auch der Beutel weit länger gefüllt bleibt, als in der Schweitz. — Was ließe sich wohl noch mehr zur Empfehlung einer Lustreise sagen? Ein herrliches Land, zauberische Aussichten, wohl unterhaltene Chausseen, gute Pferde, willige Posthalter, höfliche Postillions, bequemes Nachtlager, leckere Speisen, guter Wein, freundliche Bedienung, wohlfeile Zeche. Ohne Bedenken darf ich selbst schwächlichen Damen den Rath geben, sich im nächsten Sommer Gesundheit und Heiterkeit in den Tyroler Gebürgen zu holen. — Fünf Stunden von Inspruk giebt es auch Gletscher von ungeheurem Umfang, welche dieses Jahr von vielen Fremden, besonders von Engländern, bereiset worden sind. Man schilderte sie mir als außerordentlich merkwürdig. — Der höchste Berg im Lande liegt gegen Graubündten zu und heißt der Oertler. Er soll über 13000 Fuß hoch seyn. Manche Patrioten wollen ihn sogar zum Nebenbuhler des Montblanc machen, der bekanntlich über 14000 Fuß hält. — Eine treffliche Specialcharte von Tyrol hat, bloß durch Hülfe seines Genies, ein Bauer, Namens Peter Honig, verfertigt. Auch ein paar schöne Globen, die noch auf einem Schlosse unweit Inspruk gezeigt werden, sind sein Werk. Maria The-

resia belohnte ihn kaiserlich, sie gab ihm nämlich täglich einen Gulden, sage einen Gulden, wovon er noch obendrein seinen Gehülfen beköstigen mußte. Dagegen widerfuhr ihm nach seinem Tode die große Ehre, daß sein Leichnam wieder ausgegraben, und von dem Kirchhofe in die Kirche selbst gebracht wurde, die übrigens weder eine Westmünster-Abtey, noch ein Pantheon, sondern eine gewöhnliche Dorfkirche ist.

15. Die Gemsenjagd.

Alle Tyroler sind leidenschaftliche Liebhaber von der Jagd. Ehe ich nach Inspruk kam, wurde mir erzählt, man habe ihnen zwar die Jagdfreiheit nicht ausdrücklich zugestanden, aber, als man in Zeiten der Gefahr ihrer Hülfe bedurfte, habe man d n unbefugten Jägern durch die Finger ge ehen, und thue das auch noch jetzt, um sie für ihr Wohlverhalten zu belohnen, ja man verpachte deshalb die Ja d nicht mehr; wodurch es denn aber freilich geschehe, daß die Menge des Wildes sich täglich verringere. Mich erfreute das Benehmen der Regierung, die treue Dienste, in Zeiten der Gefahr geleistet, nach wiederhergestellter Ruhe nicht vergißt, und sie auf eine Weise belohnt, die dem Volke am angenehmsten, für sie selbst zugleich am wohlfeilsten ist. Aber in Inspruk wurde ich bald eines andern belehrt. Nur damals, als der kecke Feind vor den Tyroler Gebürgspässen das Ziel seiner Siege fand, und die muthige Treue von Schützen, die nie Soldaten waren, der zitternden Hauptstadt zur Vormauer diente, nur damals gestand man vel quasi den Tyrolern die Jagdfreiheit zu. Jetzt aber heißt jeder jagende Tyroler wieder ein Wilddieb, wird ergriffen, und ohne Gnade unter

die Soldaten gesteckt. Es ist aber nun einmal ihre Leidenschaft, der sie mit mehr Wuth anhängen, als ein Spieler den Karten und Würfeln. Daher schrecken weder Drohungen noch Strafen sie ab. Einer, der schon mehrmals ertappt worden war, bekannte laut: „und wenn ich gleich „wüßte, daß der nächste Baum ein Galgen für mich seyn „werde, so müßte ich doch jagen.“ — Eigennutz kann ihn nicht antreiben seine Freiheit zu wagen, denn eine geschossene Gemse die höchstens 50 bis 60 Pfund, oft weniger wiegt, trägt ihm, mit sammt der Haut, die nur im Herbste brauchbar ist, etwa zehn bis zwölf Gulden ein. Um diesen elenden Preis setzt er sich tausend halsbrechenden Gefahren und noch obendrein dem Schimpf und einer harten Bestrafung aus. Um diesen elenden Preis bringt er die kältesten Winternächte auf Klippen zu, vergräbt sich in Schnee, und lauert schlaflos. Mit einem geringen Vorrath von Lebensmitteln versehen, schweift er oft mehrere Tage lang in den öden Gebürgen umher, hungert und durstet, und findet dennoch sein höchstes Glück in dieser Lebensart. Die Beute kann er überdies nur mit ängstlicher Vorsicht verkaufen, doch wird ihm das so viel möglich durch die Herren Geistlichen zu Wiltau erleichtert, welches ein Kloster im Gebürge ist, wo man gern Wildbraten speiset, auch das ganze Jahr hindurch reichlich und wohlfeil damit versehen seyn soll. Gleichermaßen bieten die Gasthöfe zu Inspruk ihnen gern die Hand zum Absatze des Geschossenen, das ihnen bei nächtlicher Weile zugetragen wird. — Einem Jäger allein kommt selten oder nie eine Gemse zum Schuß; mehrere müssen sich vereinigen und das Wild umkreisen. Eine Gemsenheerde stellt immer eine Schildwache aus. Auf einer Felsenspitze, die nicht mehr Raum darbietet, als etwa die fünf Fingerspitze, wenn man sie zusammen preßt,

steht

steht dennoch die Gemse mit allen vier Füßen; schon in weiter Ferne wittert sie den Menschen, augenblicklich giebt sie einen lauten, pfeifenden Ton von sich, und husch ist die ganze Heerde mit entsetzlichen Sprüngen verschwunden. Außer den Gemsen giebt es, doch seltener, auch Hirsche, häufiger Bären, Wölfe, Füchse, Dächse, Murmelthiere; von dem Fette der letztern trinken kreißende Frauen, um eine schwere Entbindung zu erleichtern. Schwarzwild findet man nicht.

Die Wilddiebe pflegen verlarvt zu gehen, oder sonst auf irgend eine Weise ihre Gesichter unkenntlich zu machen. Erblicken sie von ferne einen Jäger, so winken sie ihm mit der Hand, sich schnell zu entfernen, rufen ihm auch wohl zu: geht, oder man wird euch bedienen. Thut er es nicht, so legen sie an, und sucht er sein Heil nicht bald in der Flucht, so drücken sie auch wohl los, doch nur wenn sie sich selbst nicht anders mehr zu retten wissen. Erkennt der Jäger dennoch einen unter ihnen, und giebt ihn an, so mag er sich vor der Rache hüten. Es giebt davon traurige Beyspiele. Ein Wilddieb, der viele Jahre unter einem entfernten Regimente hatte dienen müssen, kam endlich in sein Vaterland zurück, kletterte sogleich wieder auf die Jagd, begegnete seinem Angeber, und schoß ihn todt. Ich weiß doch nicht, ob die Regierung nicht besser thun würde, diesem unbezwingbaren Hange lieber nachzugeben. Einem Volke, das im Nothfall seine Grenzen vertheidigen muß, sollte es immerhin erlaubt seyn, sich im steten Kriege mit wilden Thieren zum Kriege mit wilden Menschen vorzubereiten. Ich mögte doch wissen, ob die Tyroler sich so tapfer gegen die Franzosen vertheidigt haben würden, wenn sie nicht lauter gebohrne Jäger wären?

16. Tyrol.

Einer gewaltigen Menge von Salzfuhren begegnet man auf den Landstraßen. Sie ziehen alle nach dem, jetzt östreichischen Scepter unterworfenen Lindau, wo sie ihren Salzvorrath in ein ansehnliches Magazin niederlegen. Aus diesem Magazin holen es die Schweizer mit großer Gefahr über die Grenze, denn die Franzosen, welche ihnen bekanntlich die eigentliche süße Freiheit wieder gegeben, haben unter andern kleinen Höflichkeiten, sie auch zwangsweise ersucht, von Niemand sonst Salz zu kaufen, als von ihnen. Die Preise machen sie natürlich selber. —

Zwischen Zeil und Inspruk ist eine Grotte, an steiler Felsenwand, in so schwindelnder Höhe, daß das Auge ein daselbst errichtetes großes Crucifix kaum unterscheidet. Hieher soll Kaiser Maximilian sich auf der Gemsenjagd verirrt haben, und durch einen Engel herab geleitet worden seyn. Eine wahre Begebenheit scheint dieser allgemein verbreiteten Volkssage zum Grunde zu liegen; auch kann ich es Niemanden verdenken, wenn er glaubt, daß man von diesem schroffen Felsen nur an der Hand eines Engels herabgleiten kann.

Dicht bei Inspruk war vormals ein großer Thiergarten, wo, (ich weiß nicht einmal zu wessen Vergnügen, da bloß eine Dame hier residirte) allerlei Wild unterhalten wurde. Die Regierung hat ihn sehr weislich eingehen lassen, da Tyrol ohnehin Mangel an Ackerbau hat. Jetzt ist Korn darauf gesäet.

Inspruk, vom grünen Innstrom umflossen, ist eine schmutzige Stadt, und zählt trotz ihrer Größe, nicht mehr als zehn bis zwölftausend Einwohner, ein Garnison-Regiment ungerechnet. Es ist da wenig Merkwürdiges zu beschauen. Kaiser Maximilians Grab in der Domkirche,

hat schön gearbeitete Basrelifs von weißem Marmor, des Kaisers Leben und Thaten vorstellend, aufzuweisen. Im Grabe selbst liegen nur die Eingeweide des Helden; ich habe vergessen, wo man seinen Kopf gelassen hat, der doch wahrlich das Beste an ihm war. — Auffallend und einzig ist der Einfall, in die Mitte der Kirche eine doppelte Reihe von (wenn ich recht zählte) acht und zwanzig colossalen Bildsäulen in Bronze zu stellen, die fast alle im Jahre 1528 gegossen sind, und da stehen, als ob sie bei Hofe an einem Courtage auf die Erscheinung des regierenden Herrn warteten. Es sind aber lauter Leute, denen man zu ihren Lebzeiten die Cour gemacht hat, auch die reiche Erbin Tyrols, Margaretha Maultasch, befindet sich darunter. Daß man hier keine Aehnlichkeiten suchen darf, begreift sich leicht, denn viele der Originale, z. B. Rudolph von Habsburg, Gottfried von Bouillon u. s. w. haben wohl nie einem Bildner gesessen. Da nun diese colossalen Puppen weder Kunstwerth noch Interesse der Aehnlichkeit besitzen, so thäte man eben so wohl, Kanonen daraus zu gießen. Doch! nein hier stehen sie ja so unschädlich, höchstens versieht sich dann und wann eine schwangere Frau an ihnen, warum sollte ich wünschen, sie in Mordschlünde verwandelt zu sehen?

Wer dem Küster eine Treppe hinauf zu folgen Lust hat, der tritt in die sogenannte silberne Kapelle, weil eine schlechte Bildsäule der heiligen Jungfrau, und einige andere Kleinigkeiten von Silber darin befindlich sind. Die Kapelle der Liebenden sollte man sie nennen, denn hier ist das Grab der schönen Philippine Welsetin, jener reizenden Bürgerstochter, welcher die Liebe den herzoglichen Hut aufsetzte. Ihr Gemahl ist der Stifter der Kapelle, und auch der Tod hat ihn nicht von sei-

ner Geliebten getrennt, sie ruhen hier neben einander. Glich Philippine dem Marmorbild, das auf ihrem Sarge liegt, so war sie wirklich schön, und mehr als schön; diese edlen Züge haben dem Fürsten-Purpur-Glanz verliehen, nicht ihnen der Purpur. Auch blickt man gern von dem silbernen Tand, und selbst von der trefflichen Mosaikarbeit, welche die Gräber umgiebt, immer wieder in dies schöne blasse Gesicht, dessen erhabene Ruhe freilich keine Spur mehr von Leidenschaft trägt. Man gäbe viel darum, die Frau lächeln zu sehen, dann war sie gewiß eben so herzenfesselnd als Preußens schöne Königin. — Reicher Ablaß ist allen den Gläubigen vom Pabste verliehen, welche in dieser Kapelle beten werden. Ich bin meine Sünden nicht los geworden, denn nur für Philippinen hätte ich beten mögen, und die schien es nicht zu bedürfen. Woher mag es doch kommen, daß wir an der Ruhestätte einer Liebenden weit mehr empfinden, als am Grabe des tapfersten Helden? Die Antwort ist leicht. Zum Lieben sind wir Alle gebohren, zum Todtschlagen, dem Himmel sey Dank! nur wenige.

Als ich in Inspruk war, wurde gerade der Namenstag des Kaisers gefeiert. Die Bürger hatten ein Scheibenschießen veranstaltet, und ich hatte Gelegenheit, die berühmte Kunst der Tyroler Schützen zu bewundern. Man sagt nicht zu viel von ihnen. Unter zehn bis zwölf Schüssen gingen wenigstens acht ins Schwarze. Die Scheibe selbst fehlte keiner. Auch war der Hanswurst, (der, wie gewöhnlich, nach jedem Schusse hervorkommen und die Stelle bezeichnen mußte, wo die Kugel getroffen hatte,) so gewiß, daß Niemand vorbey schießen werde, daß er oft während des Schießens neben der Scheibe stehen blieb. Er mußte wohl nicht bloß von der Kunst, sondern auch

von der Nüchternheit seiner Landsleute überzeugt seyn. Abends wurde, den festlichen Tag zu verherrlichen, ein schlechtes Schauspiel von Ziegler, Fürstengröße, schlecht gespielt. Auf dem Zettel war angekündigt: das Theater werde heute beleuchtet seyn. Das verstehe man nicht so, als sey es gewöhnlich ganz dunkel, sondern heute waren eine große Menge Wachslichter an der Brüstung der Logen befestigt, und des Kaisers Bild, von einigen hundert Kerzen umgeben, glänzte auf der Bühne, und Herr Denifſle, der Direkteur, sprach einen Prolog. Das Theater, mit zwei Reihen Logen, deren jede, nach Geschmack und Laune des Inhabers bunt oder einfach verziert ist, nahm sich recht artig aus. Leider wurde am Schluß, als man schon das ganze schlechte Stück überstanden zu haben glaubte, noch eine Festung so lächerlich von drei Mann gestürmt und von drei Mann vertheidigt, daß ich mit Ehrfurcht an die Pariser Festungen auf dem Boulevard zurück dachte, wo die kleinen Soldaten mit hölzernen Kugeln über den Haufen geschossen werden. Der Direkteur des Theaters steht unter einer Oberdirektion. Keiner von den Mitgliedern seiner Bühne ist des Nennens werth. Bei der geringen Bevölkerung würde ein Schauspiel sich hier gar nicht erhalten können, wenn nicht die hier residirende Erzherzogin, Tante des Kaisers, das Beßte dabei thäte. Den Officieren giebt sie, vom Cadet bis zum Hauptman, freie Entrée.

Ehe ich Inspruk verlasse, muß ich noch den Wunsch äußern, die Stadt einmal in dem Augenblicke zu sehen, wo alle Einwohner ihre Wäsche trocknen. Auf den meisten Häusern nemlich befindet sich zu diesem Behuf auf den Dächern eine Art von schlechter Gallerie. Diese Gallerien gewähren auch unbekleidet schon einen seltsamen An-

blick, aber hilf Himmel! welch ein ungeheures Zelt muß die ausgehängte Wäsche bilden! und wenn der Wind alle die Hemden bewegt, gerade in dem Augenblicke, wenn der Reisende Inspruk zum erstenmale von ferne erblickt, muß es ihm nicht vorkommen, wie eine segelnde Stadt?

Aber welch göttliche Aussichten eröffnen sich wieder, sobald man Inspruk verlassen hat! Möge des Kummers scharfe Klaue ein armes Herz noch so fest zusammen gedrückt haben, hier muß es sich wieder aufthun. Ja, ich muß es wiederholen: die Schweitz hat wahrlich nichts Schöneres aufzuweisen. Verschiedene Denkmähler, am wohl unterhaltenen Wege errichtet, sind bald mehr bald minder merkwürdig. Daß der Pabst hier vorbei fuhr — mich kümmerts nicht. — Daß auf einer andern Stelle ein fürstlicher Bräutigam seine fürstliche Braut empfing — das mag sehr interessant seyn für das fürstliche Paar, wenn es, nach fröhlicher Begehung einer silbernen Hochzeit, etwa einmal wieder den Platz betritt, wo, mit großer Verlegenheit, sich beide zum erstenmal sahen, und mit schüchternen Blicken prüften, ob die gewechselten Miniatur-Portraits ähnlich gewesen, oder nicht? — Aber an einem dritten Monumente verweilt man gern einige Augenblicke. Hier ist zu lesen: daß dieser, wirklich vortreffliche Weg, zuerst von den römischen Legionen unter Septimius Severus und Julian in die Felsen gesprengt, nach Jahrhunderten wieder aufgefunden, die alten römischen Meilenzeiger zum Andenken in einem nahen Schlosse verwahrt werden. Nachher sey er oft durch Ueberschwemmungen zerstört, durch menschlichen Fleiß wieder gebessert worden, bis endlich Kaiser Joseph ihn so vollkommen herstellen lassen, als er noch heute gefunden wird — eine Wohlthat, für die jeder Reisende ihn segnet.

In dieser Gegend vom Tyrol bemerkt man an dem weiblichen Geschlechte eine reizende National-Physiognomie, ovale Gesichter, schön geschnittene braune Augen, eine weiße Haut. Sie gleichen sich alle wie Schwestern, aber wie liebliche Schwestern, Schade nur, daß ihre geschmacklose Kleidung ihre Reize verunstaltet. — In jedem Wirthshause findet man nun eine Taxe für Mahlzeiten, eine löbliche Gewohnheit, nur die Classificirung der Mahlzeiten hat mir ein Lächeln entlockt. Die erste große Eintheilung ist in Fleisch- und Fasttage gemacht, dann giebt es Herren-Mahlzeiten, Fuhrmanns-Mahlzeiten, Hochzeitmahle, und bei den letzteren ist für Frauenzimmer die seltsame Einschränkung gemacht, daß sie acht Kreuzer weniger bezahlen als die Mannspersonen. Das ist übrigens sehr billig und sollte wohl überall so seyn, denn sie essen und trinken ja in der That weniger. — In diesen Gegenden wird schon, wie überhaupt in ganz Italien, das Leinenzeug nicht mehr geplättet, sondern bloß gewaschen, welches einem verwöhnten Gefühl unsanft thut. — Die schöne Landschaft wird hie und da durch die unendliche Menge von abgelaubten Bäumen, (ich glaube, es sind Eschen) verunstaltet; man freut sich aber doch zu sehen, daß der Landmann nichts vernachlässigt, um seinem Vieh im Winter Futter zu verschaffen. Eine Bäuerin versicherte mich, das Vieh fresse die Blätter sehr gern und befinde sich wohl dabei. Warum ahmt man dies Beispiel in Norden nicht nach? besonders in Lief- und Ehstland, wo das Vieh so oft im Winter Stroh fressen muß? Fehlt es etwa an Händen, um die Blätter einzusammeln? aber ein einziger Baum giebt reiche Ausbeute, und erfodert wenige Zeit ihn zu entlauben. An tauglichen Bäumen ist auch kein Mangel, denn nicht bloß die

Esche dient dazu, auch die Ulme, ja sogar der Eichbaum, wie ich nachher oft in Italien zu sehen Gelegenheit hatte.

Bis Mittewald kamen die Franzosen; hier steckten die wackern Tyroler ihrem Vordringen ein Ziel. Aber freilich erkauften sie ihre Siege oft theuer. Der Postmeister zu Mittewald liefert ein trauriges Beispiel, wie viel Unglück zuweilen das traurige Schicksal plötzlich über einen Menschen zusammen häuft. Er war ein wohlhabender Mann, ein glücklicher Gatte und Hausvater. Da kamen die freien und edlen Franzosen, raubten ihm alles, und schossen ihm zwey Häuser in den Grund. Seine Gattin wurde vor Schrecken wahnsinnig. So irrte sie in den Feldern umher, er mußte sie einsperren. Kaum war der Feind verjagt, so stellte sich die Pferdeseuche ein, und ihm fielen 36 Pferde. So blieb er auf den Trümmern seines Glücks, vor der verriegelten Thür einer wahnsinnigen Frau sitzen. Jetzt war seit drei Wochen wenigstens diese in der Besserung, nur noch melancholisch; sie nahm sich aber doch schon wieder, zu des Mannes Freude, der häuslichen Geschäfte an. Ich meine, der Kopf, der so viel Elend zu ertragen vermag, muß sehr stark oder sehr schwach seyn.

Der Weg zwischen Brixen und Botzen ist wiederum äußerst romantisch; immer rechts schroffe Felsen, links ein jäher Abgrund, unten der reißende Strom, die Eisach, den ich fast einen viele Meilen langen Wasserfall nennen mögte. Doch auch hier sind dem rauhen Boden überall kleine fruchtbare Plätze abgetrotzt, und Millionen Kürbisse schimmern aus jeder Steinritze hervor. Besonders wird der Weinbau hier herum sehr emsig betrieben. Der Tyroler Wein ist recht gut, wohlfeil, und ich kann mich nicht genug wundern, daß wir ihn im Norden nie zu trin-

ken bekommen. Oder trinken wir ihn vielleicht nur unter vornehmerem Titel? — Crucifixe sieht man überall zu hunderten am Wege; sie werden von den gläubigen Seelen auf allerlei Weise herausgeputzt. Hier hat der Herr Christus Blumensträußer zwischen den Füßen, dort hängt ihm türkisch Korn von den Armen herab. Hie und da ist sogar eine Weinrebe neben das Crucifix gepflanzt, von der es, bis zur Spitze hinauf mit reifen Trauben prangend, so artig umranket wird, daß der gekreuzigte Heiland dem Bachus — dennoch nicht ähnlich sieht. Wozu sich doch der Herr Christus zuweilen hergeben muß! da steht er auch irgendwo über einem Brunnen, in der Seite, die ihm mit dem Speer geöffnet worden, steckt eine kleine blecherne Röhre, und aus dieser fließt das Brunnenwasser sehr witzig heraus.

Botzen ist schon eine halb italiänische Stadt, wird auch hier meistentheils Bolzano genannt. Man hört weit mehr italiänisch als deutsch reden. Auf den Dächern sieht man schon sogenannte Logen, um die frische Luft daselbst zu genießen. Auch erscheint, nach italiänischer Sitte, kein Frauenzimmer mehr in dem Zimmer des Reisenden, Mannspersonen bereiten sogar die Betten. — Die komischsten Kopfzeuger in Asien und Europa werden von den Weibern der Wotiäken und von den Bürgerfrauen zu Botzen getragen. Die ersteren habe ich auf meiner Reise nach Sibirien geschildert; die letzteren bestehen aus einer Art von dreieckigten Mannshüten, von schwarzem Flor, die aber fast in den Nacken gesetzt werden; vorn läuft eine Art von schwarzem Zipfel, wie man ihn bey tiefer Trauer hin und wieder in Deutschland trägt, bis auf die Stirn. Das Drollige und Häßliche des Ganzen läßt sich nicht mit Worten beschreiben.

In Neumarkt sah ich eine Menge Menschen eine

offene Kirchthür belagern. Ich drängte mich hindurch, und stellte mich, mit abgezogener Reisekappe, andächtig unter den Haufen. Ein Mönch stand auf der Kanzel und hielt mit großem Eifer eine sogenannte Rosenkranz-Predigt. Lieber Gott! welch ein unsinniges Gemengsel floß aus der braunen Kutte über den verworrenen Bart herab! „Durch „die Andacht des Rosenkranzes, meine geliebten Zuhörer, hat „der heilige Dominicus über hunderttausend Menschen in „den Schooß der Kirche zurück geführt. Mit nicht mehr „als dreihundert achtzig Hausgenossen und Knechten, hat „Abraham durch Hülfe des Rosenkranzes (!) vier Könige „zusammen geschlagen, deren jeder sein eigenes „Kriegsheer commandirte. Ein anderer Gläubiger (dessen „Namen ich überhörte) hat mit dreihundert Mann, die Ro„senkränze beteten, hundert und dreißig tausend zusammen „geschlagen. Ja, meine Zuhörer, der heilige Domini„cus kommt mir vor, wie das Gesicht in der Offenbarung: „ein Engel hielt ein goldenes Rauchfaß, nahm zwei glühen„de Kohlen davon, warf sie auf die Erde, und die Erde „bebte. So hält auch der heilige Dominicus das Rauch„faß, nemlich den Rosenkranz, nimmt die Kohlen, „nemlich die göttliche Liebe, wirft sie auf die Erde, „nämlich in die Herzen der Gläubigen, und siehe „sie beben! —" (Könnte wohl selbst Schlegel poetischer predigen?) „Heil den christlichen Königen und Fürsten, die, „in einer Hand das Schwerdt, in der andern den Rosen„kranz ausziehen! Die verruchten Ketzer zu bekehren, hat „man die Waffen ergriffen, und da haben einmal fünfhun„dert Mann zehntausend, und ein anderes Mal dreitau„send Mann mehr als zwanzigtausend zusammen ge„schlagen."

Leider vergönnte mir die Zeit nicht, das Ende dieser er-

bärmlichen Predigt abzuwarten. — Doch ich vertauschte gern die unsinnigen Floskeln des Mönches nur gegen die erhabene Poesie der Natur. Immer mehr und mehr sieht sich der Nordländer mitten unter Gegenstände gezaubert, die im Vaterlande ihm fast fremd waren. Maisfelder dehnen sich vor ihm aus, in Rahmen von goldgelben Kürbissen gefaßt. Aus Meilen langen Bogen-Gängen winken ihm blaue Trauben. Gleich Guirlanden, um ein Fest zu schmücken, sind die Weinreben von Ulme zu Ulme gezogen. Die Gebüsche am Wege hat der wilde Hopfen so dicht umrankt, daß man die Straße mit Nichts als Lauben eingefaßt glaubt. Lange Aleen von Maulbeerbäumen ziehen sich an andern Stellen den Weg entlang, Cypressen ragen hier und dort gleich hohen Pyramiden hervor, ächte Kastanien, Stämme von ungeheurem Umfang, überschatten mit tausend Zweigen die Rasen, große Feigenbäume lassen ihre Zweige verworren in einander laufen, hohes, an der Spitze gefiedertes Rohr, scheint neidisch zu eilen, um die höhern Bäume im Wachsthum zu erreichen — und zwischen allen diesen sieht man hübsche, braunäugige Bäuerinnen wandeln, mit schwarzen Zöpfen, silbernen Nadeln darin gesteckt, Wallfahrts-Lichtern in den Händen, und — ohne Andacht in den schalkhaften Mienen. So befriedigt, und so erwartungsvoll betritt der Reisende Welschlands Grenze, eilt rasch durch Trento, wo ihn die Erinnerung an das tridentinische Concilium nicht zurück zu halten vermag, und erreicht, von dem mannigfaltigen Genusse berauscht, aber nicht gesättigt, das merkwürdige Verona.

---

17. Zwischen Verona und Florenz.

Was ich über Verona, Mantua, Modena und Bologna etwa zu sagen weiß, verspare ich bis zu meiner Zurück-

reise, weil ich alsdann alle diese Städte noch einmal zu sehen hoffe. Des Lachens konnte ich mich nicht enthalten, als ich über die Brücke fuhr, welche die Kaiserlichen Staaten von der Cisalpinischen Republik trennt, und sogleich an der ersten Gassenecke mit großen Buchstaben geschrieben fand: Circondario della libertà (Stadtviertel der Friheit), dem aber auch sogleich die lebendige Widerlegung, eine französische Schildwache hinzugefügt war. Mit den Pässen wird man in dieser sogenannten Republik eben so unnütz und über die Gebühr herum gezogen, als im Oestreichischen. In jeder Stadt, an jedem Thore, in jedem Wirthshause, muß man sie vorzeigen, überall werden sie eingeschrieben, abgeschrieben, beschrieben und unterschrieben, so daß man endlich eine Sammlung von fünfzig verschiedenen Händen und fünfzig verschiedenen Siegeln erhält. An den Thoren muß man Viertelstunden lang, und oft noch länger warten, ehe man herein= oder herausgelassen wird. In manchen Städten muß man sich sogar persönlich vor der Polizei stellen. Kurz, man glaubt heut zu Tage, die Regierungskunst bestehe in einem wohlorganisirten Mißtrauen. Ich meine aber, eben dadurch werden oft Menschen zu Schurken, die sonst wohl nie daran gedacht hätten. Es geht ihnen, wie den Knaben mit der Onanie, die sie erst durch Warnungen kennen lernen.

Die einzige italiänische Stadt, die ich zur Nachtzeit durch Laternen erleuchtet gesehen habe, ist Verona. Sollte man es für möglich halten, daß sogar Rom und Neapel nichts von Straßenbeleuchtung wissen? man müßte denn hie und da ein schwaches Lämpchen vor einem Madonnenbilde dafür gelten lassen. So bald es finster wird, darf man sich nicht mehr ohne Laterne oder Fackel auf die Gasse wagen, und wenn etwa ungestümes Wetter diese verlöscht

(wie mir einigemal geschehen), so tappt man in dieser Finsterniß in Städten herum, die durch Banditen und Asyle für Mörder längst berühmt geworden sind. Wer lernen will, wie eine Stadtpolizei nicht eingerichtet seyn muß, der reise nur nach Italien.

Hingegen muß ich die Polizei der Landstraßen größtentheils rühmen. Die Chausseen und Brücken sind gut unterhalten, die Ueberfahrt über den oft gefährlichen Po, ist als Muster zu empfehlen. Eine große, solid gebaute fliegende Brücke, mit der möglichsten Bequemlichkeit und Sicherheit, für Equipagen und Pferde sowohl als für Fußgänger eingerichtet, hängt mit einer Reihe von Kähnen zusammen, deren letzter in der Mitt des Stroms fest vor Anker liegt, und so wird die Brücke, bloß durch die vereinigten Würkungen des Stroms und des Steuerruders, leicht und schnell an das andere Ufer geführt. Wenn ich dagegen an die unangenehmen und unsichern Ueberfahrten über die Weichsel und Memel gedenke, oder gar an die elenden Prahmen in Curland, wo das Wasser immer Fuß hoch zu allen Seiten herein dringt; so schmerzt es mich, daß der sonst so fleißige Norden hier einmal vom faulen Süden übertroffen wird.

Auch in andern Ländern habe ich wohl schon oft gefunden, daß schlechte Gasthöfe sich durch pompöse Aushängeschilder ein Ansehen zu geben suchen, und daß man sich in solchen Fällen auf kein Bildniß eines Kaisers oder Königs verlassen darf; in Italien treiben sie aber das Ding noch viel weiter; denn da trägt nicht allein das Haus selbst einen respektabeln Namen, sondern auch jedes Zimmer. In Novi z. E. hießen vier schlechte Stuben: Venedig, Neapel, Rom und Paris. In einer andern kleinen Stadt führten sie gar die Namen der vier Welttheile, und über den fünften stand: Rußland.

Das vormalige päbstliche Castell San Urbino, prangte an seinen Thoren mit einer lateinischen Inschrift, welche den Leser unterrichtet: „Das Castell sey erbaut wor„den, um den geistlichen Schaafstall vor den reißenden Wölfen „zu bewahren.“ Die reißenden Wölfe, die jetzt die Besatzung dieses Castells ausmachen, haben die Inschrift stehen lassen.

Wenn man über die Apenninen geht — ich sage gehen — denn wer die Schönheiten dieser Gebürge recht genießen will, muß sich nicht verdrießen lassen auszusteigen, und, wie ich gethan habe, den Weg größtentheils zu Fuß zu machen — wenn man also über die Apenninen geht, so wird man durch eine sehr interessante Auf- und Abstufung der schaffenden Natur auf das Angenehmste unterhalten. Erst pilgert man langsam aufwärts durch Weinberge, an welche, in einer gewissen Höhe, sich Kastanienwälder schließen. Wo diese enden, fangen die Eichen an, die bald einem niedrigen Büschwerk und Wachholdergesträuch Platz machen; hierauf folgt Farrenkraut, bis endlich nackte Felsenspitzen erstiegen sind. Eben so geht es wiederum abwärts in umgekehrter Ordnung, nur mit dem Unterschiede, daß am jenseitigen Fuße der Gebürge sich noch einige Produkte des wärmern erreichten Himmelsstriches anreihen, denn jetzt erblickt man zum erstenmale die herrliche Cypresse, den lichtgrünen Oelbaum. Vor den Früchten des letztern warne ich den neugierigen Reisenden, wenn sie auch noch so schwarzblau herab winken; sie sind entsetzlich bitter, man wird den bittern Geschmack den ganzen Tag nicht wieder los: diese den reifen Oliven beiwohnende Bitterkeit verlieren sie nur durch Räuchern.

In den Apenninen war gerade Kastanienerndte, Jung und Alt in den Wäldern zerstreut, die Kastanien von den

Bäumen zu schlagen, und dann die stachlichte Frucht mit kleinen hölzernen Zangen aufzusammeln. Welche Wohlthat der Natur ist für die faulen Italiäner diese in ungeheurer Menge ohne Pflege reifende Frucht! wenn der Nordländer seinen Kartoffeln Acker und Fleiß widmen muß, so schlendert der Italiäner bloß zum Zeitvertreib hinaus, um bei seiner Kastanienerndte ein fröhliches Volksfest zu begehen.

Wenn man auch nicht weiß, daß man die Toskanische Grenze betreten hat, so erräth man es bald, weil Fleiß, Reinlichkeit, Heiterkeit und Schönheit dies einst so weise beherrschte Völkchen auszeichnen. Die Bauermädchen in ihren runden, mit Blumen besteckten Hüten, sehen allerliebst aus.

Am Abhang der Apenninen liegt eine Villa, welche den Medicis zugehörte, als sie nur noch Kaufleute waren. Der Anblick von Florenz, mit den umliegenden Hügeln, die alle mit weißen, freundlichen Häusern besäet sind, wird von Vielen für einzig gehalten. Auch ich habe ihn schön und lieblich gefunden, weit lieblicher als die Aussichten in Tyrol; aber den hohen, imponirenden Charakter jener erreicht er doch bei weitem nicht. Die Gegenden um Florenz ergötzen, erheitern; die Gegenden in Tyrol füllen die Brust mit unnennbarem Entzücken; jene kann man wieder vergessen, diese nie!

---

18. Zambeccari's Luftfahrt.

(Aus Bologna.)

Zambeccari, der eiserne Mann mit dem unerschütterlichen Muthe, ist wahrhaftig merkwürdig. Er hat alles, und mehr gelitten, als ein Sterblicher leiden kann, er

hat, im eigentlichen Wortverstande, mit allen Elementen gekämpft, er liegt in diesem Augenblicke verstümmelt, krank darnieder, und dennoch denkt er an nichts, spricht von nichts, als von neuen halsbrechenden Versuchen. Da seine letzte Luftfahrt, (am 22sten August dieses Jahres) theils in wissenschaftlicher Rücksicht Aufmerksamkeit verdient, vorzüglich aber einen Menschen, bei der größtmöglichsten Gefahr in seiner ganzen Kraft darstellt, ja, da man kühn behaupten darf: in einer solchen verzweifelten Lage befand sich, seit es Menschen giebt, noch kein Sterblicher, so glaube ich, man werde gern mehr darüber lesen, als die magern Zeitungsberichte geliefert haben. Hier ist ein getreuer Auszug aus der Relation, welche die hiesige Gesellschaft der Wissenschaften (die eifrigste Beförderin jener Experimente) unter ihrer und Zambeccari's Unterschrift hat drucken lassen. — Am 21sten August um Mitternacht verkündeten drey Kanonenschüsse den Anfang des Versuchs. Der Ball wurde aus der Kirche delle Acque, wo er verfertigt worden, nach der nahe gelegenen Wiese gebracht. Er hatte dreißig Bologneser Fuß im Durchschnitt, welche etwas über fünf und dreißig Pariser Fuß ausmachen. Eine cirkelförmige Lampe mit Weingeist war angebracht, sie hatte ringsum vier und zwanzig Löcher, sämmtlich mit Klappen versehen, um sie schnell zu öffnen, oder zu verschließen, je nachdem die Flämmchen verlöschen oder sich wieder entzünden sollten. Das Gewicht der ganzen Maschine, sammt den beiden Reisenden und deren Geräthe, betrug achthundert und fünfzig Bologneser Pfunde, wozu man noch so viel Ballast rechnen muß, als nöthig war, um die Maschine fast im Gleichgewicht zu erhalten, jedoch mit einem ganz kleinen Uebergewicht, und folglich einer Neigung zum Fallen. Um drey Uhr Morgens wurde der Anfang mit dem Füllen gemacht. Aus sechszehn

Tonnen,

Tonnen, die im Kreise um zwei große mit Wasser gefüllte Kufen standen, entwickelte sich das Gas, und stieg gereinigt in den Ball hinauf. Die Direction des chemischen Apparats war den beiden Brüdern, Dominico und Gartano Sgarzi anvertraut; durch ihre Geschicklichkeit und mit Hülfe der Herren Tartarini und Fratta, ging dieses Geschäft schnell und glücklich von statten. Es war voraus bestimmt, den Luftball bis auf zwei Drittel zu füllen, man brauchte dazu 3548 Pfund Zink, mit dem nöthigen Verhältniß von Schwefelsäure und Wasser. Schon nach einer Stunde fing der Ball an sich selbst zu bewegen, und man würde sehr bald bis zu dem vorgeschriebenen Maaße der Füllung gelangt seyn, hätte man die Operation nicht oft unterbrechen müssen, um erst die Gondel, und dann die Gallerie bequem zu befestigen; die letztere wurde nach und nach, so wie die aufsteigende Kraft zunahm, mit dem Nöthigen beladen.

Um sechs Uhr Morgens riefen abermals drei Kanonenschüsse die Zuschauer aus der Stadt. Sie strömten in dichten Haufen herbei; die mit Einlaßbilleten Versehenen füllten die Schranken, das Volk kletterte auf die Hügel rings umher, der Anblick war groß und einzig. Aller Augen hefteten sich starr auf die Luftschiffer, die mit der gemessensten Vorsicht zu ihrem Auffluge sich bereiteten.

Jetzt war die chemische Operation vollendet, der Ball in der Mitte durch ein doppeltes Seil verschlossen, welches leicht durch einen Ring lief, den man nicht hoch über dem Boden angebracht hatte; die Gallerie war beladen, der Ballast eingenommen — um halb eilf Uhr bestiegen Zambeccari und Andreoli die Gondel. Zuerst machten sie einen sehr merkwürdigen Versuch mit den Rudern. Sie warfen fünf und zwanzig Pfund aus, und stiegen alsobald so hoch, als das fünfzig Fuß lange Seil erlaubte, welches den

Ball noch hielt. In dieser Höhe bewegten sie die Ruder regelmäßig, und siehe da, die Maschine folgte gleichfalls ziemlich regelmäßig, in absteigender Richtung, der Bewegung der Ruder, überwand also die Kraft von 25 Pfund. Einige wollten zwar noch zweifeln, daß wirklich die dazwischen tretende Kraft der Ruder groß genug sey, um jene aufsteigende Kraft zu überwältigen, sie meinten, der Strick thue dabei das Beste. Da aber der Strick immer schlaffer wurde, je mehr der Ball sich zur Erde neigte, und er dennoch den Rudern gehorchte, so verschwanden alle Zweifel. — Jetzt wurde ein zweites Experiment gemacht. Die ausgeworfenen fünf und zwanzig Pfund wurden wieder eingenommen, und noch fünf Pfund darüber, daß folglich das ganze Gewicht die aufsteigende Kraft um fünf Pfund übertraf. Nicht mehr als zwei angezündete Flämmchen waren hinreichend, den Ball sichtbar anzuschwellen, und die so verdünnte Luft hob ihn langsam so hoch als des Strickes Länge erlaubte. Sobald aber durch die Klappen die beiden Flämmchen wieder unwirksam gemacht wurden, wurde der Ball auch wiederum schlaffer und senkte sich langsam. Ein kleiner Windstoß trieb ihn aber gegen die Segelstangen, daher mußte das Seil etwas angezogen werden, um ihn davon abzuhalten.

Der dritte Versuch bestand im Anzünden von sechs Flämmchen, deren Wirkung natürlich um so schneller war. Aber der Ball senkte sich nicht als die Flämmchen ausgelöscht wurden, sondern erhielt sich ungefähr zwei Minuten in dieser Höhe; so viel Zeit war erforderlich, um seine Temperatur mit der der umgebenden Luft wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Dann stieg er sanft und mit gleichförmiger Bewegung herab wie das erstemal.

Nach diesen Versuchen schickten sich die Luftschiffer zur

Abreise an. Vorher prüfte man noch einmal das Gewicht der ganzen Maschine, und überzeugte sich, daß nur ein Uebergewicht von einigen Pfunden sie zum Fallen geneigt mache. Jetzt wurden acht Flämmchen angezündet, das Seil losgelassen, und alsobald geschah der Aufflug. Es war 10 Uhr 50 Minuten. Der Barometer zeigte 27 Pariser Zoll 7 Linien, der Reaumürsche Thermometer stand auf 17,33. Es wehte ein leichter Nordwestwind. Der Donner von sechs Kanonenschüssen vom Berge St. Michael, empfing die kühnen Schiffer in den Regionen der Luft. Das Aufsteigen geschah so abgemessen und langsam, daß man ganz deutlich gewahr wurde, wie die durch die Kanonen erschütterte Luft die Gondel schwanken machte. Wenige zerstreute Wolken zogen am Himmel, die Luft war still, der Wind sehr gering, veränderlich in verschiedenen Höhen, doch am veränderlichsten unten auf der Erde. Da dieser Umstand den Ball hinderte, sich weit von Bologna zu entfernen, so blieb er fast immer im Gesichtskreise der Zuschauer; von den Spitzen aller Hügel und von den Thürmen verfolgte ihn das Auge bis zu seinem Niedersteigen. Die Verdicalbewegung war ziemlich einförmig und stets abgemessen durch die Kunst der Luftschiffer; die aufsteigende Bewegung zeigte sich verschieden, je nachdem der Ball andere Luftströme durchschnitt; anfangs ging er nach Süden, dann gegen Westen, endlich nach Norden, und in dieser Richtung entfernte er sich von Bologna. Die Reisenden manövrirten fleißig und machten folgende Bemerkungen:

1. Die obenerwähnte Kunst, die Temperatur des Balles nach Gefallen zu verändern, erfüllte ganz ihre Erwartung. Mit einem einzigen angezündeten Flämmchen mehr beschleunigten sie augenblicklich das Aufsteigen, oder verzögerten es, indem sie das Flämmchen wieder auslöschten.

Erhielten sie die Flämmchen brennend in bestimmter Anzahl, so erhielt sich auch der Ball in gleicher Höhe; verschlossen sie dann nur eine einzige Klappe, so fing er an zu sinken.

2. Beim Auslöschen der Flämmchen war die Wirkung nicht so schnell als beim Anzünden; es verging dann wohl eine Minute, ehe das Steigen des Balles aufhörte, und er sich nach und nach wieder zum Fallen neigte, vermuthlich weil das Erwärmen der Temperatur abhängiger von der aufsteigenden Flamme ist, als das Kühlerwerden von der verloschenen.

3. Etwas besonderes beobachteten die Reisenden ein oder zweimal. Wenn nemlich der Ball gleichsam stehend oder ruhend war, fing er einigemal von selbst an sich ruckweise zu erheben, ohne daß das Feuer dabei wirkte. Diese kleine Anomalie schrieb Zambeccari der verschiedenen Temperatur der umgebenden Atmosphäre zu, die vielleicht durch die Sonnenstrahlen, oder das Reflectiren derselben in den Wolken, begründet wurde.

4. Diese Kleinigkeit ausgenommen, wurde es den Luftschiffern ganz leicht, die Verticalbewegung zu leiten, sich nach Gefallen zu erheben, herab zu lassen, oder in einer gewissen Höhe zu bleiben. Einen solchen Versuch machten sie im Angesicht aller Zuschauer, indem sie über Ronzano aus einer großen Höhe bis auf fünfhundert Fuß von der Erde herabstiegen, und dann wieder zur vorigen Höhe sich hinauf schwangen.

5. Auf der ganzen Reise kam die durch den Barometerstand bestimmte Höhe vollkommen mit den Anzeigen überein, welche man durch die von Zambeccari so genannte anemometrische Schnellwaage erhielt. Die kleinste Höhe des Barometers war zwanzig Pariser Zoll, folglich erhob sich

der Ball nicht höher als bis zu 6998 Bologneser Fuß. Die kleinste Höhe des Thermometers war neun Grad Reaumür.

6. Der Ball durchschnitt einmal eine nicht sehr dichte Wolke, die sich plötzlich auflöste. Weder indem man der Wolke sich näherte, noch auch bei deren Berührung, ergaben sich fühlbare Anzeigen von Electricität. Vermuthlich zertheilte sich die Wolke schon bei der bloßen Annäherung durch den darauf wirkenden Druck des Luftballs, wenigstens spürten die Reisenden nicht die geringste Feuchtigkeit als sie hindurch waren.

Um ein Uhr Nachmittags schwebte der Ball über Capo d'Argine, einer Poststation auf der Straße nach Ferrara, sechs Meilen von Bologna. Ein Luftstrom führte ihn nach Nordwest. Die Reisenden hatten anfangs nichts dagegen, aber eines Theils war der Wind zu schwach, um eine lange Fahrt zu unternehmen, andern Theils waren die Kräfte zweier Menschen kaum hinreichend, um den Ball zu regieren und zugleich die gehörigen Beobachtungen anzustellen. Das Feuer der Lampe zu mäßigen oder zu verstärken, je nachdem es die Umstände erheischten; den Barometer und Thermometer wie auch die Magnetnadel beobachten; bei jeder Bewegung des Balles dessen Lage untersuchen; das waren zu gehäufte Arbeiten und Sorgen, die kleinste Täuschung konnte Gefahr drohen. Zambeccari entschloß sich daher zur Erde herabzusteigen, und bei dieser Operation gehorchte der Ball abermals zum Erstaunen dem Willen seiner Regierer. Tausende von Zuschauern waren Zeugen davon, und auf Ansuchen der Gesellschaft der Wissenschaften, hat die Departemental-Polizei ein Protocol darüber aufgenommen.

Als der Ball sich der Erde näherte, schwebte er über

einem morastigen Boden, der den Luftschiffern ein nasses Reisfeld schien. Augenblicklich zündeten sie zwei Flämmchen an, hoben sich wieder, flogen über das Posthaus weg, und da sie etwa zweihundert Schritt von da ein Feld gewahr wurden, wo keine Hindernisse zu befürchten waren, so liessen sie sich herab. Schon war der vier und siebzig Fuß lange Anker ausgeworfen, faßte auch ziemlich fest an einem Ulmenzweige. Die Einwohner liefen jauchzend herbei, und empfingen die Ankömmlinge mit Flintenschüssen. Aber der Schiffbruch erwartete sie im Hafen. Der Ball stieg nehmlich schief herab, indem er eines Theils dem Gesetze der Schwere, andern Theils dem Eindrucke des Windes gehorchte. Kaum hatte der Anker gefaßt, als der Strick sich verwickelte und die Gondel einen Stoß erhielt, welcher den Ball so sehr auf eine Seite neigte, daß der brennende Spiritus überlief. Die Flamme breitete sich sogleich auf der Gallerie aus, die unglücklicherweise noch ganz naß von verschüttetem Spiritus war. Vom Feuer ergriffen und durch die plötzliche Gefahr verwirrt, hatten die Reisenden nicht Gegenwart des Geistes genug, augenblicklich die aufsteigende Kraft um soviel zu vermehren, als nöthig gewesen wäre, den Ball vom fernern Sinken zurück zu halten. Er fiel mit seinem ganzen Gewichte zur Erde, und dieser neue heftige Stoß verursachte ein abermaliges Ueberfließen des Spiritus, wodurch die Flamme noch mehr um sich griff. Zum Unglück erreichte sie eine Flasche, in der noch ungefähr dreißig Pfund enthalten waren, die sich plötzlich mit einem starken Knall entzündeten. Die beträchtliche Verringerung des Gewichts verursachte, daß die Maschine mit großer Gewalt aufprallte, indessen hielt sie der Anker. Fall, Stoß und Zurückprallen war das Werk Eines Augenblicks. Der verwickelte Strick drohte das Ruder zu zerbrechen.

Zwei Menschen klammerten sich an den Mastbaum und versuchten auf diese Weise den Ball zu halten. Indessen schrien die vom Feuer umgebenen Luftschiffer, man solle das Seil anziehen. Ihre Kleider brannten, ihr Geräthe, das Netz, die Stricke der Gallerie, Alles stand in Feuer. Da war nicht lange zu rathschlagen. Zambeccari goß sich eine Flasche Wassers über den Kopf, und es gelang ihm wenigstens, das ihn zunächst umgebende Feuer zu löschen. Andreoli, um sich schnell zu retten, klimmte am Ankerseil herab. Aber seine Eilfertigkeit und die Erschütterung waren Schuld, daß ihm das Seil wieder entschlüpfte, er stieß sich heftig gegen den Mastbaum und von da fiel er unsanft zur Erde. Da der Ball auf diese Weise plötzlich so viel an Gewicht verloren hatte, so strebte er jetzt wiederum so gewaltsam in die Höhe, daß keine Kraft vermögend war ihn zu halten. Die beiden Menschen, die sich unter dem Mastbaum angeklammert hatten, und ohnehin durch Andreoli's Fall aus ihrer Lage geschreckt worden waren, konnten dem heftigen Strammen des Seils nicht länger widerstehn und wurden zurückgeschnellt. Alsobald erhob sich die Maschine mit entsetzlicher Schnelligkeit; das durch den Stoß verursachte Schwanken der Gallerie währte noch sehr lange; man konnte es deutlich bemerken, und es schien allen Zuschauern von sehr übler Vorbedeutung. So lange man Zambeccari mit den Augen folgen konnte, sah man ihn beschäftigt, sich das Feuer von den Kleidern zu streichen, und alles Brennende, das ihn umgab, so gut es gehen wollte, zu löschen oder heraus zu werfen. Aber bald verlor man den Ball ganz aus dem Gesichte, der zu einer erstaunlichen Höhe stieg, und nordwestlich getrieben wurde. Diese ganze Catastrophe war das Werk von drei Minuten.

Trotz des mit so vielem Fleiß gesuchten aber nun verlornen Gleichgewichts, verlor Zambeccari doch nicht den Muth, aber welche Hülfsmittel konnten Genie und Kunst in einer so verzweifelten Lage ihm darbieten? Er schwebte in einer so ungeheuern Höhe, daß er, nach seinem eignen Ausdrucke, die Wolken nur noch als einen Abgrund unter sich sah. Wie hoch er eigentlich war, konnte er freilich nicht bestimmen, da der Barometer durch den Fall zerbrochen wurde. Seine ohnehin schon übel zugerichteten Hände fühlten bald die empfindlichste Kälte. Indessen stieg er doch nicht ganz so hoch, als sich wohl vernünftiger Weise hätte erwarten lassen. Er sah über sich, und schloß aus der Schlaffheit des untern Theils der Maschine, daß sie noch einer größern Ausdehnung fähig sey. Eine mit Luft gefüllte Blase, die er bei sich hatte, gab ihm überdies einen ungefähren Maaßstab für die dermalige Ausdehnung des Balles, der selbst in dieser fürchterlichen Höhe noch einige Falten hatte. Diese Anzeigen beruhigten ihn über die Gefahr, plötzlich herab zu stürzen, wenn die Wände des Balls zusammen fielen.

So zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, ergriff ihn ein Luftstrom, und führte ihn schnell über das Adriatische Meer. Um zwei Uhr Nachmittags wurde man ihn aus einigen Gegenden gewahr, aber in der weiten Entfernung konnte man den Gegenstand nicht unterscheiden; man hielt ihn für eine besondere Lufterscheinung, und die Bewohner jener Gegenden zitterten. Nach und nach ließ der Ball sich auf das Meer herab, ungefähr fünf und zwanzig Meilen von der Italiänischen Küste. Ein Theil der Gallerie senkte sich in das Wasser, Zambeccari selbst stand bis an den halben Leib darin, hoffte jedoch das Ufer zu erreichen oder ein rettendes Fahrzeug anzutreffen. Er warf

angstvoll seine Blicke umher, aber ach! nichts als Himmel und Wasser wurde er gewahr. Der Muth verließ ihn nicht; weit, meinte er, könne er nicht von der Küste entfernt seyn; der Wind, der auf der See in entgegengesetzter Richtung von derjenigen blies, die er oben in der Luft gehabt hatte, werde ihn wohl bald dahin führen. Als er aber lange vergeblich wartete, und keine Küste am Horizont erschien, wollte er sich wenigstens gegen Ermattung oder Schlaf durch Anklammern an einem Stricke sichern, und zog daher das Ankerseil nach sich, welches zu seiner Linken im Wasser hing. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er bemerkte, daß der Anker im Grunde gefaßt hatte, und folglich den Ball verhinderte fortzurücken. Er sah augenblicklich die Nothwendigkeit ein, das Seil zu kappen; aber wie? womit? er hatte kein Instrument dazu, er hatte nicht einmal Hände zur Arbeit; die rechte war ihm erfroren; die linke verstümmelt. Die Noth machte ihn erfinderisch. Er zerbröckelte die Linse eines Fernrohres, welches er bei sich hatte, faßte das große Stück derselben mit den Zähnen, und fing an das von Seide gedrehte Seil durchzufeilen, welches, da es durchweicht war, leichter nachgab. Endlich gelang es ihm, die Maschine wurde flott, mit günstigem Winde und guten Hoffnungen trieb sie der Italiänischen Küste zu, und Zambeccari half, soviel er konnte, durch die ruderförmige Bewegung seiner Arme.

Wohl fünfzehn Meilen war er so fortgerückt, als er sieben Fischerbarken begegnete, die aus Magnavacca ausgelaufen waren. Die ersten vier, als sie die sonderbare Maschine auf dem Wasser erblickten, wurden von panischem Schrekken ergriffen und kehrten schnell um. Glücklicherweise waren die letzten drei minder furchtsam. Sie näherten sich, jedoch sehr langsam und vorsichtig; als sie aber

den Gegenstand erkannt hatten, spannte eine derselben ihre Segel auf und kam schnell näher. Antonio Malta von Chioggia — hieß der Herr der Barke, der das Verdienst hatte, den Verunglückten zu retten. Es war die höchste Zeit, schon vier Stunden stand er im Wasser, die Gontel senkte sich immer tiefer, und das Wasser ging ihm, im eigentlichsten Verstande, bis an die Kehle. Die Fischer thaten ihr Bestes, und selbst seine Rettung war nicht bloß mit Mühe, sondern auch mit Gefahr verknüpft. Vergebens versuchten sie auch den Ball zu halten, der, sobald er erleichtert war, sich mit großer Heftigkeit wieder empor hob, seinen Weg zuerst gegen Comacchio, dann nach der Levante gegen die Türkei zu nahm, und verschwand.

Die gutmüthigen Fischer erquickten ihren Gast, so gut sie vermochten. Troß der entsetzlichen Strapatzen, welche er ausgestanden hatte, hielt dennoch sein starker Geist den Körper aufrecht. Er brachte eine ziemlich ruhige Nacht am Bord der Barke zu. Am andern Morgen erreichte er Magnavacca, und kam von da nach Comacchio, wo der Delegat der Präfectur ihn sehr gastfrei aufnahm, und ihn bestmöglichst restaurirte.

Man denke sich unterdessen die bange Sorge um sein Schicksal, welche in Bologna herrschte; aber man kann sich auch schwerlich den ungestümen Jubel vorstellen, mit welchem Zambeccari empfangen wurde. Es war ein Triumph für ihn, für die Philosophie und für sein Vaterland. Leider wurde die Freude durch seinen bedenklichen Gesundheitszustand sehr gemindert. Man fürchtete, er werde die ganze rechte Hand einbüßen, er ist aber glücklicherweise noch mit dem Verlust von zwei Fingern davon gekommen; und man schmeichelt sich, es werde von dieser fürchterlichen Begebenheit nichts weiter übrig bleiben, als

die fast zur Gewißheit gediehene Hoffnung, die Luftbälle künftig nach Belieben regieren zu können.

---

19. Ein Morgen in den Apenninen.

Fragmente eines Briefes aus Barberini unweit Florenz.

Sie wundern sich, lieber Freund, daß ich noch immer gern reise? Sie haben Recht. In meinem Alter hat man sich schon an so manche kleine Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt, daß man sich am Ende richtig Bedürfnisse daraus erkünstelt hat, deren Entbehrung, trotz aller Annehmlichkeiten des Reisens, immer sehr empfindlich bleibt. Ich, zum Beispiel, hungern kann ich wohl einen Tag, oder mit trockenem Brodte ein paar Tage vorlieb nehmen, das verstimmt mich nicht; aber des Morgens das Getränk entbehren, welches der Abbé de Lattaignaut Voltaire's Hippocrene nannte, mit einem Worte, ohne Kaffee bleiben, mag ich sehr ungern. Aber wo nehme ich Kaffee her in den Apenninen? — Ferner ist es mir nicht einmal genug, ihn zu trinken, ich muß auch Zeit haben ihn zu schlürfen; ich muß ein Rauchopfer von brasilischen Blättern dabei anzünden können. Aber wo nehme ich Zeit her in den Apenninen? hier, wo der muntere Vetturino wenigstens mit Tagesanbruch den Reisestab fortzusetzen begehrt?

Bedauern Sie mich nicht zu früh, denn sehen Sie, ich sitze wirklich in diesem Augenblicke in den Apenninen, es hat eben drei Uhr (Morgens) geschlagen; eine dampfende Schaale Kaffee steht vor mir, und eine Dampfwolke steigt aus meinem Munde. Wie habe ich das gemacht? Habe ich etwa meine müden Bedienten aus dem Schlafe gepocht, und sie gezwungen, mit gähnender Grämlichkeit

für die Bedürfnisse ihres verwöhnten Herrn zu sorgen? — Keineswegeś. Ich will Ihnen zum Behuf Ihrer künftigen Reise nach Italien einen Wink geben, wie man ohne schreienden Egoismus, sich helfen kann. Das vermag ich nicht besser zu thun, als wenn ich Ihnen die Beschreibung eines Abend und Morgens auf einer Reise von Florenz nach Rom liefere.

Trunken von den Schönheiten einer Gegend, die der Schöpfer in seiner besten Laune hinzauberte, komme ich mit den letzten Strahlen der Sonne in's Nachtquartier, zwar nur eine Dorfschenke, aber nicht ohne Bequemlichkeiten. Sie finden ein paar erträgliche Zimmer, mit Backsteinen gepflastert und mit Heiligen-Bildern behängt; Sie finden harte Betten ohne Kopfkissen mit reinlichen Laken und schmutzigen Bettdecken; Sie finden ein treffliches Abendessen von fünf bis sechs Schüsseln, und herrliche Früchte zum Desert; Alles von einer hübschen freundlichen Wirthin aufgetischt, die im süßen, Toskanischen Dialekt mit Ihnen scherzt. Sie haben also vor der Hand weiter nichts zu thun, als Ihre eignen Kopfkissen auf dies Bett zu legen und die schmutzigen Decken mit Ihren eignen zu verwechseln, denn beides rathe ich Ihnen mitzunehmen, so wie ich es gemacht habe. Was könnte nun noch Ihre Ruhe trüben, als etwa der Gedanke: wie wird es morgen früh werden? hier ist kein Kaffee zu bekommen. — Auch diesem Mangel weiß ich abzuhelfen. Meine gute Frau (denn ohne Frau müssen sie ja nicht reisen) packt Zucker und Kaffee aus, ich hole aus meinem Reiseneceſſaire eine Lampe mit Spiritus gefüllt, setze unsere eigene Kanne darauf, und siehe, ehe eine halbe Stunde vergeht, haben die lieben Hände, die mich durchs Leben leiten, mir Ermunterung für den Morgen bereitet. Nun lege ich mich

ruhig schlafen, das Nachtlicht brennend, die Repetiruhr an meiner Seite. Gegen Morgen, zwischen Schlafen und Wachen, greife ich mit geschlossenen Augen nach der Uhr, lasse sie repetiren, sie schlägt drei. Ich springe auf, zünde die Lampe an, setze die Krone darauf, und während mein Kaffee sich erwärmt, esse ich Weintrauben, öffne die Fenster — ja, ja, ich öffne am achtzehnten Oktober die Fenster — und lege mich leicht bekleidet mit halbem Leibe heraus, um die milde italiänische Luft mit vollen Athemzügen einzusaugen, und die herrliche vom Mond beleuchtete Landschaft zu überschauen. Das sümsende Geräusch des kochenden Kaffee hinter mir, weckt mich aus süßen Träumen, ich verlasse das Fenster mit nassen Augen, denn ich hatte in der Stille der Nacht, über die beleuchteten Bergzacken hinüber, mit meinen abgeschiedenen Lieben mich unterhalten; ich setze mich, trinke und schreibe Ihnen diesen Brief, so ruhig und bequem, als säße ich in unserm lieben Berlin in der französischen Straße. Eine halbe Stunde ist noch Alles still um mich her, dann aber fangen die Glocken der Maulthiere an zu tönen, der Vetturino läßt seine Stimme erschallen, der Wagen wird herausgeschoben, munter und erquickt springe ich hinein, fahre weiter, habe meine Freude an den Nebelwölkchen, die an den Bergen herumklettern, denke mir, daß es Menschen sind, die nach Ruhm jagen, und — drücke der Schöpferin meines häuslichen Glückes die Hand.

---

20. Florenz.

Das verdammte gelbe Fieber ist Schuld, daß ich von dieser schönen, berühmten Stadt nur wenig zu sagen weiß. Ich blieb da kaum einige Tage, wollte auf der Heim-

reise ihre Merkwürdigkeiten mit Muße betrachten; und siehe, da pflanzte sich mir ein Cordon in den Weg, der mich zwar ohne Bedenken hinein, aber, ohne eine vierzigtägige Quarantaine nicht wieder heraus gelassen hätte. Nun glaube ich aber, wer das gelbe Fieber noch nicht hat, bekommt es aus langer Weile bei einer solchen Quarantaine, wo man, in einem öden Hause auf der Grenze, an allen Bequemlichkeiten, fast sogar am Nothdürftigen, Mangel leidet. Ich tröstete mich daher mit den Theater-Directoren (Impressarien) zu Rom, welche noch weit schlimmer daran waren, als ich: denn fast Alle hatten in diesem Carneval Sänger und Springer aus dem Toscanischen zu liefern versprochen, und nun las man täglich an den Straßenecken jammernde Anzeigen an das Publikum, welche das gelbe Fieber bei demselben verklagten, und die Unmöglichkeit erwiesen, ihr Wort zu erfüllen. Ich hingegen habe keinem Leser mein Wort gegeben, ihm gerade Florenz zu beschreiben; ich kann ruhig über Ancona nach Hause reisen, und das Publikum müßte zufrieden seyn, wenn ich von Florenz auch nichts weiter erzählte, als daß die Dachrinnen so lang auf die Straßen hinauslaufen, daß bei Regenwetter kein Wagen durchfahren kann, ohne fürchterlich getauft zu werden; oder: daß eine Rauchwerkbude da existirt, mit der Ueberschrift: Sic tenebris Phoebe tegit Solis ora superbi; oder: daß man Kreuze an alle Mauern mahlt, um die Mannspersonen dadurch abzuhalten, die Häuser zu verunreinigen. Ich weiß aber doch etwas mehr von Florenz. Ich habe den Pallast Pitti gesehen, welchen die Königin bewohnt, und unter dessen Porticus der Esel eingehauen ist, der die Steine zum Bau trug. Wenn doch alle Ehrendenkmäler so wohl verdient wären, als dieses. Der Pallast enthielt vormals eine auserlesene Sammlung von Ge-

mählden; jetzt ist es eine ausgelesene, denn die unersättliche Kunstliebhaberei der Franzosen hat zwei und sechszig derselben verschlungen. Mir gefällt es, daß die Königin überall die leeren Rahmen hat hängen lassen. Dieser Anblick, in den beraubten Courzimmern eines Königl. Pallastes, muß doch immer für jeden ehrliebenden Franzosen, der ihn betritt, eine Art von Tortur seyn. Doch giebt es auch jetzt noch schöne Bilder von guten Meistern hier, auch haben glücklicher Weise die Plafonds nicht können mitgenommen werden. In den Sommersälen befindet sich eine artige Sammlung von Statuen, Büsten und Basreliefs. In einem Wohnzimmer der Königin hing das Portrait des Königs von Spanien, als Jäger mit Hund und Flinte. Wenn ein König sich in keiner königlichern Beschäftigung darstellen kann, so sollte er sich wenigstens immer eine Krone auf den Kopf mahlen lassen; das hieße denn, höflich ausgedrückt, so viel, als hätte man darunter geschrieben: das soll ein König seyn. Die Frauenzimmertracht in Spanien ist vermuthlich äußerst kokett, sonst würde eine so alte Dame, wie die Königin, deren Bild auch hier hängt, sich gewiß matronenmäßiger haben mahlen lassen. Uebrigens wird hier bereits merklich, was nachher durch ganz Italien sich wieder findet: der Mangel an geschmackvollen Möbeln, an die das Auge sich im ganzen Norden so sehr verwöhnt hat.

Mit mehr Ehrfurcht noch als den königlichen Pallast, habe ich die Kirche zum heiligen Kreuz betreten, denn sie ist das Pantheon der Florentiner. Hier ruhen die Gebeine von Michel Angelo, Machiavell, Aretin, Galilei und — seit Kurzem auch Alfieri's, dieses Tacitus unter den dramatischen Dichtern. Noch ist sein Grabmal ungeschmückt, aber der erste Künstler seiner Zeit,

Canova, arbeitet bereits an einem seiner würdigen Denkmale. Machiavells Grabschrift lautet: Tanto nomini nullum par Elogium Nicolaus Machiavelli. — Ein Aaron von Marmor in der prächtigen Nicolinischen Kapelle hat meinen Blick gefesselt. Außerdem ist mir die seltsame Idee aufgefallen, wie ein Künstler versucht hat, die Jungfrauschaft darzustellen, die sich doch wohl eigentlich nur durch große Reinheit der Gesichtszüge andeuten läßt. Ein schönes Weib von Marmor, an dem ein Einhorn herauf springt, das soll die Jungfrauschaft vorstellen. Wie kommt das Einhorn zu dieser Repräsentation? Fast sollte man vermuthen, der Schalk von Künstler habe sich lustig machen wollen.

Tapezirte Kirchen sind selten; wer eine zu sehen Lust hat, der gehe in die Dominicaner-Kirche, die sehr drollig mit seidenem Zeug, gelb und roth gestreift, tapezirt ist. Die Mönche des dazu gehörigen Klosters haben eine vortreffliche Apotheke, die, durch sorgfältige Zubereitung der Arzeneien und Wohlfeilheit derselben, gewiß mehr Nutzen stiftet, als ihre ganze Kirche. Lächerlich ist es freilich, daß Mönche hier auch für weibliche Eitelkeit arbeiten, denn sie verfertigen allerlei Schönheitswasser, Pomaden, Kästchen mit wohlriechenden Dingen angefüllt u. dgl. m. Wer nach Rom reiset, versehe sich hier mit einem vortrefflichen Essig; in der Gift hauchenden Campagna romana wird er seiner bedürfen. — Im Kreuzgang des Klosters sind die Mirakel des heil. Dominicus angepinselt, unter welchen das merkwürdigste: wie er den Teufel, der die Kirche bestohlen, nicht allein nöthigt, das Gestohlne heraus zu geben, sondern ihn auch in den Beichtstuhl zwingt, wo er dem Heiligen alle seine Sünden beichten muß.

Die Kirche S. Marco imponirt durch ihre Façade.

çade. Hier liegt der berühmte Politian begraben, von dem die Innschrift sagt: er habe drei Zungen in einem Kopfe gehabt. Vermuthlich hat er drei Sprachen verstanden, aber die Italiäner müssen Alles hochtrabend sagen. So heißt es auch in eben dieser Kirche von einem Prinzen von Mirandola, er sey im zwanzigsten Jahre ein Wunder von Gelehrsamkeit gewesen, und man habe ihn gekannt am Tagus, Ganges, ja vielleicht bei den Antipoden. Ich Unglücklicher hatte vorher nie etwas von dem Wundermanne vernommen.

Die Kirche dell' Annunziata herbergt Bandinelli's Leichnam und eines seiner vorzüglichen Kunstwerke, das aber keinen Eindruck auf mich gemacht hat. Es ist ein todter Christus in Marmor, den Gott Vater, ein kleiner, alter, langbärtiger Mann mit einer fatalen Physiognomie, auf seinen Knieen hält. In dem Porticus vor der Kirche hat Andrea del Sarto sich ein Grabmal verdient, weil er den ganzen Porticus al Fresco gemahlt, und auch mehrere seiner Meisterwerke in die Kirche selbst geliefert hat. — Eine ziemlich natürliche Ideen-Association hat hier, und fast in ganz Italien veranlaßt, daß die Findelhäuser der Verkündigung Mariä gewidmet sind. Nicht minder verbinden sich die Ideen so geschickt in den Köpfen der Gläubigen. In einer Kirche z. E., ich weiß nicht mehr in welcher, sah ich auf einem großen alten Bilde die Hölle vorgestellt. Natürlich schwammen die Verdammten im Feuerpfuhle; indessen waren es doch immer verdammte Christen, und um diese recht zu quälen, hat der fromme Mahler eine Menge Centauren um den Pfuhl gestellt, die mit Pfeilen hinab schießen.

Die höchste Pracht in Marmor und edlen Steinen

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

findet man in der in ihrer Art einzigen, obwohl unvollendeten Begräbniß-Kapelle des Hauses Medicis, von Michel Angelo erbaut. Sie ist unter andern ringsumher mit den Wappen der Toskanischen Städte verziert, die alle in ihren natürlichen Farben mit edlen Steinen ausgelegt, und vortrefflich gearbeitet sind. Köstlicher noch sind die Statuen von Michel Angelos Meisterhand: Morgen, Tag, Dämmerung und Nacht. Mehrere Mediceer ruhen hier unter kostbaren Grabmälern, auch der Gemahl der schönen Bianca Capello, die einst Meißner uns so lieb zu machen wußte. Die Bildsäule seines Bruders und Mörders steht ihm gegen über. Ich enthalte mich einer weitern Beschreibung dieser Kapelle, die vermuthlich schon hundert andere vor mir geliefert haben. Ferdinand I. hatte den seltsamen Plan, das ganze heilige Grab aus Jerusalem hieher transportiren zu lassen: die Türken gaben es aber nicht zu.

Die Taufkirche zu St. Johann ist achteckig, darum manche glauben, sie sey vormals ein Heidentempel gewesen. Es ist höchst seltsam, daß nicht allein alle Kinder, die in der Stadt, sondern auch alle, die auf dem Lande um Florenz gebohren werden, in dieser Kirche getauft werden müssen. Für die Landleute ist das doch in der That sehr beschwerlich. Wir wohnten einer solchen Taufhandlung bei, und bewunderten die hohe Andacht des Landvolks, bei der gänzlichen Gleichgültigkeit des taufenden Priesters. Diese Kirche hat Thüren von Bronze, die so schön sind, daß Michel Angelo zu sagen pflegte: sie verdienten die Thüren des Paradieses zu seyn. Ein Paradies sollte aber eigentlich gar keine Thüren haben. — Beim Herausgehen stößt man auf eine Säule, ein Denkmal des dicksten Aberglaubens. Hier nehmlich hat vormals ein vertrockneter Ul-

menbaum gestanden, als aber einmal der Körper eines Heiligen vorbei getragen wurde, grünte der Baum plötzlich. —

Die sogenannte Loge (Loggia) — ich weiß nicht, wozu sie eigentlich erbaut ist oder gebraucht wird — ist ein Porticus, den mehrere Meisterwerke neuerer Künstler zieren, unter andern der Perseus von Benvenuto Cellini, in Bronze, von welchem Göthe so viel Wesens macht, der aber doch gewiß dem Perseus von Canova weit, weit nachsteht. Dieser hier ist freilich grade so steif, wie die Göthische Schule es von großen Kunstwerken fodert. Eine Judith von Donatello scheint mir noch weniger bedeutend, auch der Gegenstand äußerst unglücklich gewählt. Der Sabinerraub, eine Gruppe von Johann von Bologna möchte wohl das Beste hier seyn. — An einer Mauer liest man, daß die Florentiner den Eigensinn hatten, noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, ihr Jahr am fünf und zwanzigsten März anzufangen. — Auf dem benachbarten Platze steht die Bildsäule zu Pferde in Bronze, von Cosmus I., ein schönes Werk von Johann von Bologna, besonders haben mir die Basreliefs am Piedestal gefallen, welche merkwürdige Begebenheiten und Thaten aus Cosmus Leben darstellen. — Der Brunnen nicht weit davon, mit dem colossalen Neptun, fällt sehr in die Augen, weiter weiß ich nichts davon zu sagen. —

Auch der kostbarste Schatz, den Florenz besitzt, seine Gallerie, ist schon von Schriftstellern aller Nationen beschrieben und gepriesen worden; ich darf mich also nur kurz fassen, und muß es thun, da ich sie leider nur flüchtig besehen habe. Ihre Stiftung verdankt Florenz, wie so vieles Andere, der Familie Medicis, deren Glieder in mehrern Jahrhunderten sich um die Wette bemüht haben, sie zu vergrößern und zu verschönern. Manche tha-

ten es freilich wohl nur aus Prahlsucht, aber es gab auch viele unter ihnen, die wirklich Kenner und Liebhaber der Künste waren. Lorenz Medicis war mit Michel Angelo befreundet, und gründete für Mahler und Bildhauer eine Akademie, welche der berühmten Florentinischen Schule das Daseyn gab. Cosmus I. ließ im sechszehnten Jahrhundert von Vasari das herrliche Gebäude errichten, das der Fremde noch jetzt bewundernd durchwandelt. Mehr noch vielleicht that der Großherzog Leopold, da er das Interesse seiner Familie von dem des Staats schied, die Gallerie für ein Eigenthum des letztern, und folglich der Nation erklärte. Im Jahr 1800 war man so klug, die vorzüglichsten Statuen und Gemählde nach Sicilien in Sicherheit zu schicken, sie sind aber kürzlich alle wohlbehalten zurück gekommen, weil man glaubt, das Ungewitter sey nun vorüber. Ich möchte doch nicht dafür haften, daß ein Sturm in den obern Regionen es nicht plötzlich zurückführen könne. — In der Vorhalle stehn die Büsten der Fürsten, welche die Gallerie bereichert haben. Diese Auszeichnung verdienten sie allerdings, wenn nur nicht die meisten so unangenehme, völlig kunstwidrige Physiognomien hätten. Die Gallerie besteht, außer vielen Sälen und Zimmern, aus drei unabsehbaren Gängen, deren zwei weit über vierhundert Fuß messen; der dritte, verbindende, ist etwas kürzer. Die Plafonds sind merkwürdig für die Geschichte der Kunst, so wie die Gemählde in dem kürzern Gange für die Toskanische Geschichte überhaupt. Alle merkwürdige Männer dieses Landes sind hier verewigt, jede Art von Verdienst hat ihren Platz gefunden. Hier Lorenz Capponi, der in einer Hungersnoth viertausend Arbeiter unterhielt; dort Americus Vesputius, der dem einen Welttheile seinen Namen gab; hier der Philosoph

Machiavel, dort der unsterbliche Galilei. Unter den Dichtern sind Dante und Petrarca, unter den Bildhauern Michel Angelo und Bandinelli nicht vergessen. Die Reihe der Mahler zieren Leonardo da Vinci und Andrea del Sarto. Auch die durch ihre Schriften über den Ackerbau sich auszeichneten, hat man mit Recht einer solchen Ehre würdig gehalten. — Dicht unter dem Plafond ist eine schöne Kette von fünfhundert Bildnissen berühmter Männer, chronologisch geordnet, worunter man aber leider auch die Cardinäle und Theologen gerechnet hat. — Ich übergehe ein Dutzend Sarkophagen mit Stillschweigen, deren Basreliefs zu beschreiben, allein ein Buch erfordern würde, und eile zu der sehr vollständigen Sammlung antiker Büsten der römischen Kaiser und ihrer Familien. Es sind sehr wenige darunter, deren Aechtheit man in Zweifel zieht, und man hält die Sammlung für vorzüglicher, als selbst die des Capitols. Hier ist Julius Cäsar noch ohne Lorbeerkrone, welche er später so gern trug, weil der große Mann die Schwachheit hatte, sich seines Kahlkopfs zu schämen. Hier ist die schöne Julia, Augusts unkeusche Tochter, und Messalina, deren Name ein Schimpfwort für Frauenzimmer geworden. Hier ist Otho, dessen Büsten noch seltner sind, als seine Gold- und Silbermünzen, und dessen Kopf so ganz haarlos war, daß sein Mörder ihn nicht fassen konnte, sondern in seinen Mantel wickeln mußte. Winkelmann rühmt diese Büste als eine der vollendetesten. Hier ist Vitellius, dessen behaglicher Physiognomie man es wohl ansieht, daß er in weniger als einem Jahre neun Millionen Sestertien für kleine Soupers verschwendete. Drei Büsten von dem guten Marc Aurel stellen als Jüngling und Mann ihn dar.

Kein Wunder, daß es seiner Büsten so viele giebt; ein gleichzeitiger Schriftsteller schreibt: man habe denjenigen für gottlos gehalten, der nicht ein Bild von diesem geliebten Kaiser unter seine Hausgötter gestellt habe. Eine schöne Büste von Caracalla nennen Kenner den letzten Seufzer der Kunst. Mir war sie merkwürdig durch den auf die Schulter hängenden Kopf; der Thor meinte, wenn er den Kopf schief trüge, so gleiche er Alexander dem Großen. Es giebt noch genug solche Thoren. — Würde und Keuschheit umschleiern den Kopf der Aquilia, einer Vestalin, die vermuthlich wider Willen den schwelgenden Tyrannen Heliogabalus heirathen mußte, der sich einen Sonnenpriester log, und unter diesem Vorwande das Bündniß erzwang. — Sehr selten ist die Büste des Alexander Severus, nur eine befindet sich noch im Museum zu Rom, und diese erst kürzlich zu Ofricoli ausgegraben. Warum haben die Künstler seiner Zeit einen Monarchen nicht häufiger abgebildet, der Philosoph, Dichter, Mahler, großer Feldherr, und — was mehr als alles ist — ein trefflicher Fürst war? — Noch seltener fast ist der Kopf der Tranquilla oder Tranquillina, Kaiser Gordians Gemahlin, die wohl den Namen mit der That geführt haben mag, denn diese Physiognomie spricht die lauterste Sanftmuth und Seelenruhe. —

Ich führe jetzt den Leser zu einigen der vorzüglichsten Statüen. Ein Satyr oder Pan, der einen Jüngling die Flöte blasen lehrt, ist so schön, daß manche glauben, es sey einer von den drei Satyrn, deren Plinius mit so großem Lobe erwähnt. — Eine äußerst seltene Bildsäule (weil sie gar keiner Restauration bedurfte,) eine Vestalin. Ihr Haar birgt der Schleier. Die Alterthumsforscher streiten darüber, ob die Vestalinnen, nachdem ihnen die Haare

abgeschoren worden, es wieder wachsen ließen oder nicht? Diese Statüe könnte vielleicht den Streit entscheiden, wenn es nur erst gewiß wäre, daß sie eine Vestalin vorstellen soll. Aber so geht es mit den meisten Antiken, der Eine macht dies, der Andre jenes daraus. Lanzi behauptet, es sey eine Plautine. — Venus von Belvedere hielt vormals einen Apfel in der Hand, da aber die Venus von Medicis, die sonst auch hier war, eine Wanderschaft angetreten, so hat man, zur Erinnerung, dieser Venus die Arme abgebrochen, und ein paar neue angesetzt, welchen man die Biegung der mediceischen gegeben. Ich finde das sehr drollig. Die Statüe wird übrigens dem Phidias zugeschrieben. — Bachus, der sich auf einen jungen Faun stützt — äußerst lieblich! An den Baumstamm daneben ist eine Flöte mit zehn Röhren gelehnt, wie man sie sonst nirgend sieht. — Einer hübschen, weiblichen Figur mit einer Gans, erwähne ich bloß deshalb, weil man diese Darstellung auch noch öfters in dieser und andern Gallerien antrifft, und sie bis jetzt für eine Leda mit dem Schwane ausgegeben hat. Eine Gans ist aber kein Schwan, und ein Gelehrter hat bewiesen, daß Venus Lamia auf diese Weise abgebildet wurde. — Venus Anadiomene, aus dem Wasser steigend, wie auf dem berühmten Gemählde des Apelles, dessen Plinius gedenkt — ein reizendes Weib, von einem glühenden Meißel dargestellt. — Recht fleischermäßig hingegen ist die Idee, wenn sie gleich antik seyn soll, einen geschundenen Marsyas aus einem röthlichen Marmor zu verfertigen, der dem geschundenen Fleische in der That so ähnlich sieht, daß man das Auge schnell weg wenden muß. — Ein Bachus von Michel Angelo hat mir doppelte Freude gemacht, weil man ihn einst um hohen Preis für antik ge-

kauft hat. Ich glaube wahrhaftig, man ist noch immer schwach genug, sich dieses Irrthums zu schämen. — Der famöse Laocoon — ist zwar nur eine Copie von dem durch den Krieg nach Paris versetzten, aber eine herrliche Copie, von Bandinelli im sechszehnten Jahrhundert verfertigt. Und am Ende ist ja der Pariser doch auch nur eine Copie, denn er ist zusammengesetzt, und das Original soll aus einem einzigen Block bestanden haben. — Ein schöner achteckiger Saal enthält diejenigen Statüen, welche für die kostbarsten geachtet werden. Das Piedestal, auf welchem einst die mediceische Venus stand, ist leer, man glaubt die Stelle nie wieder ausfüllen zu können; ich meine, man dürfte es nur Canova auftragen, und ich wette mit meinem Urenkel, daß nach ein paar hundert Jahren eine Statüe von Canova den Platz rühmlich ausfüllen wird. Im Kreise umher stehn: der preziöse Apollino, der sogenannte Schleifer (aus dem die Gelehrten nicht wissen was sie machen sollen) die Ringer (die man wegen ihres Muskelspiels hoch preiset) und den Faun, den man Praxiteles zuschreibt, und ihn so oft abgeformt hat, daß er endlich Flecken davon im Gesicht bekommen. Es ist also wohl verzeihlich, wenn man mit der Erlaubniß des Abformens schwürig ist. — Von dem famösen Hermaphroditen schweige ich ganz. Es ist ein sehr alberner Gegenstand für die Kunst, wenn er auch noch zehnmal schöner behandelt wäre. Endlich betrete ich auch noch den Saal, in welchem man die große Gruppe der Niobe aufgestellt hat, und bekenne, daß meine Erwartung hier sehr getäuscht wurde. Es ist doch eine vermaledeite Sache um das Nachbeten. Warum muß denn immer Alles dem Winkelmann nachgebethet werden? Da hat er sich, Gott weiß in welcher Begeisterung, vor die Niobe hingestellt,

und hat in ihren Zügen eine Menge Dinge gelesen, von welchen nicht ein Wort darin steht; von Schmerz vollends keine Sylbe, auch nicht von dem erhabensten. Etwas ruhiger Trotz, ziemlich flach ausgedrückt, das ist der Charakter dieses Kopfes. Man versuche es nur einmal und gebe hundert verständigen Leuten den Kopf allein zu beurtheilen; wenn sie ihn vorher nie gesehen haben, so wette ich, keiner wird ihn für den Kopf einer Mutter erklären, deren Kinder eben umgebracht werden. Mehrere unter den Statüen der Kinder sind doch auch sehr mittelmäßig, und man weiß ja nicht einmal, ob sie Alle dazu gehört haben; noch weniger, wie sie gruppirt gewesen. Das Gewand der einen Tochter ist so dünn auf dem Rücken gefaltet, daß es gerade so aussieht, als sey sie gegeißelt worden, und die Striemen seyen noch geblieben. Ist das auch schön? —

Ich wende mich zu den Gemählden. Es giebt da zuerst eine Sammlung von alten Bildern, die freilich wenig anderes Verdienst haben, als daß sie im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert gemahlt worden sind. Unter andern der Mönch Schwartz, wie er in seinem Laboratorio sitzt und Pulver erfindet. In dem Mörser lieset man: pulvis excogitatus 1354 Daniel Bartoldo Schwartz. Das Bild ist von einem Corri gut gedacht und gemahlt. — Ein Gemählde, welches die Unschuld des ersten Weltalters vorstellen soll, beweiset, welche Begriffe man sich damals von Unschuld machte: die Kinder stehen nackend da und p — ins Wasser. — Eine Judith die eben dem Holofernes den Kopf absägt ist von einem Frauenzimmer (!) gemahlt, Namens Artemisia Lomi. Diese Judith treibt ihr Henkerswerk so con amore, daß die Mahlerin, die im Stande war, ein solches Bild zu mahlen, wenigstens

das Zuchthaus verdient hat. — Sehr lieblich hingegen ist Lucretia, Gattin des Andrea del Sarto, der man es wohl ansieht, daß der Pinsel eines liebenden Gatten sie mahlte. — Einen Christus am Grabe bemerke ich bloß, weil er mich den Lehrer des großen Albert Dürer kennen lehrte, er hieß Michel Wohlgemuth. — Der Wasserfall von Tivoli ist hier von Wutky gemahlt, der auch vergessen hat, daß man einen Wasserfall nie mahlen sollte.— Die Portraits des einzigen Vandyk möchte ich Alle nennen, doch zeichne ich vorzüglich das seiner alten Mutter aus. Hier scheint kindliche Liebe seine Kunst zu krönen. — Albano sollte keine Kinder mahlen, die dem kleinen Christus die Marterwerkzeuge darreichen; es sind doch keine Engel, alle seine Kinder sind Amoretten, und für diese schickt sich solch Spielzeug nicht. — Eine Madonna, die ihr Kind säugt, von Leonardo da Vinci, eine andere von Sasso Ferrato, eine Scene aus dem Ariost von Guido Reni, mehrere Portraits von Andrea del Sarto, die Marquise de Sevigné und ihre Tochter, an welche sie so schöne Briefe schrieb, von Mignard, der Theseus von Poussin, das Opfer der Iphigenia von Lebrün, der Dichter Rousseau von Largilliere, ein Kopf von Denner, mehrere Bilder von Albert Dürer, Rubens, Holbein; Doctor Luther und seine Frau von Lucas Cranach; eine Geburt Christi von Vanderwerff (die durch allzugroßen Fleiß ein wenig kalt scheint) — ich sollte hier auch von Rembrandts schwarzen Bildern sprechen, aber ich thue es nicht — die herrlichen Kindergruppen von Albano, drei Gemählde von Raphael, in welchen man Anfang, Fortschritt und höchstes Ziel seiner göttlichen Kunst bewundert, (das dritte, berühmteste, ist Johannes in der Wüste) die hochgepriesene — nach meiner Empfindung

zu hoch gepriesene Venus von Tizian — das ist es, was von mehrern tausend Gemählden mir vorzüglich im Gedächtniß geblieben. Dadurch will ich aber keinem der übrigen seinen Werth absprechen; es ist nur nicht möglich, in einem so herrlich blühenden Garten alle Blumen zu pflükken. — Nun noch ein Wort von der Sammlung von Portraits berühmter — und zuweilen auch unberühmter Mahler. Sie ist einzig. Gegen dreihundert Mahler haben sich selbst abkonterfeit, ohne diejenigen zu zählen, deren Portraits von Andern gemacht worden sind. — An Zeichnungen ist die Gallerie ebenfalls sehr reich. Um sie zu schätzen muß man Kenner seyn, denn von Kennern sehe ich oft ein paar der Kreuz und Queer gemachte Striche bewundern, die mir sehr unbedeutend scheinen. Das einzige wirklich Lehrreiche sind die Veränderungen und Verbesserungen (man nennt sie in der Kunstsprache pentimenti, Bereuungen) die ein großer Meister etwa in seiner Zeichnung angegeben hat. — Die Kupferstich-Sammlung steht den übrigen nicht nach. Unter andern findet man hier alle Kupferstiche von Albert Dürer. — Für die etruscischen Vasen habe ich keinen Sinn und übergehe sie daher mit Stillschweigen. Weit mehr haben mich die antiken Bronzen interessirt, eine Menge kleiner Hausgötter, Thiere, ein römischer Adler, der einst der vier und zwanzigsten Legion als Fahne diente, eine offene Hand (manipulus) zu gleichem Gebrauche für eine Compagnie; eine Mauerkrone, Helme, Sporn, Schnallen, Ringe, Halsbänder, Spiegel von Metall, unzählige Lampen von allen Formen, Hausgeräth, Dreifüße, Schlösser, Schlüssel u. s. w. Hier ist auch ein altes Manuscript in Wachs, die Ausgaben eines Tages enthaltend, welche Philipp der Schöne auf einer Reise machte. — Eine herrliche etruscische Antike ist die Statüe eines Redners

in Bronze. Der griechische Styl mag freilich kunstreicher seyn, aber edler, erhabener war er gewiß nicht. — Unter den modernen Bronzen nenne ich nur den berühmten Mercur von Johann von Bologna, der auf dem Hauche eines Zephyrs sich in die Luft schwingt. — Die griechischen und lateinischen Inschriften, egyptische Monumente u. s. w. würden Tage und Wochen erfordern, wenn man auch nur die interessantesten herausziehen wollte. — Das ist auch der Fall mit den Cameen, geschnittenen Steinen u. s. w., von welchen allein ein Catalog in zehen Foliobänden vorhanden seyn soll! — Die Münzen und Medaillen habe ich nicht einmal gesehen, denn wahrlich! hier ist gar zu viel zu sehen; und zwar Alles gratis; durch einen Anschlag an den Thüren wird jeder Fremde ersucht, Niemanden etwas zu geben, und durch ein Gesetz ist allen Beamten, vom ersten bis zum letzten, auf das strengste untersagt, irgend etwas anzunehmen, es bestehe in Gold oder andern Geschenken. — Sehr selten möchte ich die Italiäner den Deutschen zu Mustern empfehlen, wohl aber in diesem Falle. —

Auch die Theater zu Florenz habe ich besucht. Das Vornehmste heißt della Pergola, von der Straße in welcher es gelegen. Diese Art, die Theater zu benennen, ist überhaupt Sitte in ganz Italien. Der Saal ist groß und schön, hat fünf Reihen Logen übereinander, ist aber schlecht beleuchtet. Wer hier ein Opernbüchlein kauft, thut es eben so vergebens als in Berlin, er müßte es denn zu Hause lesen wollen. Ich sah hier eine Opera seria, Olympia, Tochter der Statira, Wittwe Alexander des Großen und Oberpriesterin im Tempel zu Ephesus. Der Verfasser des schlechten Gedichts hat sich nicht genannt, aber der Componist heißt Paganini, und hätte auch wohl gethan sich nicht

zu nennen. Die erste Sängerin, Rosa Pinotti, ein sehr junges und hübsches Mädchen, das recht artig singt, nur eben noch keine prima Donna ist; ihre Stimme hat noch nicht Umfang genug. Neben ihr stand ein schlechter Castrat, Marzochi, dessen Stimme sehr schwach zu seyn schien. Der Tenor wurde gar vom Publikum laut ausgelacht, und erweckte Mitleid. Den Mahler Tarchi muß ich rühmen, die Decorationen waren vortrefflich; auch das Orchester sehr brav, wenn gleich kein Pariser.

Bei jeder Opera seria werden den schaulustigen Italiänern zwei Ballets aufgetischt. Das erste folgt nach dem ersten Act der Oper. Dann wird der zweite Act gesungen; und endlich mit dem zweiten Ballet geschlossen. Ich sah Catharina von Caluga, eine rußische Geschichte in fünf Acten; worin freilich gegen das rußische Costüm oft gar wunderlich verstoßen war. Catharina wurde im Schlitten entführt, als aber ihr Räuber mit ihr über eine Brücke fuhr, brach diese entzwei und beide, zusammt dem Pferde, stürzten herab in den Fluß, wo sie von Bauern aufgefischt wurden. Der Balletmeister heißt Panzieri, und mag leicht einer der geschicktesten seyn, die ich in Italien angetroffen. Auch die erste Tänzerinn, Chiari, erhielt großen, gerechten Beifall. Vorzüglich zeichnete sich eine Groteske aus, die größte Meisterin in der Pantomime, die ich jemals sah, sie hieß Montani oder Angiolini. Daß ich ihren Namen nicht sicherer anzugeben weiß, kommt von einer sonderbaren, in Eitelkeit und Eifersucht gegründeten Gewohnheit der Italiänischen Sänger und Tänzer. Wenn nehmlich mehrere Anspruch auf gleiche Verdienste machen, so weiß der Directeur, um keinen zu beleidigen, sich nicht anders zu helfen, als daß er ihre Namen entweder in einem Cirkel, oder in ein Kreuz drucken läßt, so daß man

nicht weiß, wo man zu lesen anfangen soll. Zum Ueberfluß steht noch darüber: **a perfetta vicenda** (vollkommen gleich) obwohl es fast nie wahr ist. Zuweilen zeigt der Directeur auch an, daß er die Namen nach dem Loose aufeinander folgen läßt. Man sieht, daß die Impressarien in Welschland, eben so, wie die Directeurs in Deutschland, unaufhörlich mit der ungeheuren Eitelkeit ihrer Untergebenen zu kämpfen haben. Sie müssen ferner auf ihren Anschlagzetteln nicht allein alle Mitglieder des Orchesters, nicht allein Mahler und Maschinisten, sondern auch den Manns- und Frauenschneider nennen. Diesmal hatten die Letztern es wohl verdient, denn die Garderobe war wirklich sehr schön, so wie das ganze Ballet unter die vorzüglichern gehörte.

So wohlfeil die Italiänischen Theater für diejenigen sind, welche das Parterre besuchen, so entsetzlich theuer kommen sie denen zu stehen, welche Logen miethen müssen. Denn Erstens ist der Preis der Loge selbst sehr hoch; hat man aber den bezahlt, so hat man dadurch noch nicht das Recht erhalten hinein zu gehen, sondern man besitzt bloß den Schlüssel, der zu gar nichts hilft, wenn man nicht an der Thür auch noch ein Entreebillet gelöst hat. Ja, in manchen Städten, z. B. in Rom, muß man sogar noch für den Bedienten bezahlen, der draußen vor der Loge bleibt. Endlich ist man darin und setzt sich. Aber die Stühle sind hart; will man weich sitzen, so muß man vom Logenschließer Kissen miethen, die derselbe stets vorräthig hat. Wer nun seine Dame etwa noch mit Eis und andern Erfrischungen bedient, der wird sich nicht wundern, wenn er am Ende für ein einziges Schauspiel fünf holländische Ducaten ausgegeben hat. Am ersten und zweiten Abend, bei Eröffnung der Bühne, sind die Preise noch weit höher.

Im Theater del Cocomero sah ich eine so gute Opera Buffa, als sie mir nachher in Italien nicht mehr vorgekommen ist: Le Cantatrici villane, herrliche Musik von Fioravanti, ein ziemlich glückliches Gedicht, eine Sängerin (Bertini) die zwar nicht jung mehr war, aber vortrefflich sang, und einen Buffo (Bonfanti) der ohne Widerspruch einer der vortrefflichsten Buffos ist, den die Italiänische Bühne jetzt besitzt. Auch alle übrigen trugen das Ihrige redlich bei, mir einen sehr genußreichen Abend zu verschaffen. Die Ballete bedeuteten nicht viel, waren aber auch nicht schlecht. Unter den Grotesken befand sich eine, mit einem seltsamen frommen Vor- und Zunamen, sie hieß nehmlich Signora Annunziata Evangelisti. — Die Neugier verleitete mich, noch ein drittes Theater zu besuchen, ich bezahlte sie aber theuer, denn es war unter der Critik.

21. Zwischen Florenz und Rom.

Bis Siena ist die Gegend sehr schön, dann aber sieht man nur nackte Berge, zerrissene Felsen, etwas Kornbau, auf weiten Strekken keinen Baum. Esel tragen in kleinen Körben sehr mühsam Sand auf die Chaussee. Arme sammeln den Mist vom Wege. Die Bettelei ist äußerst beschwerlich, und übersteigt alle Vorstellung. Wenn der Wagen eines Fremden sich nur in der Ferne blicken läßt, so eilt der Hirt von seiner Heerde, der Bauer vom Pfluge, und wirft sich schreiend den Vorüberfahrenden in den Weg. — An Fasttagen ist man in diesen Gegenden übel berathen, man erhält nichts, als Eier, harten Schaafskäse, Trauben, Kastanien, und stinkenden Seefisch. — In der Domkirche zu Siena ist ein berühmter Fußboden, mit Geschichten des alten Testaments ausgelegt. Vormals stand sogar

eine Gruppe der drei Grazien darin. Wer den sündlichen Einfall gehabt hat, den mag Gott richten. Die Grazien sind, wie sichs gebührt, wohlstandshalber, weggenommen worden. Was sollten auch die Grazien in einer Kirche, wo sogar Concilien gehalten worden sind? — Gute Gemählde muß man in Siena nicht mehr suchen, die Franzosen haben sie schon gefunden. — Den Weintrinkern zur Warnung schreibe ich eine seltsame Grabschrift aus einer hiesigen Kirche ab: „Wein giebt Leben, mir gab er „Tod. Nüchtern konnte ich den Morgen nicht schauen. „Jetzt dursten die Knochen. Wanderer! besprenge das „Grabmahl mit Wein, leere dann den Kelch und geh! Lebt „wohl ihr Trinker!" — In Buonconventu hatte ich das Glück ein Erdbeben zu erleben, eine Erscheinung, die in diesen Gegenden sehr häufig seyn soll. Mein Bett wurde um Mitternacht sehr merklich erschüttert, so daß ich augenblicklich davon erwachte. Doch unbekannt mit Erdbeben traute ich meinen Sinnen nicht ganz, und schlief wieder ein. Am andern Morgen erfuhr ich aber, daß mein Gefühl mich nicht getäuscht hatte, und freute mich, diese wirklich einzige Empfindung in ihrer Art auch geschmeckt zu haben. Wenige Tage nach meiner Abreise, war das Erdbeben so stark zurückgekehrt, daß mehrere Häuser davon beschädigt wurden, und die Einwohner ins freie Feld flohen. Viel unterirrdisches Feuer wüthet noch in den Apenninen, und droht vielleicht nahen Ausbruch. —

Radicofani liegt auf einem ungeheuren Berge, den man stundenlang auf- und niederklimmt. Ein kleiner Ort rechter Hand, Chiusi, war vormals Porsenna's Residenz und hieß Clusium. — Hinter St. Lorenzo ist die Straße mit Trümmern, Ruinen und Höhlen besäet, die eine verzweifelte Aehnlichkeit mit Räuberhöhlen haben, und

wo

wo ich keinem Reisenden rathen möchte, bei Nachtzeit zu fahren. Selbst am Tage ist der Weg schauerlich, man legt ihn schweigend zurück, und der Vetturino treibt seine Maulthiere leiser an. — Bolsena ist ein Nest, an einem See liegend, der ungesunde Dünste aushaucht. Hier ist das Wunder geschehen, welches dem Frohnleichnamsfeste sein Dasein gab, da nehmlich eine Hostie in Blut verwandelt wurde. Ein lieblicheres Wunder verrichtet hier die Natur jährlich, indem sie die süßen Weine von Orvietto hervorbringt, der mir besser geschmeckt hat, als sein Nachbar, der berühmte Est-Wein von Montefiascone. Jeder Schulknabe kennt die Geschichte, wie ein Diener vor seinem trinklustigen geistlichen Herrn vorausreisen, die Weine kosten, und ihm immer diejenigen Fässer mit dem Worte Est bezeichnen mußte, die er für würdig hielt von Sr. Eminenz angezapft zu werden. In Montefiascone schrieb er das Est dreimal, und hatte auch den Geschmack des frommen Herrn so wohl getroffen, daß dieser sich todt darin soff, worauf ihm die bekannte Grabschrift gesetzt wurde, (die noch existirt): Est est est, propter nimium est Dominus N.N. mortuus est. Ich darf prophezeien, daß heutzutage kein Feinzüngler in Montefiascone sich todt trinken wird. Der Wein ist süß und fade. — Ronciglione ist ein armes Städtchen, in welchem von drei Häusern immer eines in Trümmern geschossen worden ist, aus Rache, weil im letzten Kriege hier ein paar Franzosen umgebracht wurden, die man vermuthlich nicht gutwillig wollte plündern und Weiber schänden lassen. — Viterbo ist eine schmutzige große Stadt, mit kleinen Fenstern, die alle blind und schmutzig sind, oft auch nur aus geöltem Papier bestehen. Ueberhaupt gilt das so ziemlich von allen Fenstern in ganz Italien. Die Frauenzimmer in Viterbo hüllen ihre Köpfe, wenn

sie ausgehen, in große rothseidene Tücher mit breiten schwarzen Rändern, welches recht artig aussieht. — Schon in einer Entfernung von zwanzig und mehreren Meilen von Rom, verkündigt von Zeit zu Zeit ein mephitischer Gestank die weiland berühmte Campagna romana, und nun erblickst Du, bis unter die Mauern von Rom, nichts als Spuren der verzehrenden Regierung. Selten wirst Du ein kleines Stück angebautes Land gewahr. Alles liegt öde und wüst; nur große Schaafheerden begegnen Dir oft, und zuweilen verräth plötzlich ein lieblicher Kräuterduft die unbenutzte Kraft des Bodens. Weit öfter hingegen mußt Du Deine Zuflucht zu dem Florentiner Essig nehmen, weil der pestilenzialische Geruch Dir den Athem zu rauben droht. So fand ich es im Spätherbst; im Sommer ist die Luft tödtend, verbreitet ihren schädlichen Einfluß bis in die Stadt, und rafft jährlich Tausende hinweg. — Einst gab es eine Zeit, wo die Mönche sich wahrhaft nützlich und mit Recht verehrungswürdig machten, weil sie mitten in Morästen sich niederließen, um durch ihren Fleiß den verwilderten Boden in urbares Land zu verwandeln. Warum zwingt man dieselben jetzt nicht, zu thun, was sie damals freywillig thaten?

Wenn man, schon als Schulknabe, Rom so oft die Stadt der sieben Hügel hat nennen hören, so bildet man sich ein, man werde diese sieben Hügel schon von ferne unterscheiden. Das ist aber nicht der Fall. Rom scheint so flach da zu liegen als Berlin; nur die Kuppel der Peterskirche erhebt sich aus der grauen Häusermasse. Das kommt wohl zum Theil daher, daß der Boden von Rom wenigstens um fünfzehn Fuß höher geworden ist, als er vor zweitausend Jahren war. — Das erste Denkmal aus grauer Vorzeit, welches den Reisenden auf einige Minuten fesselt, ist ein altes römisches Grabmahl, gewöhnlich das

Grab des Nero genannt, ob man gleich gar keinen Beweis dafür hat. Ich hoffe, es liege ein andrer guter Mensch darunter, auf daß der Fremde nicht mit einem Fluch in Rom einziehen müsse. Ohnehin erwarten ihn an der Porta flaminia (jetzt Porta del popolo) allerlei Schikanen, die ihn leicht übler Laune machen können. Jeder Reisende sollte nehmlich wissen — ich habe es leider nicht gewußt — daß er wohl thut, seine Ankunft zuvor dem Minister seiner Nation zu melden, der sodann die Güte hat, mit leichter Mühe die Erlaubniß auszuwürken, daß die Koffer des Fremden in seiner Wohnung visitirt werden. Den Zollbeamten am Thore, durch welches er herein passiren muß, wird ein Zettel mit dem Namen des zu erwartenden Fremden zugeschickt, diesen zeigen sie vor, und derjenige, der sich zu dem Namen bekennt, fährt ungehindert in sein Wirthshaus. Ist das aber nicht geschehen, so muß der Fremde auf das große Zollhaus, wo er gewöhnlich mehrere Stunden lang aufgehalten wird. Mit Mühe entging ich dieser Unannehmlichkeit dadurch, daß ich mich selbst in die Kanzlei des Tresoriere begab, und einen Erlaubnißschein auswirkte, der zwar sehr höflich bewilligt wurde, aber doch manche weitläuftige Schreibereien veranlaßte, die eine gute halbe Stunde wegnahmen, während welcher meine Frau im Wagen sitzen mußte, und keinen andern Zeitvertreib hatte, als sich über die moderne Römer zu ärgern, die aus dem Tempel des Antoninus Pius ein Zollhaus gemacht, und die eilf Säulen von griechischem Marmor, mit dem prächtigen Gebälke darüber, durch dazwischen geflickte Mauern verhunzt haben.

22. Ein Spaziergang in Rom.

Ich bin ja wohl nicht der Einzige, der die majestätischen Ueberreste des großen Amphitheaters, Coliseum genannt, der stolzen Peterskirche vorzieht? und also darf ich laut bekennen — (das thäte ich aber auch, wenn ich der Einzige wäre) — daß ich bei meiner Ankunft in Rom früher zu jenem verfallenen Denkmal der Römer Größe, als zu diesem noch in seiner ganzen Pracht da stehenden der — päbstlichen Hoheit eilte. — Mit gutem Vorbedacht gehe ich nicht zu Fuße, sondern fahre dahin, sehe mich auch nicht früher um, als bis ich aus dem Wagen gestiegen bin. Jetzt wende ich mich; und plötzlich werden meine Augen von der Erhabenheit des Gegenstandes mir gleichsam in den Kopf zurück gedrückt. Man verzeihe mir jeden kühnen Ausdruck: denn wahrlich, wer hier gelassen, oder gar nur sentimental sprechen kann, für den schreibe ich nicht.

Ein süßes, die Brust bewegendes Staunen, ist die erste Empfindung, die den Beschauer ergreift, und bald schwimmt der große Gegenstand nur noch im Nebel vor ihm, denn eine Thräne verdunkelt unwillkührlich sein Auge. Jetzt weiß er es fast der neuen erbärmlichen Innschrift Dank, die ihn wieder herab auf die Erde zieht. Großer Jupiter! vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Weil die ersten Christen — zur Strafe auf diesem Schauplatz bisweilen mit wilden Thieren kämpfen mußten, lesen wir nun an den Mauern des herrlichsten aus Menschenhand emporgestiegenen Gebäudes: „es sey dem unreinen Dienst der heidnischen Götter geweiht gewesen, und durch das Blut der Märtyrer „wiederum entsühnt worden."

Wenn man das liest: so kommt es einem vor, als sähe man dem Wettkampf des Marsyas mit dem Apoll zu. Könnte ich nur das Coliseum beschreiben! aber ich werde

mich wohl hüten, es zu thun, nicht einmal den treusten Kupferstich möchte ich davon liefern, denn wie tief bleibt alles unter der Würklichkeit! über sechszehnhundert Fuß hat das Gebäude im Umfang, vier Säulenreihen erheben sich über einander, die unterste ist schon tief in den alles verschlingenden Erdboden versunken. Dennoch mögte ich den Ammian keiner Uebertreibung beschuldigen, wenn er ausruft: „Kaum erreicht des Menschen Auge dessen Höhe!" Ein wenig dichterisch hat er davon gesprochen, aber wer sollte hier nicht zum Dichter werden!

Dank den Juden, daß sie sich in die Gefangenschaft schleppen ließen, denn dreißigtausend gefangene Juden sollen die Handlanger bei diesem Riesenwerk gewesen seyn, gegen welches ihr buntes Tempelchen Salomonis, troz der pomphaften Beschreibung, nur ein Kartenhaus bleibt. Ein Teich, oder ein kleiner See, zu Nero's goldenem Hause gehörig, füllte den Plaz, ehe Vespasian durch irgend ein schöpferisches Genie, dessen Namen die undankbaren Mitbürger nicht aufbehalten, ihn der Bewunderung der Nachwelt weihte. Gegen achtzigtausend Zuschauer faßte der innere Raum, und als Titus die ersten Fechterspiele hier veranstaltete, kämpften und fielen nicht weniger als fünftausend wilde Thiere. Dio Cassius zählt gar neuntausend. Nach dem Gefecht ward der ganze Plaz unter Wasser gesezt, zwei Flotten, die corcyrische und corinthische genannt, stellten ein Seetreffen dar. Dann wurden kleine Tafeln unter das Volk geworfen, auf welchen Geschenke geschrieben waren. Wer ein solches Täfelchen aufgriff, der holte sich nachher das darauf bezeichnete Geschenk. Um die Ausdünstung einer so ungeheuren Menschenmenge unschädlich zu machen, ließ man durch Druckwerke von oben wohlriechende Wasser ganz frei auf das Volk hinabregnen, oft war es Wein mit Safran

vermischt. Mit dem schönen Geschlecht ging man nicht allzuhöflich um, denn es hatte seinen Platz ganz oben hinter den Bänken, und mußte, wenn es sitzen wollte, sich selbst die Stühle mitbringen. Nur den vestalischen Jungfrauen ward unten ein Ehrenplatz eingeräumt. — Den Christen verbot natürlich ihr Glaube, Spielen beizuwohnen, welche heidnischen Gottheiten gewidmet waren. — Der Gaukler Nero kämpfte hier einst mit einem Löwen, den er wohlbedächtig zuvor hatte zahm machen lassen. —

Des edlen Titus Nachfolger erkannte den hohen Werth dieses Denkmals. Schon Antoninus Pius sorgte für dessen Erhaltung, und sogar Heliogabalus, der nicht immer bloß Hahnenkämme und Pfauenzungen speiste, stellte es nach einer großen Feuersbrunst wieder her. Selbst die rohen Gothen fügten ihm keinen Schaden zu. Nur Pabst Paul II. ließ so viel davon abtragen, als nöthig war, den Pallast St. Marco zu bauen. Der Kardinal Riario folgte diesem erhabenen Beispiele, und holte sich die Materialien zu der sogenannten Kanzelei. Endlich errichtete Pabst Paul III. den Pallast Farnese abermals vom Raube des Coliseums. Muß man nicht an ungezogene Knaben denken, die Comödie spielen, und ihres Großvaters prächtigen Mantel zerschneiden, um sich Flicken davon auf ihre Jacken zu nähen? und dennoch, trotz aller dieser Plünderungen steht noch jetzt ein Gebäude da, vor dessen Größe man schaudert. Ohne Kalk oder Mörtel sind die ungeheuersten Werkstücke auf einander und in einander geschoben; ihre Dauer, allein von der Kunst, auf viele Jahrtausende richtig berechnet. Hie und da, wo die Hände der Zerstörer ihren Zweck nicht ganz erreichten, scheinen die halb los gebrochenen Steinmassen von unsichtbaren Geistern in der Luft gehalten, denn nur noch unter sich in geräumige Spalten einge-

klemmt, scheint das Gesetz der Schwere sie unaufhaltsam zum Boden zu ziehen: sie werden fallen — sie müssen fallen — jetzt fallen sie! so spricht man zu sich selbst, und so sprach man schon, Gott weiß wie lange, denn seit Menschen Gedenken waren diese Werkstücke immer gleichsam an Zwirnsfaden in der Luft aufgereiht.

Doch laßt uns näher treten, folgt mir durch dieses Thor in das Heiligthum. Geht aber schnell, denn da kleben ein paar Kessel mit Weihwasser an Vespasians Mauern, und wenn Ihr das Thor im Rükken habt, so seht Euch nicht um, denn Ihr würdet nur über demselben eine elende Schmiererei erblicken, soll vorstellen den Plan der heiligen und sehr schmutzigen Stadt Jerusalem, die man, als das Coliseum erbauet wurde, nur durch Empörungen kannte; da ist auch der Berg Golgatha, der damalige Rabenstein, an den drei Kreuzen kenntlich.

Doch, was hilft es, daß Ihr Euch nicht umseht! Ihr erblickt doch vor Euch, in der Mitte des Schauplatzes, den schönen Altar nicht mehr, auf welchem vor Anfang der Spiele geopfert wurde! Statt dessen werdet Ihr ein Kreuz gewahr, an welchem geschrieben steht: daß Jeder, der sich mit zerknirschtem Herzen diesem Kreuze nähere, einen hunderttägigen Ablaß dadurch gewinne. — Ein Mönch, dem das Faullenzen leserlich auf der Stirn geschrieben steht, wandelt uns gemächlich entgegen, er macht Miene, uns anzureden. Was will er? vielleicht den Cicerone machen? die Wunder der Vorwelt erklären, unter welchen er hier wohnt? ach nein! er will uns einladen in eine Kapelle der Madonna, die sich hier zwischen den Trümmern einfacher Größe ein buntes Häuschen erbaute, in welchem Lichterchen brennen. Zum Glück ist es so klein, daß wir es übersehen können.

Doch reißt Euch los von allem diesem, verschließt Eure Augen, sammelt Euch, erhebt Eure Phantasie, und blickt dann mit Wehmuth umher; seht, wie durch achtzig Zugängen das römische Volk hereinströmt, wie es die stufenweise emporsteigenden Sitze füllt, wie es murmelnd und verlangend der Ankunft des großen Kaisers entgegen sieht. Heftet eure Blicke auf die mittlere Loge, Ihr unterscheidet noch die Stuccaturarbeit an den Wänden. Ich glaube ein Geräusch zu hören — die Höflinge treten vor — ihnen folgt ein Mann mit stiller Hoheit, mit dem Bewußtseyn des Wohlthuns auf dem Gesichte — es ist Titus! der große, menschenfreundliche Titus! ich höre das entzückte Volk klatschen, jauchzen! ich sehe, wie der gerührte Monarch sich verbeugt — ich erwarte ängstlich das Zeichen zum Anfang der Spiele — Ach! da ertönt plötzlich ein Glöcklein in der Kapelle der Madonna della pietà — der Mönch grinst mich an, und verschwunden ist die schönste Täuschung!

Lieber will ich den Leser noch in einige gelehrte Streitigkeiten verwickeln, als ihn länger diesem Glöcklein zuhören lassen. Ob das Amphitheatrum Colosseum seine Benennung von der colossalischen Größe empfing, oder von einem Coloß, der in seiner Nähe gestanden haben soll, das wird wohl Jedem so gleichgültig seyn als mir. Ein anderer, in der That besonderer Umstand, hat schon seit vielen Jahren die Köpfe und Federn der Gelehrten abgenutzt. Man erblickt nehmlich überall unzählige Löcher eingehauen, und weiß nicht, wie man sich die Entstehung derselben erklären soll. Mühsam eingehauen sind sie gewißlich, aber warum? — Der Eine sagt: man habe Balken darin befestigt, um, wie es gewöhnlich war, Leinewand zum Schutz vor Sonne und Regen daran auszuspannen. Der Augenschein widerlegt das. Der Löcher sind zu viele, zu unregelmä-

ßig vertheilt, zu tief angebracht; und wozu von außen, wo doch die meisten gefunden werden? überdieß gab es ja zu diesem Behuf eigene Anstalten in der Höhe des Gebäudes. — Andere meinen, die Werkstücke seyen untereinander durch Erz verbunden gewesen, und um dieses Metall zu rauben, hätten die Barbaren es heraus gemeisselt. Ich bekenne, daß auch diese Hypothese, obwohl sie fast allgemein angenommen wird, mir nicht befriedigend scheint. Freilich, hie und da erscheinen die Löcher allerdings an Stellen, wo man sich eine Verbindung der Steine denken muß, aber oft auch an solchen, wo das nicht möglich ist. Ich führe, zum Beispiel, nur ein Paar an, die man in einem Basrelief unter dem Triumphbogen des Titus gewahr wird, wo man durchaus annehmen müßte, daß dieses, eben nicht große Basrelief aus vielen Stücken sey zusammengesetzt gewesen, welches mir nicht glaublich vorkommt. Ferner giebt es auch große Stellen am Coliseum, wo man keine Löcher, und doch auch kein bindendes Metall erblickt. Es steckt inwendig, sagen die Verfechter der Hypothese. Denn sollte man doch einen Versuch machen, die Sache ins Klare zu setzen.

Einer dritten Meinung zufolge, war das Metall in Blei eingelassen, bei dem großen Brande schmolz das Blei, und das Metall fiel heraus. Dann bleibt aber wieder die Frage unbeantwortet: warum fiel es denn nicht auch an den noch unbeschädigten Stellen heraus? — Ich habe meine eigene Meinung, die ich vertheidige, weil ich sie für die natürlichste halte. Weder aus Muthwillen, noch aus Habgier entstanden diese Löcher, auch war da gar kein Metall zu holen. Die Masse von Erz, welche zum Aufbau des Coliseums nöthig gewesen wäre, mußte so ungeheuer seyn, daß die alten Schriftsteller davon gewiß erwähnt haben würden.

Aber da so viele Jahrhunderte hindurch ein Jeder mit dem Coliseum machen durfte, was ihm beliebte, (gleichwie noch vor wenigen Jahren die Franzosen eine Zeitlang ihr Lazareth darin aufschlugen) so stelle ich mir vor, der Eine habe dies, der Andere jenes, der Eine ein Häuschen, der Andere eine Bude daran gebaut; für die letztern besonders mag das Gebäude, so lange die Vorhallen noch fest und gangbar waren, sehr dienlich gewesen seyn; die Krämer brauchten nur hie und da einen Balken oder Stab zu befestigen, so konnten sie ihre Waaren sehr gemächlich da auskramen. Zu diesem Behuf also meisselten sie Löcher in die Steine. — Freilich sind aber auch an Trajan's Säule bis hoch hinauf solche Löcher, und das wirft meine Hypothese gewissermaßen wieder um. — Doch warum soll ich mir den Kopf damit zerbrechen? mag doch jeder glauben, was er Lust hat.

Seit kurzem hat ein Mann (ich glaube, er heißt Carluccio) die Erlaubniß erhalten, den Grund des Coliseums aufgraben zu lassen. Der Anfang ist gemacht, ich habe hinabgeschaut, und das Unterirdische eben so bewundernswürdig gefunden, als das, was über der Erde steht. Interessante Entdeckungen lassen sich hier noch hoffen. Ich sah unter andern auch einen alten ganz braunen Menschenknochen in der Grube liegen, vermuthlich der heilige Ueberrest eines Märtyrers.

Ich reiße mich endlich los vom Coliseum, und lade den Leser zu einem Spaziergang ein, der wahrhaftig einzig in der Welt ist. Wir wollen nehmlich die heilige Straße der alten Römer, die sogenannte via Sacra, hinaufwandeln, wollen über das römische Forum (jetzt leider das Kuhfeld betitelt) durch den Triumphbogen des Severus, stolz zum Capitol hinauf schreiten. Auf die-

sem Wege führe ich den Leser zugleich in die beste alt-römische Gesellschaft, denn die heilige Straße war einst für die Römer, was Linden und Kohlmarkt jetzt für Berliner und Wiener sind. Hier, zwischen dem Palatinischen und Capitolinischen Berge war es, wo die Sabiner, durch den Raub ihrer Weiber, zur Wuth entflammt, die Römer schlugen, bis im erneuerten Treffen die geraubten und besänftigten Weiber selbst, den Vätern und Brüdern die Schwerdter aus den Händen wanden. Da reichten die beiden Könige auf dieser Straße sich die Hand zum Frieden, und fortan hieß sie die heilige.

Wir bleiben, indem wir das Coliseum verlassen, zuerst bey einem Springbrunnen stehen, aus dem die Römer sich erquickten, wenn sie im vollgepfropften Schauspielhause durstig geworden waren. Einst stieg sein Wasser in einer hohlen Säule von großem Umfang in die Höhe, und ergoß sich dann von oben herab nach allen Seiten. Jetzt macht freilich nur noch ein Stück altes Gemäuer die Stelle kenntlich, aus welchem, statt des Wassers, ein grüner Strauch emporsteigt.

Constantin der Große ist nicht ein Held, und sein Triumphbogen kein sonderliches Kunstwerk, aber er steht uns linker Hand so nahe, daß wir nicht vorbeigehen können, ohne einen Blick darauf zu werfen. Er ist mit Basreliefs von sehr verschiedenem Werthe geziert, denn die bessern hat man einem Triumphbogen Trajans entwandt, und nur die schlechtern beweisen, daß zu Constantin des Abtrünnigen Zeiten auch diese Kunst, so wie alles andere, in Verfall gerieth. Mit den elenden Schmeicheleien, die an diesem Bogen stehen, mag ich meine Feder gar nicht beflecken. Er war sehr verschüttet, und das Merkwürdigste ist, daß er in diesem Augenblicke auf Ko-

sten des Pabstes ganz aufgegraben wird. Die Arbeit ist beinahe vollendet, und die Gegenstände, welche dadurch am untern Theile des Bogens zum Vorschein gekommen sind, liefern keine Ausbeute für die Kunst.

Vermuthlich gehen wir nun an der Stelle vorüber, wo einst der Coloß des Nero gestanden, doch nur von Nero's Grausamkeit ist noch das Andenken übrig, sein prahlender Coloß ist gänzlich verschwunden, obwohl er von Marmor war, und in der großen Feuersbrunst nicht schmelzen konnte, wie die metallene Bildsäule der Clölia, die auch hier stand. Dies tapfere Mädchen, als Geißel dem König Porsenna überliefert, schwamm durch die Tiber, und befreite durch ihren Muth auch ihre gefangenen Gespielen. Darum wollen wir ihrer an diesem Platze gedenken, wenn gleich ihre Bildsäule geschmolzen ist.

Jetzt betreten wir die Gasse, welche bei den Römern vicus Sandalarius hieß. Ach! sie wäre schon merkwürdig genug, wenn auch nicht der Triumphbogen des edlen Titus darin stände, denn hier hatten einst die Buchhändler ihre Gewölbe; hier begegneten und versammelten sich die Gelehrten, die Schriftsteller; hier wandelten täglich Männer, deren Namen wir mit Ehrfurcht und Entzücken nennen. — Der Triumphbogen des Titus, fast in der Mitte der Straße, ist leider sehr beschädigt. Der Sieg über die Juden war dessen Veranlassung, denn deutlich erkennt man noch an demselben den siebenarmigen, sehr geschmacklosen Leuchter, den Schaubrodttisch, die Posaunen. Ob es wahr sey, daß die zu Rom wohnenden Juden nie durch diesen Bogen gehen, sondern lieber einen großen Umweg nehmen, habe ich nicht näher untersucht. Wir, die wir keine Juden sind, wollen ohne Bedenken hindurch gehen, und nun haben wir rechter Hand den Tempel des Friedens, linker Hand

Nero's goldenes Haus. Ja, hier stand das Prachtgebäude, dessen Wände mit Goldblech überzogen, mit Edelsteinen geschmückt waren. Hier schwelgte Nero in dem Speisesaal, den man drehen konnte, und wo duftender Balsam aus verborgenen Röhren herabträufelte. Jetzt gehört der Platz, unter dem Namen farnesische Villa, dem König von Neapel. Die wollüstigen Bäder der Livia liegen da im Küchengarten unter Gesträuch begraben. Hier fand man im Jahr 1720 herrliche Meisterwerke, deren größten Theil Friedrich der Einzige kaufte, und Sanssouci damit schmückte. Noch jetzt, vermuthet man, würde das Nachgraben reiche Ausbeute liefern, aber der König von Neapel findet mehr Geschmack an einem Hirsche von sechszehn Enden als an einer Statüe von Velletri.

Wenden wir uns lieber rechter Hand, wo vom Tempel des Friedens noch drei herrliche Bogen stehen. Das prächtige Säulen-Gewimmel ist freilich verschwunden. Nur eine einzige, (sie ist vier und vierzig Fuß hoch, und ganz gestreift) entging der Zerstörung. Und was hat man mit diesem kostbaren Ueberreste angefangen? — ei nun, Pabst Paul V. hat die Säule vor der Kirche Maria Maggiore aufgerichtet und eine unbefleckte Jungfrau hinaufgestellt. — Die drei noch vorhandenen Hallen jenes Tempels erwecken noch jetzt einen erhabenen Begriff von der Pracht des Ganzen. Er war der reichste Tempel in Rom; Gold und Silber war darin verschwendet; Kronen von Zimmt mit Gold eingelegt, verehrte Vespasian; die Statüe des Nil, um welche sechszehn Kinder spielten, aus einem einzigen Stücke schwarzen Basalt verfertigt, prangte hier; der Juden goldener Leuchter, ihr goldener Tisch und ihr Gesetzbuch wurden daselbst verwahrt; auch erwähnt Plinius eines vortrefflichen Gemählde des Pro-

togenes, durch dessen Beschreibung er aber seine Kunstkennerschaft eben nicht bewährt, denn er rühmt besonders den Schaum, der einem Hunde so natürlich aus dem Rachen geflossen sey. Privatpersonen pflegten ihre größten Kostbarkeiten in diesem Tempel in Sicherheit zu bringen. Sogar eine ansehnliche Bibliothek war damit verbunden, und Gellius erzählt, daß die Gelehrten sich oft da versammelten, auch ihre Schriften in die Bibliothek als Geschenke niederlegten. Eigennützige Geschenke, denn sie meinten wohl, hier am sichersten die Unvergänglichkeit ihrer Werke zu erringen. Aber vergebens! denn leider zerstörten die Flammen, unter der Regierung des Commodus, in einer einzigen Nacht alle diese Schätze, und nur die Trümmer der einst sie umgebenden Mauern betrachten wir jetzt mit stiller Wehemuth.

Wenige Schritte weiter erblicken wir den Tempel des Remus (nicht Romulus, wie manche glauben). Der vordere, runde Theil ist ein Ueberrest des grauen Alterthums.

Noch zehn Schritte, und der herrliche Tempel Antonins und der Faustina erpreßt uns unwillkührliche Töne der Bewunderung. Die ganze vordere Seite ist erhalten; sie prangt mit den schönsten Säulen aus orientalischem Marmor, und sogar die Ueberschrift zaubert uns noch in die Vergangenheit. Divo Antonino et divae Faustinae ist noch jetzt deutlich daran zu lesen. Vermuthlich um des auffallenden Contrastes willen, ist die Kirche einst den Apothekern geschenkt w rden, die ein Hospital für kranke Apotheker dabei angelegt haben, und jährlich, am Laurentiustage, arme Apothekerstöchter mit fünfzig Thalern ausstatten. — Antonin, Faustina und die Apothekerstöchter! eine treffliche Zusammenstellung!

Wenn außer den Gebäuden, von welchen wir noch heute die Ueberreste anstaunen, auch nichts weiter auf der hei-

ligen Straße gestanden hätte, wie prächtig müßte sie dennoch gewesen seyn! Aber nur ein kleiner Theil ihrer Herrlichkeit ist noch in Trümmern dem Auge sichtbar; denn wo blieben die Ehrensäulen, und metallenen Elephanten, von triumphirenden Siegern hier errichtet? wo der Sonnentempel? der Coloß? wo der Tempel der Hausgötter? die Wohnung des Königs Ancus Martius? der Altar der Göttin Orbona? deren schönes Amt es war, diejenigen Unglücklichen zu trösten, welchen der Tod Gattin oder Kinder entrissen hatte? wo der Tempel der Venus Cloacina? und der der Göttin Strenua? welche die Neujahrsgeschenke weihete: wo der Pallast des Paullus Aemilius, dicht neben dem Tempel des Friedens? der Ehrenbogen des Fabius, ein Denkmal seiner Siege über die Allobroger. Numa's Haus und Cäsars Pallast? Wo endlich die Wohnung des Oberpriesters und die der Vestalischen Jungfrauen? — Alles das schmückte einst die heilige Straße, und von allem ist keine Spur mehr vorhanden!

Man denke sich zu allem diesem noch das Gewühl der Käufer und Verkäufer, denn hier waren Obst und Gartenfrüchte feil, und alle Künstler von Bedeutung schlugen ihre Buden daselbst auf. Wessen Phantasie stark genug ist, alle diese Gegenstände zu umfassen, und einen Augenblick fest zu halten, der bleibe hier stehen, und versuche es, einige Scenen des grauen Alterthums sich zu vergegenwärtigen, die jährlich und täglich hier gesehen wurden. Alles, was Aufsehen erregen, Ehrfurcht oder Abscheu einflößen sollte, zog und tummelte sich durch diese Straße. Die Lebendigen trugen ihre Siegeszeichen, die Todten ihre vergängliche Pracht zur Schau. Hier folgten die Blicke der trauernden Menge

dem Leichenpomp des Kaisers Claudius, hier schleppte das wüthende Volk den Kaiser Vitellius. — Was bedeutet der bunte Haufe, der langsam dort am Tempel des Friedens vorüber wimmelt? — Fromme Landleute sind es, die, nach ihrer Gewohnheit, monatlich das Opferlamm zu der Wohnung des Opferkönigs geleiten. — Aber der unbändige Lärm, das wilde Geschrei, das sich dort aus der nächsten Straße Suburra erhebt? ist ein plötzlicher Volksaufruhr entstanden? — Ach nein! es sind die Bewohner jener Straße, die mit denen des heiligen Weges jährlich im October einen kleinen lustigen Krieg um den Kopf des Pferdes führen, welches dem Mars geschlachtet wird. Siegen jene, so heften sie den Kopf triumphirend an den Mamilischen Thurm; siegen diese, so schmücken sie mit der blutigen Trophäe das Haus des Opferkönigs, und jauchzen und jubeln so lange darum herum, bis etwa ein ehrwürdiger Zug von Vestalinnen oder Augurn die Straße heraufschwebt und die Menge auseinander stiebt.

Doch verweilen wir hier nicht länger, sondern schreiten über den Marktplatz hinüber, der, einst so reich an Merkwürdigkeiten, noch jetzt mit herrlichen Trümmern prangt. Am meisten fallen die drei schönen, oben noch durch ein Stück Gebälk verbundenen Säulen in die Augen, Ueberreste eines Tempels des Jupiter Stator. Romulus gelobte diesen Tempel, als seine Römer, tapferer im Weiberraub als im Gefecht mit Männern, vor den Sabinern wichen. Jupiter erhörte sein Flehen, die Römer standen, und der Beiname Stator blieb dem hülfreichen Gotte. — Nur zwei hohe, sehr massive Mauern, zwischen moderne Häuser eingeklemmt, bezeichnen noch den Platz, wo das Hostilische Rathhaus stand; verschwun-

schwunden sind die Stufen, von welchen Tarquin den Servius herabstürzte. — Weiter hinauf hält eine einzelne Säule das herumschweifende Auge fest; sie blieb allein übrig, um trauernd Jahrtausende lang das Schicksal ihrer Brüder der Nachwelt zu verkünden. Einst erhob sie stolz ihr Haupt in der Reihe derer, welche den Tempel Jupiter des Erhalters umgaben. Ihn hatte der aus Kriegsgefahren gerettete Domitian gelobt und erbaut. — Ganz erhalten in seiner Pracht steht noch der Triumphbogen des Kaisers Severus. Nur die fußlangen Buchstaben, von vergoldetem corinthischen Erz, sind durch die Barbaren herausgebrochen und geraubt worden. Er lag ziemlich tief verschüttet, der jetzige Papst ließ ihn gänzlich ausgraben, und mit einer Mauer umgeben, von welcher man jetzt ziemlich tief hinab sieht, ein Beweis, wie sehr der Boden von Rom durch den immer vermehrten Schutt, nach und nach erhöht worden ist. Auf der Spitze des Bogens erblickte man einst den Kaiser selbst, zwischen seinen Söhnen, auf einem von sechs Rossen gezogenen Siegeswagen.

Ach wie wenig von der ehemaligen Pracht des römischen Forums haben der Zahn der Zeit und die fanatische Wuth der Barbaren verschont. Kein bedeckter, durch Stufen erhöhter Gang, von Tarquin dem Aeltern gegründet, schützt mehr vor übler Witterung oder dient den Zuschauern, um sich an den Gauklern des Marktplatzes zu ergötzen. Nicht eine einzige mehr von den vielen Statüen, die, nach Eroberung Griechenlandes, sich hier so häuften, daß ein Theil derselben weggeschafft werden mußte. Unter den bleibenden ragten die vergoldeten Bildsäulen der zwölf obern Götter hervor. — Und wo sind die Bogen, mit eroberten Schiffsschnäbeln geziert, von ihnen rostra be-

nannt? Hier trat der Ankläger, der Lobredner auf, hier ward Recht gesprochen, hier verkündeten Herolde erfochtene Siege dem Volke. Den Kopf des ermordeten Marius nagelte Sylla an die rostra. Cicero donnerte hier seine Reden. Gegen das Capitolium mußte der Sprechende sich wenden, gleichsam den Capitolinischen Jupiter zum Zeugen der Wahrheit anzurufen. Hier legten die Consuls ihre Aemter nieder; hier versuchte der alte Wollüstling Appius dem freien Vater die freie Tochter zu entreißen, und auf dem Platze wo wir jetzt stehen, ergriff Virginius vielleicht das Messer, und stieß es verzweifelnd der geliebten Tochter in die Brust. Vergebens hatten Glück und Eintracht, als Virginiens keusches Blut floß, zu beiden Seiten ihre Tempel.

Dort an den Versammlungsplatz des Volkes (Comitium) stieß ein schönes Gebäude, Gräcostasis, den mit Rom verbündeten Völkern gewidmet. Dort harrten die fremden Gesandten bis zum feierlichen Gehör vor dem Senat; die stolzen Gebäude sollen uns nicht verhindern, auch einen Blick auf den alten Feigenbaum zu werfen, unter welchem, der Sage nach, Romulus und sein Bruder von einer Wölfin gesäugt wurden. Sorgfältig pflegte man seiner, siebenhundert und vierzig Jahre soll er gestanden haben, und als er nun endlich verdorrte, da erhob sich ein allgemeines Wehklagen, bis, zu großer Freude des Volks, neue Sprößlinge aus den Wurzeln des alten Stammes hervorschossen *).

Links vom Hostilischen Rathhause prangte der Porzische vom Censor Cato erbaute Pallast, dessen Steine man nur in einem heutigen Kornmagazin wieder

*) So erzählt Tacitus, ich glaube es ihm aber doch nicht.

findet. Die Penaten, welche unfern einen kleinen Tempel hatten, vermochten des Cato Wohnung nicht zu schützen.

Ein Tempel des Castor und Pollux stand in der Nähe, bis zu seinen Vorhöfen reichte der Pallast des Tirannen Caligula, der, geblendet von Uebermuth, die göttlichen Jünglinge Brüder nannte, oft zwischen sie trat, und gleich ihnen verehrt zu werden verlangte. — Nicht ihm, wohl aber dem Cäsar, errichtete Dankbarkeit einen Tempel neben dem des Castor und Pollux, und eine Quelle sprudelte hier, der Brunnen der Juturna genannt. Vielleicht diente ihr klares Wasser den vestalischen Jungfrauen, deren Tempel, einige Schritte weiter, vom heiligen Haine umzogen, sich erhob. Mit Kupfer, in Syracus erbeutet, war er gedeckt.

Ein Springbrunnen, dessen Wasser aus einer Schlange hervorsprützte, stand vor der Basilica Julia, dem Julius Cäsar zu Ehren vom Augustus errichtet. Hundert Männer saßen hier zu Gericht. Oft wurden ihre Bänke heraus auf den Markt getragen, wo sie öffentlich Recht sprachen. Kaiser Caligula machte sich zuweilen den Spaß, aus diesem Pallaste Geld unter das Volk zu werfen.

Sehen wir lieber von diesem höhnenden Schauspiel auf den nahen Triumphbogen des Tiberius, wenn gleich unsere Nationaleitelkeit ein wenig verwundet werden sollte, denn er ist ein Denkmal der wieder eroberten Fahnen und Kriegszeichen, welche in der berühmten Schlacht des Varus gegen die Deutschen verlohren worden waren. Gleich daneben stand der Tempel Saturns, die öffentliche Schatzkammer und das Archiv des römischen Staats. Vor seinen Hallen sah man den vergoldeten Meilenzeiger, auf welchem die Entfernung der vorzüglich-

sten Städte des Reichs von Rom, verzeichnet war. Dieser Meilenzeiger wurde, weil er ungefähr mitten in der Stadt lag, sehr witzig der Stadt-Nabel genannt. — Schon fast am capitolinischen Berge lag der Tempel Vespasians, (von dem man noch einige Trümmer zu erkennen vermeint) und die Schola Xantha, in welcher Leute, die öffentliche Documente abfaßten, wie auch die Bücherabschreiber, ihr Wesen trieben.

Wenden wir uns gegen die Morgenseite des Forums, ein Tempel Hadrians fällt uns in die Augen, von kindlicher Liebe erbaut. Wie prächtig muß er gewesen seyn, wenn die jetzt noch vorhandenen Säulen und die alte Kirchenthür ihm angehörten. Hier stand auch die colossalische Bildsäule des Marfors, einen Strom, vielleicht die Tiber, abbildend. — Die Mitte des Forums war nicht leer. Sitze für das Volk erhoben sich vor den Rostris, Cicero gedenkt ihrer oft. Oelbaum und Weinstock, von selbst gewachsen, verbreiteten Schatten, unter dem das römische Volk gern verweilte. In dieser Gegend wurde Galba ermordet. Hier neben einer Sonnenuhr stand die Säule, an welcher der tapfere Horatier die erbeuteten Waffen der Curiatier aufhing. Unweit davon, als Schatten zum Gemählde, die Bildsäule des Marsyas, stets umgeben von leichtfertigen Dirnen, die für Geld zur Wollust lockten. Waren sie glücklich, so kränzten sie nach kurzem Taumel, die Statüe mit Blumen. Selbst Julia, die Tochter des Kaiser Augustus, hatte der weiblichen Schamhaftigkeit so ganz entsagt, daß sie oft bei dieser Bildsäule sich Preis gab, und nachher ihre Schande, durch eine dem Marsyas aufgesetzte Blumenkrone, dem Pöbel kund that.

Am Fuße des capitolinischen Berges, vor dem Tem-

pel der Eintracht laßt uns noch einen Augenblick verweilen. Ihn errichtete Consul Camillus, ein Denkmal der Aussöhnung zwischen Adel und Bürger. Herrliche Ueberreste sind noch von diesem Tempel vorhanden, acht jonische Säulen von orientalischem Granit, deren jede zwölf Fuß im Umfang und vierzig Fuß Höhe hat, tragen ein Gebälke, dessen Zierrathen einen Begriff von der Schönheit des verschwundenen Ganzen geben. Und hier ende unser Spatziergang; der Leser bekenne daß ich Wort gehalten, daß es unmöglich ist, in der ganzen bewohnten Welt einen ähnlichen Raum zu suchen, auf welchem die Erinnerung, an stolze Ruinen sich klammernd, so unendlichen Stoff fände, die große Vergangenheit wieder hervorzuzaubern! Und wie gering ist der Umfang, in welchen alle diese Wunder gehäuft sind! — Kaum eine Viertelstunde bedurften wir, um von den Trümmern des Coliseums bis zu den Trümmenn des Tempels der Eintracht zu wandeln, und diese Viertelstunde — kaum eine Minute dünkte sie uns. — O es versäume doch ja kein Reisender, der Rom besucht, diesen einzigen, einzigsten Spatziergang mir nachzumachen; doch unterlasse er auch nicht, wenigstens dreißig bis vierzig Bajochi zu sich zu stecken, damit er, im Umgange mit den alten Römern, die heutigen bettelnden Römer sich so schnell als möglich vom Halse schaffe.

Halt! fast hätte ich vergessen, daß unter den vielen Reisenden, welche Neubegier nach Rom treibt, sich auch wohl manche fromme Christen befinden mögen, welchen die heidnischen Ueberreste ein Gräuel sind. Nun, auch für diese ist gesorgt; auch ihnen darf ich versprechen, daß die Schauer der Erinnerung wie der Gegenwart sie mächtig ergreifen werden. Denn hier, auf der heiligen Straße, war es, wo Simon der Zauberer es wagte, mit dem heil. Pe-

ter in die Wette zu streiten, und wo er, zur wohlverdienten Strafe, vom Teufel aus den Lüften herabgestürzt wurde. Hier war es ferner, wo Pabst Sylvester einen Drachen bändigte, und zwar auf die leichteste Weise von der Welt, denn er versiegelte mit seinem Pettschaft, auf welchem natürlich ein Kreuz stand, den Rachen des Unthiers eben so schnell, als wir andern gemeinen Menschen einen Brief zusiegeln. So entstand die Kirche der heil. Maria der Befreierin, in welcher das Wunder noch gemahlt zu schauen ist. Den Tempel des Remus wird der Gläubige das Vergnügen haben in die Kirche der Heiligen Cosmus und Damianus verwandelt zu sehen. Er darf sich nicht scheuen, durch die heidnische Thür von Erz, zwischen zwei corinthischen Porphyrsäulen, hinein zu treten, denn Papst Adrian I. hat sie durch seinen Segen vom sündlichen Unwesen gereinigt. Inwendig giebt es allerlei christliche Gemählde zu bewundern. — Ein neuer Triumph erwartet die fromme Seele bei dem Tempel Antonins, jetzt dem heil. Laurentius geweihet; zu ihrer Erbauung findet sie hier den Heiligen auf dem Roste schmorend, von Peter von Cortona gemahlt, und auch ein Altarblatt von Dominichino, welches recht schön gewesen seyn mag, ehe es von ungeschickten Händen restaurirt worden. — Reiche Nahrung ist auch dem frommen Christen bereitet, wenn er die Kirche des heil. Theodor (vormals Tempel des Romulus) betritt. Statt der Wölfin von Metall, welche in jenen gottlosen Zeiten hier verehrt wurde, weil sie die beiden Heidenkinder, Romulus und Remus, auf dieser Stelle gesäugt haben soll, hat das gläubige Herz den Trost, sich an einem Gemählde des Märtyrers Julian von Baciccio zu weiden. Ja, der Christengott hat nicht verschmäht, auf diesem nun einmal für

nothleidende Kinder bestimmten Platze, eine Wunderanstalt zu errichten, in welcher epileptische Kinder schnelle Genesung finden. Der heil. Theodor in den Feuerflammen, von Zuccari gemahlt, ist auch tröstlich anzuschauen. — Der Tempel Saturns, oder, wie Andere meinen, der Palast des Paullus Aemilius, ist in eine Kirche des heil. Hadrian umgeschaffen, und mit frommer Rührung betrachtet das christliche Auge den heil. Peter, genannt Nolasco, der das unsterbliche Verdienst hatte, im Jahr 1334 den Mönchsorden del Riscato zu stiften. Doch Scherz bei Seite, dieser Mönchsorden ist keiner der schlimmsten, denn er hatte die Verpflichtung, Christensklaven aus der Türkischen Gefangenschaft loszukaufen. Ob er es würklich gethan hat, oder noch thut, weiß ich nicht zu berichten. Jenes Gemählde soll von Guercini's Meisterhand seyn. — Auch die Kirche des heil. Lukas ward auf den Trümmern des verfluchten Heidenthums, nehmlich auf einem Tempel des Mars errichtet. Sie ist eine der ältesten in Rom, vormals der heiligen Martina geweiht, mit der ich in keiner Bekanntschaft stehe. Pabst Sixtus V. schenkte sie der Mahler-Akademie, die sie nach den Rissen Peters von Cortona wieder herstellte, und, wie billig, dem Evangelisten Lukas widmete, welcher bekanntlich ein gewaltig großer Mahler war, von dem noch einige Meisterstücke existiren. Er hat besonders das Glück gehabt, daß die heilige Jungfrau selbst ihm mehrere Male gesessen, und Raphael, (gegen Lukas nur ein Schüler) hat ihn in der Beschäftigung dargestellt, wie er die Madonna abkonterfeit. Dieses Gemählde ist jetzt die Hauptzierde des oben gelegenen akademischen Saales, und eine gute Copie davon schmückt den Hauptaltar. Eine Statüe der heiligen Martina, von Menghino, und die prächtigen unterirdischen Gewölbe der Kirche, sind gleichfalls sehenswerth.

Jetzt hoffe ich, mein Wort auch von den rechtgläubigen Christen gelöst zu haben, und eile ermüdet in meine Locanda (zu Deutsch Wirthshaus), welche auf dem collis hortulorum, an der Stelle gelegen, wo einst die Sallustischen Gärten prangten.

---

23. Werther und Lotte.

Wessen Phantasie durch die mannigfaltigen erhabenen Gegenstände zu sehr erhitzt und gespannt worden, der thue, um sich abzukühlen, was ich that: er gehe den Abend ins Theater; kälteres Wasser findet er nicht, um schnell die Glut zu löschen. Ein Schauspiel wurde aufgeführt, (eine Charakter-Comödie nennen es die Italiäner) Carlotta e Werther. Der Titel reizte meine Neubegier. Werthers Leiden in fünf Akten zu sehen, war mir ganz neu und meine Erwartung sehr gespannt. Sie ward noch übertroffen. Man höre nur.

Der Vorhang rollt auf. Ein alter treuherziger, und ein junger komischer Bedienter Werthers unterhalten sich in der ersten Scene von der unglücklichen Liebschaft ihres Herrn. Man erfährt, daß Albert nach Wien gereiset ist, und Werthern, seinen besten Freund, ersucht hat, Lotten indessen Gesellschaft zu leisten. Werther erscheint; er sieht sehr verstört aus, spricht auch kein Wort. Der Alte führt ihm zu Gemüthe, wie thörigt sein Beginnen sey, erinnert ihn an seine Mutter, und bringt es endlich so weit, daß Werther sich entschließt, plötzlich abzureisen, ohne Lotten wieder zu sehen. Sein letztes Lebewohl trägt er dem Hofmeister von Lottens Kindern auf; denn Lotte ist so gar jung nicht mehr, sie hat einen bengelhaften Sohn von wenigstens zehn Jahren, und eine Tochter, die sie bald zur

Großmutter machen wird. Nachdem Werther seine letzten Liebesseufzer in den Busen des Hofmeisters ausgehaucht hat, stürzt er fort. — Aber — er weiß nicht, daß er den Bock zum Gärtner gesetzt hat, denn eben dieser Hofmeister ist selbst ganz sterblich in Lotten verliebt, jauchzt über Werthers Entfernung und hofft nun, während Alberts Abwesenheit, seinen bösen Zweck zu erreichen. — Lotte, ein sehr gemeines Weib, kommt zum Vorschein, man setzt Stühle und alles läßt sich zur Liebeserklärung an. Zwar wird die Scene durch die beiden Kinder unterbrochen, aber die müssen über Hals und Kopf sich in den Garten trollen, und nun wagt der Herr Hofmeister einen Sturm. Hilf Himmel! wie empfängt ihn die keusche Lotte! Kein Fischweib in Paris, keine Kastanienbraterin in Wien, kann mit edlerem Ungestüm ihre Tugend vertheidigen. Sie will den bösen Hirten gänzlich zum Schaafstall hinausjagen, aber er erklärt ganz trocken, daß solches nicht in ihrer Macht stehe; daß er nur Alberten Rechenschaft zu geben habe und folglich bleiben werde. Ihre Wuth ist aufs höchste gestiegen, als ein schnippisches Kammermädchen ihr berichtet, daß Werther im Begriff stehe zu fliehen. Jetzt vergißt sie Alles und stürzt schreiend hinaus, um den Geliebten zurück zu halten. Das gelingt ihr. Der verschmähte Hofmeister wird dadurch veranlaßt, ehrenrührige Vermuthungen zu schöpfen, obgleich das Kammermädchen ihn auf ihre Ehre versichert, daß der Umgang zwischen Werther und Lotten sehr schuldlos sey. Albert kommt zurück und der Hofmeister weiß ihm die Sache so plausibel vorzutragen, daß er, in der ersten Hitze, Lotten verstößt, und sie zu ihren Eltern schickt. Werther, durch diese schreckliche Catastrophe zur Verzweiflung gebracht, sich selbst alle Schuld von Lottens Schicksal beimessend, beschließt zu sterben, und zwar durch Gift, (der

Italiäner liebt bekanntlich das Gift mehr, als die Pistolen). Er präparirt sich zu diesem Behuf eine Flasche Wein, die er aber vor der Hand noch stehen läßt, man weiß nicht warum. Sein alter Diener hat glücklicherweise sein Vorhaben ausgewittert, und macht sich den Spaß, die vergiftete Flasche mit einer unschädlichen zu verwechseln. Diese findet der Hofmeister und trinkt sie richtig aus. Als er eben das letzte Gläschen schlurft, kommt Werther dazu. Durch ihn erfährt der Hofmeister, daß er Gift im Leibe habe, krümmt sich wie ein Wurm, und bekennt in der Todesangst alle seine Verläumdungen. Natürlich läßt Albert seine alte Lotte sogleich zurück holen, und es erfolgt eine allgemeine Aufklärung und Versöhnung. Das Drolligste ist, daß Werthers Verhältniß zu Lotten am Schluß des Stücks gerade noch das nehmliche ist und bleibt, wie in der ersten Scene. Was daraus werden wird, mögen die Götter wissen. An's Erschießen wird gar nicht gedacht.

---

24. Zwischen Rom und Gaeta.

Die Appische Landstraße, von den Alten die Königin der Straßen genannt, wurde vom Censor Appius Claudius im vierhundert und zweiundvierzigsten Jahre der Stadt angelegt. Sie war mit Steinen gepflastert, die fünf bis sechs Fuß ins Gevierte hielten, nicht durch Kitt oder Mörtel verbunden, sondern nur so dicht und kunstreich zusammengefügt waren, daß der Weg aus einem Stücke zu bestehen schien. Wo Appius die Steine herbringen lassen, ist unbekannt; in der Gegend von Rom giebt es keinen Steinbruch der Art. So häufig sie gebraucht wurde, so war doch, zu Procopius Zeiten, noch nichts daran versehrt, und selbst jetzt noch trifft man oft lange Strecken derselben an, die vollkommen wohl erhalten sind; nur ist mit be-

schlagenen Pferden nicht gut darauf zu fahren; ich vermuthe, die Alten beschlugen ihre Pferde nicht. Die Appische Straße führte bis Capua, und in der Folge gar bis Brundusium. — Sobald man Rom verlassen hat, wird man, auf einer Strecke von mehrern Meilen längs der Straße, eine große Menge alter Grabmäler gewahr, von welchen zum Theil nur noch unförmliche Steinhaufen übrig sind. Jedermann weiß, daß die Römer sich am liebsten an der Landstraße begraben ließen, oft die herrlichsten Mausoleen aufführten, die freilich manchem Spitzbuben zu Schlupfwinkeln dienten, und daher diese Gegend sehr unsicher machten. Sie ist es noch bis auf den heutigen Tag, und jeder Vetturino hütet sich, den Weg im Dunkeln zu fahren. Milo, den Cicero vertheidigte, hat hier einst den Clodius umgebracht. Auch große, Meilen lange Trümmer von Wasserleitungen ergötzen das Auge. — Etwa vierzig Meilen von Rom passirt man die armselige Stadt Albano. Sie wurde von Ascanius, Sohn des Aeneas, vierzig Jahre früher als Rom erbaut. In ihrer Nähe sind ein paar merkwürdige alte Grabmäler; das eine hat die Gestalt eines viereckigten Thurmes, und, weil doch jedes Ding seinen Namen haben muß, nennt man es das Grab des Ascanius. Das andere gilt für das Denkmal der drei Curiatier, die in dem bekannten Kampfe gegen die Horatier fielen. Es trägt fünf Pyramiden, verräth einen rohen Geschmack, imponirt aber durch eine gewisse wilde Größe. Im Sommer wird Albano von vielen Römern bewohnt, welche hier gesündere Luft und die Freuden des Landlebens suchen. — Der Ursprung des nahen Riccia verliert sich gar im höchsten Alterthum. Man will, es sey fünfhundert Jahre vor dem Trojanischen Kriege von einem Archilous erbauet worden, und Orest habe die Bildsäule der Diana von Tau=

ris hieher gebracht. — Velletri ist eins der schmutzigsten Nester, war aber einst die Hauptstadt der Volsker, und in seinen Mauern empfing Kaiser Augustus das Daseyn. Das einzige erträgliche Wirthshaus daselbst schmückt sich auch noch mit dem Namen dieses glücklichen Monarchen. Man findet in Velletri noch mehr Ueberreste von Tempeln und Lusthäusern der Kaiser. Der Cardinal Borgia, der mit nach Paris reisen und unterwegens sterben mußte, hat hier einen Pallast, der ein reiches Museum von Antiken und Gemählden in sich faßt. Von Velletri aus thut man wohl, eine Escorde von Husaren mitzunehmen, denn die Gegend ist gar übel berüchtigt, und ich glaube, hier herum war es auch, wo dem wackern Seume ein Unfall begegnete.

Ich nähere mich nun den pontinischen Sümpfen, die fast in noch schlechterm Rufe stehen, als das Raubgesindel von Velletri. Ich kann das nicht bestätigen, denn als ich durchfuhr, war die Luft rein, und ich hatte mein Schnupftuch vergebens in Essig gebadet. Man glaubt gemeiniglich, diese Sümpfe seyen, zu der Römer Zeiten, das herrlichste fruchtbarste Land gewesen, und nur die päbstliche Regierung habe es durch ihre Nachläßigkeit in Morast verwandelt. Man muß ihr aber nicht mehr aufbürden, als sie wirklich verschuldet hat, sie trägt ohnehin schwer genug. Diese Gegend war zu allen Zeiten Ueberschwemmungen ausgesetzt. Schon Cornelius Cethegus und Julius Cäsar haben große Kosten auf ihre Austrocknung verwendet, aber auch damals zerstörten ein paar Flüsse gar oft wieder in einigen Tagen, was der Fleiß von Jahren errungen hatte. Die Appische Straße führte mitten hindurch, und man that alles mögliche, um sie stets brauchbar zu erhalten. Trajan leitete das Wasser aufs Neue ab, ebnete

Hügel, füllte Vertiefungen aus, und legte Nebenwege an, deren einer seinen Namen führte. Antoninus Pius folgte seinem Beispiele. Welche Mühe in unsern Tagen Pabst Pius VI. sich gegeben hat, die Sümpfe auszutrocknen, ist bekannt. Auch glaubte er damit völlig zu Stande gekommen zu seyn, und erbaute deshalb, da wo die Sümpfe anfangen, ein Kloster, in welchem eine Inschrift die Vollendung dieser Arbeit rühmt, und hinzufügt: Der Tempel sey errichtet, damit es den Colonisten nicht an Gelegenheit mangeln möge, ihren Gottesdienst zu verrichten. Das Kloster wurde den Capuzinern eingeräumt, man findet aber jetzt nur Eidechsen daselbst, und keinen einzigen Capuziner, die böse Luft hat sie längst wieder vertrieben, das neue Kloster steht verödet. Nur das Posthaus ist sparsam bewohnt. — Pius VI. hatte das Glück, die alte Appische Straße wieder aufzufinden, die noch jetzt in einer geraden Linie bis Terracina läuft. Bei dieser Gelegenheit wurden eine Menge Säulen, alte Meilenzeiger und andere Trümmer gefunden, die jetzt zerstreut hier herum liegen, und auf welchen Millionen Eidechsen lustig krabbeln. Was von urbar gemachtem Lande, durch neuere Ueberschwemmungen noch verschont worden ist, findet sich erst weiter hin, die ersten Meilen hingegen sind wiederum gänzlich zu Morast geworden, in welchen man nunmehr die ersten Büffelheerden sieht und grunzen hört. Die Jagd auf Enten und Schnepfen ist vortrefflich; man sieht dies wilde Geflügel bei Tausenden herumziehen. — Je mehr man sich dem Süden von Italien nähert, je schmutziger werden die Menschen. Hier z. B. wuschen sich die Postillions mit Maulthier-Mist, als wäre es Seife. In ihre Arme und Hände haben sie Madonnen- und Heiligen-Bilder eingebrannt; ihr Hauptstaat sind große silberne Schuhschnal-

len, die sie aber als Gürtelschnallen in den Beinkleidern tragen. Die Tracht der Weiber ist sehr häßlich, besonders ein Schnürleib, das ihnen den Busen völlig platt drückt. — Es hatte geregnet, und daher fand ich bei Terracina die Straße sehr überschwemmt. Niemand denkt mehr daran, diesem wilden Gewässer Abzug zu verschaffen, es kann daher nicht fehlen, daß in kurzem das wenige gewonnene Ackerland wieder gänzlich verschlammt seyn wird. — Terracina hat eine herrliche romantische Lage am mittelländischen Meere. Die steilen Felsen, die seine Ufer schmücken, das freundliche Städtchen, aus dessen Gärten Citronenbäume und sogar Palmen winken, der Hafen von Fischern wimmelnd, die Inseln Ischia, Capri, ja selbst der Vesuv in der Ferne — man ist entzückt, man glaubt sich in eine Zauberwelt versetzt. Die liebliche Zauberei dauert fort, wenn man Terracina verlassen hat, und nun zwischen blühendem Myrthengebüsch dahin rollt, zwischen zahllosen Gattungen von frisch grünenden Gesträuchen, die bald mit schwarzen, bald mit blutrothen Beeren bedeckt sind. — Hier betritt man zum erstenmale das Königreich Neapel, und wird durch die gewöhnlichen Weitläuftigkeiten mit Pässen und Visitiren aus den süßen Träumereien geweckt. Etwas weiter hin wären diese ohnehin durch die Städte Itri und Fondi unterbrochen worden, die häßlichsten, schmutzigsten und stinkendsten, die es in allen fünf Theilen der Welt giebt. Nur eine einzige Kleinigkeit stand mit diesem eckelhaften Wust in seltsamem Contrast, nehmlich der spanische Pfeffer, den man, auf Myrthenstengel gereiht, verkaufte. Es sieht in der That aus, als sey er zu einer Ballet-Decoration zubereitet worden. Es gab aber hier weder arcadische Schäfer noch Tänzer, sondern bloß Bettler und Sbirren. — Unweit Gaeta wur-

de mein Wagen plötzlich von Dragonern eingeholt, die mit gezogenen Säbeln Halt zu machen geboten, weil — ein kleines Kind des Königs von Sardinien spazieren fuhr, und ihm die Straße nicht breit genug war, oder die Ehrfurcht vor dem Kinde diese Demuth erheischte. Ich dachte an den biedern König von Preußen, der immer so allein spazieren reitet, und niemanden genirt. Ich zuckte die Achseln und lächelte.

---

25. Cicero's Villa.

Ich kam ziemlich früh im Hafen von Gaeta an. Wir blieben noch einige Stunden bis zum Einbruch der Nacht, und ich beschloß, sie zu einem Spaziergang anzuwenden. Mich lockte das schöne warme Wetter, (es war am sieben und zwanzigsten Oktober) mich lockte mehr noch ein Citronen- und Orange-Wäldchen, dessen goldene Früchte aus einem an der See gelegenen Garten mir winkten. Ich ging und fand die Thür verschlossen. Ein gemeiner Kerl empfing uns, nach seiner Art, recht höflich und treuherzig. Er war der Pächter dieser Villa. Wir wandelten, ich mag wohl sagen, wonnetrunken, unter den beladenen Bäumen, und nahmen hie und da eine Citrone auf, die der Wind abgeschüttelt hatte. Als der Mann bemerkte, daß die uns umgebende üppige Natur uns neu war, schien ihm das Vergnügen zu machen, er brach eine schöne Doppelfrucht von einem Orangebaum und überreichte sie meiner Frau mit gutmüthiger Galanterie. So gelangten wir bis an die Spitze des Gartens, die weit in das Meer hinein lag, und wo, am schroffen Felsenabhang, Tisch und Bänke von Stein zum Ruhen, Schauen und Genießen einluden. Eine kleine Hütte stand daneben, vor der offnen Thür saß ein junges Weib, von Kindern umgeben, um einen Korb mit Oliven beschäftigt.

Von allen diesen lieblichen Scenen konnte wohl nichts Geringeres unsere Aufmerksamkeit losreißen, als die vielen, im ganzen Garten umher zerstreuten Trümmer, die wir auf den ersten Blick für altrömisches Bauwerk erkannten. Da waren Bogengänge und Mauern und tiefe Gewölbe, überall von Gesträuch überwachsen und bedeckt. Besonders aber war da ein Bad, fast ganz erhalten, die steinerne Treppe, welche hinabführte, nicht zerstört, nur verwittert, ja oben noch die kaum verstopfte Röhre, durch welche einst das Wasser hineinlief. Wir standen in Betrachtung versunken, und hörten kaum auf die Erzählung des geschwätzigen Wirthes, den ohnehin sein gemeiner Neapolitanischer Dialekt sehr unverständlich machte. Plötzlich aber traf das Wort Cicero mein Ohr. Ein Schauer durchbebte mich, Wir horchten nun aufmerksam, wir fragten, und welch ein Gefühl ergriff uns, als wir vernahmen, daß wir in Cicero's Garten gelustwandelt, daß wir von seinen Früchten genossen hatten! — Alles schien jetzt ein anderes Ansehen zu bekommen, die Trümmer umgab ein Glanz, der Hain war heilig. Hier hat Cicero gebadet, hier ist er gewandelt, auf jener Felsenspitze hat er gesessen, und vielleicht ein Kapitel seines Buchs: Von den Pflichten geschrieben, das allein hinreichen würde, sein Andenken zu verewigen. Ach! hier war es auch, wo die Mörder ihn fanden, und sein theures Haupt dem Blutdurste des Triumvirats opferten! —

Diesen, mit Trümmern und Früchten bedeckten Platz hat der ehrliche Gaetaner für fünf und vierzig Ducaten gepachtet. Cicero's Villa für fünf und vierzig Ducaten! — Aber war es denn auch wirklich Cicero's Villa? höre ich einen kritischen Alterthumsforscher mir einwerfen. Daß Cicero hier eine Villa hatte, ist freilich wohl gewiß, denn der Hafen von Gaeta, Mola genannt, ist auf den

Trüm-

Trümmern der Stadt Formiae erbaut, und in ihren Mauern lag das Formianum des Weisen. Aber wo? — Meyer, in seinen Darstellungen aus Italien, setzt es in ein Citronenwäldchen vor der Stadt, und manche Einwohner, die man befragt, weisen den Frager eben dorthin: viele wissen gar nichts davon. Doch die ganz unverdächtige, ihm gleichsam nur gelegenheitlich entschlüpfte Aussage des gemeinen Gaetaners, beweiset wenigstens, daß die Volkssage diesen ehrwürdigen Ort an die Stelle versetzt, auf welcher ich gestanden. Hierzu kommt noch die herrliche Lage des Orts, von der sich wahrlich vermuthen läßt, daß ein Cicero sie gewählt haben werde. Linker Hand die Feste, die gleichsam aus den Wellen des Meeres emporsteigt; gerade im Gesicht die Insel Ischia, und rechter Hand der Vesuv! — Nein wahrlich! so lange man das Gegentheil mir nicht gründlich erweisen kann, werde ich den frommen Glauben nicht fahren lassen, daß ich Cicero's Villa betreten, daß ich am Rande seines Bades gestanden.

Auch ein hohes Denkmal, draußen vor der Stadt, habe ich gesehen. Es soll, von seinen dankbaren Freigelassenen errichtet, den Platz bezeichnen, auf welchem der Unsterbliche von Mörderhand fiel.

Ich will bei dieser Gelegenheit noch einen Irrthum berichtigen, der gleichfalls in Meyers Darstellungen sich findet. Dieser achtungswerthe Reisende erzählt, er sey hinüber nach Gaeta in einem kleinen Kahn geschwommen, und erst dort habe er zum erstenmal den Vesuv erblickt. Das ist fast unmöglich; denn er hätte nur in dem Wirthshause, das am Hafen liegt, an das Fenster treten dürfen, so hätte ihn der Vesuv ein wenig linkerhand in die Augen fallen müssen. Es ist überhaupt ein Irrthum, den viele Reisende verbreitet haben, man werde den Vesuv nicht

eher gewahr, bis man Gaeta erreiche. Er ist bei hellem Wetter in Terracina sehr deutlich zu erkennen. Zwar mag der Fall selten seyn, denn sogar ein Einwohner von Terracina wollte mir den Vesuv wegdisputiren, der unverkennbar vor uns lag und rauchte; aber ein Schiffer von der Insel Ischia, der eben mit Töpferwaaren landete, entschied den Streit augenblicklich. Nur muß man nicht nach dem Vesuv fragen, denn unter diesem Namen kennt man den Berg hier nicht; Jedermann nennt ihn bloß Somma, oder la Montagna, den Berg par excellence.

26. Zwischen Gaeta und Neapel.

Durch einen Garten scheint der Weg zu führen; Citronen und Pomeranzen wachsen hier so häufig als bei uns Eicheln und Buchnüsse; Aloen, wie ich sie noch nie so groß gesehen hatte, standen zu beiden Seiten an der Straße; alles grünte, blühte, duftete, reifte; es war in den letzten Tagen des Octobers. — Kurz zuvor, ehe man den Garigliano erreicht, erblickt man ansehnliche Ruinen der alten Stadt Minturnum, und ich kann nicht begreifen, warum alle Reisebeschreiber, die ich nachzuschlagen Gelegenheit hatte, so gar wenig darüber sagen. Es ist nicht allein eine Wasserleitung, deren Trümmer mein Auge auf mehrere Meilen weit verfolgt hat, es steht auch noch ein großes, rundes Gebäude, das inwendig, mit dem äußern Zirkel parallel laufend, einen kleinern Zirkel bildet; vielleicht war es ein Theater. Außerdem ist die ganze Gegend umher in einer großen Strecke mit Ruinen gleichsam besäet, und ich bin gewiß, der Alterthumsforscher würde hier gute Beute machen, wenn er sich etwa entschließen wollte, ein paar Tage in dem nahe gelegenen elenden Post-

hause zuzubringen. — Ich kann mir das Schweigen der Schriftsteller über diese herrliche Trümmer nicht anders erklären, als durch die Erbärmlichkeit des Menschen überhaupt, dessen höchster Enthusiasmus für eine Sache gar bald in Gleichgültigkeit verwandelt wird, wenn er sie zu häufig findet. Das Letztere ist freilich hier der Fall. Man kann, ohne Uebertreibung, auf diesem Wege kaum zehn Schritte fahren, ohne ein Grabmal, eine Wasserleitung oder ein Stück von einer antiken Mauer zu erbliken, die man sogleich an dem sogenannten Retikularwerk (netzförmiger Steinbekleidung) erkennt. — Ueber den Garigliano führt ein elendes Fahrzeug. Es ist derselbe Fluß, an dem einst Bayard, der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, eine Heldenthat ausübte, die, um der des Horatius Cocles gleich zu seyn, nur einen Livius hätte finden dürfen; er vertheidigte nehmlich, so gut als Jener, ganz allein eine Brücke gegen eine feindliche Armee. Alle Schulkinder wissen das vom Horatius Cocles zu erzählen, doch Bayards That ist fast vergessen. So wenig können die Helden der guten Schriftsteller entbehren, und dennoch geben sie sich zuweilen das Ansehen sie gering zu schätzen.

Als ich mich Capo näherte, und mich erinnerte, wie es dem Hannibal hier erging; als ich vollends des Campaner Thals unsers originellen Jean Pauls gedachte; da meinte ich gradesweges in ein Paradies zu fahren; es ist aber eine häßliche Stadt und eine sehr einförmige Gegend. Wenn Hannibals Truppen sich betrunken haben, so muß der Wein in Capua damals besser gewesen seyn als jetzt, und wenn vollends andere Wollüste sie entnervten, so waren vermuthlich die damaligen Schönen von Capua hübscher als die jetzigen. Die Ruinen der alten Stadt liegen in einiger Entfernung von der neuern. — Von hier

sind es nur noch vier deutsche Meilen von Neapel, die man in wenigen Stunden zurücklegt. — Einen sehr characteristischen Nationalfluch hörte ich jetzt zum erstenmal: ich wollte, daß du ermordet würdest! — Dieses kleine artige Compliment machen sich die Neapolitaner alle Augenblicke bei den geringsten Veranlassungen, und schreien bei unbedeutenden Zänkereien immer dermaßen, daß man, ehe man es gewohnt wird, stets fürchtet, sie werden sich wirklich ermorden.

27. Neapel.

Ich muß den Leser erst ein wenig in der Stadt herumführen, denn hier ist Alles so ganz verschieden von dem, was sich ein Nordländer gewöhnlich unter einer Stadt denkt, daß man anfangs im Monde zu seyn glaubt.

Neapel kommt mir vor wie ein großes Haus, in dem eine Menge Menschen wohnen, und die Häuser scheinen mir bloße Schlafzimmer, denn, das Schlafen ausgenommen, geschieht alles übrige, was Menschen zu thun pflegen, auf den Straßen. Alle Handwerker haben nicht bloß offenstehende Buden, sondern sie tragen ihre Tische, und was sie sonst zur Treibung ihres Handwerks bedürfen, heraus auf die Straße, und da sieht und hört man sie klappern, hammern, nähen, weben, feilen, hobeln, frisiren, barbiren, den lieben langen Tag. — Der Gaarkoch rupft und bratet Hühner, kocht und backt Fische, auf der Straße, die Hungrigen treten hinzu und halten ihre Mahlzeit. Um ihren Durst zu löschen, dürfen sie nur ein paar Schritte weiter gehen, zu einem der vielen Wasserausschenker, der seine Bude auf der Straße hat. Die Buden dieser letztern fallen jedem Fremden zuerst

auf; sie deutlich zu beschreiben ist ein wenig schwer. Vor dem Tische oder der Schenke, hinter welcher der Mann steht, erheben sich an den vier Ecken, vier bemahlte und vergoldete Stangen, oben durch Queerpfosten verbunden, und das Ende dieser Querpfosten nach der Straße zu, ist bei allen auf eine Weise verziert, die wir in andern Ländern für lüderlich halten würden, die aber hier Niemanden mehr auffällt. Es sind nämlich Hände die den Daumen durch die beiden ersten Finger stecken. Wie man so allgemein auf diese sonderbare und leichtfertige Verzierung gefallen ist, mag Gott wissen. Die Hände, so wie das ganze obere Pfostenwerk, ist bunt angestrichen, in der Mitte mit Heiligenbildern geschmückt, zu beiden Seiten flattern ein paar Fähnlein, und die übrigen Zwischenräume sind mit angenagelten Bouquets von Citronen, auch wohl mit Blumen ausgefüllt. Man muß beim ersten Anblick sogleich an die Chineser denken. Dem Verkäufer zu beiden Seiten hängen zwei lange, trommelförmige Fässer, durch deren Mitte eine eiserne Achse läuft, so daß man sie bequem neigen oder kippen kann. Diese Fässer enthalten schönes, klares Wasser und Eis. Auf dem vordern Rande des Tisches stehen eine Menge Gläser und Citronen. Um solche Bude sind die Menschen bald mehr bald weniger, oft in dichten Haufen versammelt, und bewundern muß man die außerordentliche Fertigkeit, mit welcher der Verkäufer links und rechts seine Trommeln kippt, die Glaser voll schenkt, ein wenig Citronensaft dazu preßt, den Trank hinreicht, das Geld empfängt, darauf herausgiebt u. s. w. Wer lange zusieht, dem kommt der Kerl endlich vor wie eine Maschine durch ein Räderwerk getrieben. An heißen Sommertagen soll das Gedränge unbeschreiblich groß seyn, soviel auch dergleichen Buden vorhan-

den sind. Abends werden sie erleuchtet, mit acht, zehn, auch zwölf Lampen. Der Preis des Getränks ist eine der kleinsten Kupfermünzen. Es sieht in der That appetitlich aus, wenn das cristallhelle Wasser in das Glas perlt, und die Kälte es sogleich beschlägt. Auch geht es, wider Gewohnheit, reinlich dabei zu; der Verkäufer schwenkt die Gläser immer vorher aus, wenn ihm die zudringlichen Durstigen nur irgend Zeit dazu lassen, drückt auch den Citronensaft nicht durch die Finger hinein. — Außerdem giebt es auch noch herumwandelnde Wasserverkäufer, die ihr aqua! den ganzen Tag ausschreien, und gleichfalls drei oder vier reinliche Gläser an ihrer Schleifkanne herumtragen.

Essen und Trinken ist die erste und wichtigste Angelegenheit eines Volks, daher kann man auch in Neapel nicht zehn Schritte weit gehen, ohne auf eine Veranstaltung zu stoßen, um diese beiden Bedürfnisse sogleich aus freier Faust zu befriedigen. Hier stehen große Kessel mit Maccaroni, völlig zubereitet, Käse darüber gestreut, und die Oberfläche mit kleinen Stücken von den sogenannten Goldäpfeln (pomi d'oro) verziert. Eine solche Portion Maccaroni zu verzehren ist aber eine Kunst, die man den Neapolitanern erst ablernen muß, denn, da sie Ellenlang sind, so müssen sie mit dem Daumen und Zeigefinger gefaßt, bei weit zurückgebogenem Halse und aufgesperrtem Munde, von oben herabgelassen werden. Fremde pflegen sie wohl vorher mit Messer und Gabel zu zerschneiden, und dann mit Löffeln zu essen, das ist aber ganz gegen das Nationalcostüm. Uebrigens werden die Maccaroni hier sehr einfach, mit Fleischbrühe und Käse zubereitet, und schmecken so ungleich besser, als die mancherlei mit Pastenteig umgebenen, fetten Verkünstelungen, die ich an andern Orten davon gefunden habe. Nur zu wenig kochen

läßt man sie, und das geschieht überhaupt in Italien mit dem Reis, den Graupen u. s. w. es muß Alles hart seyn, für einen Fremden oft ungenießbar. Ich habe einmal dabei gestanden, als eine Schneidersfrau auf der Straße ihre Maccaroni kochte. Sie hatte einen metallenen Mörser umgewendet, auf diesen eine platte eiserne Pfanne gestellt, in welcher sehr kleine Stücke Holz brannten, und auf der Pfanne stand ihr Kessel mit Wasser. Als das Wasser zu kochen begann, ergriff sie ein Pack Maccaroni, in Papier gewickelt, stauchte ihn, so tief der Kessel war, hinein, und hielt ihn so lange, bis die steifen Maccaroni, vom heißen Wasser etwas biegsam gemacht, nachgaben, dann ließ sie das ganze Bündel, das nunmehr sich ringelte, vollends nachschlüpfen. Ich sah nach meiner Uhr. Etwas über fünf Minuten ließ sie die Speise aufwallen, goß dann das Wasser ab, Fleischbrühe darüber, streute Käse darauf, und das Mittagsmahl war fertig. Ihr etwa fünfjähriger Knabe hatte sich schon lange vorher einige halbgekochte Fäden durch Schreien ertrotzt. Dazwischen war der Nachbar von seiner Werkstatt aufgestanden, und hatte, ohne um Erlaubniß zu fragen, seine Pfeife an dem kleinen Feuer angezündet. Auch war die ganze Küche einen Augenblick lang durch ein Schwein und einen beladenen Esel mit dem Untergang bedroht worden. Es ist wirklich sehr unterhaltend, solch einer Straßenwirthschaft zuzusehen. — Leckermäuler mischen zuweilen Hühnerlebern unter die Maccaroni, und das ist allerdings schmackhaft.

Wir haben es aber jetzt bloß mit dem Pöbel zu thun, der, außer jener Nationalschüssel, noch andere Lieblingsspeisen hat. Dahin gehören die Bohnen und Erbsen, die gleichfalls in großen Kesseln gekocht, die Vorübergehenden einladen. Endlich auch das Türkisch Korn, des-

sen Aehren, so wie sie da sind, ohne weitere Zubereitung, in Wasser gekocht werden. Es ist freilich die gemeinste und verachtetste Speise; sie muß aber doch sehr nahrhaft seyn; und ich habe manchen Bettelbuben mit großer Eßlust hineinbeißen sehen. Sie essen nicht bloß die Körner heraus, sondern verzehren auch das weichgekochte Fleisch, in welchem die Körner fest sitzen.

Eine zweite, sehr reiche Quelle der Nahrung sind die unendliche Menge und Verschiedenheit der Seefische, die, gekocht, gebraten und roh auf den Straßen verkauft und verzehrt werden. Ihre mancherlei groteske Gestalten zu beschreiben, wage ich nicht. Es giebt deren mit langen Schnepfenschnäbeln, andere, die einer Gallerte gleichen; noch andere, welchen eine Menge Frangen aus dem Rachen hängen. Schaalen Fische, die ganz die Gestalt einer noch mit ihren Stacheln versehenen Castanie haben; andere, die wie Messerstiele von Achat aussehen. Beide Gattungen werden roh gegessen, und, mich dünkt, es gehöre Muth dazu, besonders die letztern zu verzehren, denn die Art sie zu essen ist folgende: man drückt ihre Schaale hinten, sogleich stecken sie die Köpfe und den halben Leib heraus, (ungefähr wie die Schnecken aus ihren Häusern) und winden sich dabei wie Blutigel, denen sie überhaupt an Gestalt, nur nicht an Farbe, gleichen. Hält man sie an den Teller, so saugen sie sich mit dem Kopfe an, der alsdann breiter wird. Zwei kleine Augen sind, als schwarze Punkte, an dem Kopfe deutlich zu unterscheiden. Wer sich entschliessen kann dieses Gewürm zu essen, muß es gerade auf den Kopf beißen, sobald es denselben aus der Schaale steckt, muß diesen Kopf mit den Zähnen fest halten, und so den ganzen Wurm aus der Schaale ziehen, den er sodann nach Belieben kauen mag, bis er

keine Lebenszeichen mehr von sich giebt. Ich bekenne, daß ich mich nicht habe überwinden können, diese Operation vorzunehmen. Man pflegt sie auch wohl zu braten, gleich den Austern, und da habe ich sie zu kosten versucht. Sie haben ein süßes ekelhaftes Fleisch. —

Austern giebt es hier auch in Menge, aber sie sind sehr klein und ihr Geschmack nicht sonderlich. Die Fischer pflegen sie zu öffnen und vier bis fünf in eine Schaale zu thun, damit man doch einen Mund voll bekomme. Diese Manier ist aber weder reinlich noch einladend.

Am Meeresufer, wo die Fischer ihre Waaren (die hier Seefrüchte heißen) feil halten, pflegt sich an Sommerabenden die ganze schöne Welt zu versammeln, um Fische zu essen. Es geht dabei zu wie ungefähr im Thiergarten bei Berlin. Man speißt nehmlich an vielen kleinen Tischen, die fertig gedeckt stehen. Der Fischer hat dann seine mannichfaltigen Seefrüchte amphitheatralisch aufgeschichtet und herausgeputzt, man wählt nach Belieben. Da aber der Platz zu dieser Eßlustbarkeit eben nicht groß ist, so muß man auch, wie in Berlin, sich schon vorher einen Tisch bestellen, wenn man sicher seyn will, noch Raum zu finden. — Ein Freund erzählte mir eine drollige Anekdote, die sich kürzlich zugetragen. Ein kecker, übermüthiger Jüngling, wie es deren überall giebt, kam zu spät. Zwar fand er noch alle Tische leer, aber sie waren alle bestellt. Er fing an, mit dem Fischer zu kapituliren, und bewies ihm, daß er mit seiner Mahlzeit fertig seyn werde, ehe die Gesellschaften einträfen. Der Fischer hatte taube Ohren. Vergebens zankte und drohte der Hungrige, der Fischer ließ sich nicht irre machen. Als der junge Mensch sah, daß hier keine Hoffnung sey durch Unverschämtheit zu siegen, schwieg er endlich, nahm aber einen Strick, band ihn ver-

stohlen an die gefüllte Bude des Fischers, und harrte bis zufällig ein Wagen an derselben hielt. Flugs befestigte er das andere Ende des Stricks an das Wagenrad, und entfernte sich schnell. Als nun der Wagen fortfuhr, nahm er natürlich die ganze Bude mit, und alle die appetitlich zubereiteten Fische lagen plötzlich in einer Brühe von Koth.

Eine andere Hauptnahrung des Volks liefern die Gartengewächse, die hier das ganze Jahr hindurch grün, frisch und wohlfeil zu haben sind. Junge Türkische Bohnen sind noch jetzt häufig (ich schreibe dieses in der Mitte des November) und man versichert mich, daß ich um Weihnachten junge Erbsen in Menge sehen werde. Alle Kohlgattungen, unter andern der Italien eigenthümliche Broccoli, sind mahlerisch an schrägen Wänden sechs bis sieben Fuß hoch aufgeschichtet. Kein in Norden bekanntes Zugemüse fehlt, manches dort unbekannte ist hier gemein. Dahin gehören die pomi d'oro, die man zwar schon in Wien, aber bei weitem nicht so groß und häufig sieht, und die vortreffliche Brühe geben; ferner eine eyförmige violette Frucht, deren Namen ich vergessen; weißen und rothen Broccoli u. a. m. Besonders giebt es eine unendliche Menge von Kürbissen, meist die Gattung, die man Herculeskeule nennt, und die hier zu einer ungeheuern Größe wachsen. Man füttert nicht bloß das Vieh damit, sondern man kocht auch einen Brei davon, mit Reis vermischt, der recht gut schmecken soll. Ein Lieblingsgericht des Italiäners ist der Spanische Peffer, dessen rothe und grüne Schoten, zuweilen auf Myrtenstengel gereiht, dann in Essig geweicht, seinen Gaumen verbrennen, und die Thätigkeit des Magens reizen.

Endlich hat auch Pomona ihr Füllhorn sehr reichlich über die Gegend von Neapel ausgeschüttet. Ich höre

klagen, das Obst sey dieses Jahr schlecht gerathen, und doch ist es so häufig und wohlfeil. Kastanien sind noch häufiger als in Norden die Kartoffeln, die man hier ziemlich selten sieht. Die Weintrauben werden in Körben zu großen Pyramiden aufgethürmt, mit Rosmarinzweigen besteckt, und gewähren einen lachenden Anblick. Citronen und Orangen, grün und gelb, muß man nach Millionen zählen. Sie werden zum Theil schon abgeschält verkauft. Die großen, sogenannten Pinien-Aepfel, eigentlich eine Art von Tannzapfen, werden auf der Straße geröstet, um die schmackhaften Kerne leichter zu enthülsen. Die Granatäpfel werden ganz und in einzelnen Scheiben feil geboten, und in letzterer Gestalt ergötzen sie das Auge durch ihre zahllosen purpurfarbigen Kerne. Die Feigen sieht man entweder frisch in großen Körben, oder auch halb getrocknet auf lange hölzerne Spieße gesteckt, wie die Leipziger Lerchen. Aepfel, Birnen, Mispeln, Nüsse sind gemeine Früchte. Ananas schmeicheln dem Gaumen des Reichen, denn da man fast gar keine Treibhäuser hat: so sind sie theurer als in Berlin und Petersburg. Der Lazzaroni begnügt sich mit Melonen, die ihm, in Stücken geschnitten und mit frischem Wasser begossen, mit großem Geschrei überall feil geboten werden. Ah che bella cosa! ach! was für eine herrliche Sache! hört man auf allen Straßen kreischen, und in der That ist der Anblick einer so zerschnittenen und sauber gewaschenen Melone bei warmem Wetter recht einladend.

Auch an Leckerbissen fehlt es dem Pöbel nicht. Da steht zum Exempel ein Kerl unter meinem Fenster, der hat ein Tischchen vor sich, an dessen einer Ecke eine Stange befestigt ist; aus der Stange ragt, in einer Höhe von etwa sechs Fuß, ein dicker eiserner Nagel hervor. Jetzt knetet der

Kerl auf seinem Tische einen Teig von Maismehl zusammen, und versüßt ihn reichlich mit schwarzem Honig. Den Teig, der auf diese Weise ganz schwarz aussieht, zerrt er nun zu einem dicken, langen Welger, faßt die Enden derselben mit beiden Händen, und schlägt sie so lange mit kräftigen Schlägen über den dicken Nagel, bis der Teig dadurch anfangs gelb, dann immer weißer, und endlich ganz weiß wird. Nun schneidet er ihn in kleine Stücken, wirft ihn in eine Pfanne mit siedendem Oel, und in wenigen Minuten ist der Leckerbissen gebacken. Die Straßenjungen erhaschen mit Begierde jedes Abschnitzelchen, und gewöhnlich stehen schon eine Menge Eßlustiger rings umher, denen das Maul sichtbar voll Wasser läuft, während sie der Operation zusehen. Ein Deutscher wird sich freilich nicht leicht entschließen können, diese Kuchen aus dem Stegereife zu versuchen; hingegen darf er nur einige Schritte weiter an die Bude eines Kuchenbeckers treten, wo er jederzeit vortreffliche kleine Kuchen, theils mit Früchten, theils mit Ricotta gefüllt, findet, die, ich darf es aus Erfahrung versichern, keiner fürstlichen Tafel Schande machen würden. Ricotta ist eine Art von geronnener Milch oder weichem Käse, der in ganz kleinen trichterförmigen Körbchen mit darüber geschlagenen Weinblättern verkauft wird. — Der Käse überhaupt steht bei den Italiänern bekanntlich in sehr großem Ansehen, aber die Neapolitanischen Käsegattungen taugen doch alle nichts. Ein Paar darunter sind sehr scharf, die meisten ganz geschmacklos. Der gemeinste hat die Gestalt einer kleinen runden Pilgerflasche, und wird auch so an Bindfaden aufgehängt; die ganze Bude ist gewöhnlich damit garnirt. Schneidet man ihn von einander, so kommt es Einem vor, als liege er in einer Blase, denn man kann eine ziemlich dicke Haut herunterziehen, wie eine Blase. Das Inwendige ist sehr zäh und

schmeckt nach gar nichts. Diesem sehr ähnlich sind die Büffelkäse, die sich wie Leder recken. — Käsekrämer handeln hier mit nichts anderm, als mit dieser Waare, und stehen sich sehr gut; ein Beweis, wie stark der Verkehr damit ist. Sie haben eine ganz eigne, sonst nirgend gewöhnliche Manier, ihre Läden aufzuputzen. Die Hauptzierde derselben, die nicht fehlen darf, ist ein großer weißer Marmortisch, in dessen Mitte abermals ein kleineres Marmortischchen auf Säulen ruht, oder von Genien mit Füllhörnern gehalten wird u. dgl. Hier äußert sich nun der Geschmack, oder auch der Witz des Käsekrämers. Die Vorderseite des kleinen Tischchens nehmlich ist entweder mit Basreliefs (zum Exempel dem heiligen Abendmahl) oder öfter mit Sprüchen und Sentenzen geschmückt, geistlich und weltlich, meistens lächerlich. Hier liest man eine Warnung, die den Käufer wie den Verkäufer gelten kann: Betrug fällt auf den Betrüger zurück; dort ein paar lateinische Sprüche aus der Bibel: dilata os tuum et implebo illud (sperre das Maul auf, ich will es dir vollstopfen) und butyrum de armento et lac de ovibus. Ein anderer läßt von Genien Ducaten aus Füllhörnern schütteln, mit der Inschrift: in te Domine speravi! (auf dich Herr habe ich meine Hoffnung gebaut.) Ein Dritter ist ein Spaßmacher, man liest an seinem Tischchen: Heute wird hier kein Credit gegeben, aber morgen. Gern möchte ich wissen, wie es zugeht, daß unter allen hiesigen Kaufleuten die Käsekrämer die einzigen sind, welche, wie Trauerspieldichter, ihre Waaren mit Sentenzen aufputzen; aber löblich ist es, daß eine so schmutzige Waare, als der Käse zu seyn pflegt, von weißen Marmortischen gekauft wird. — Eine ähnliche löbliche Gewohnheit, die aber auch meines Wissens nirgend als in Neapel

angetroffen wird, ist die Art und Weise, Milch zu verkaufen. Die milchende Kuh nehmlich wird von dem Eigenthümer von Haus zu Haus geführt; wer Milch bedarf, schickt seine Bedienung heraus vor die Thüre, und es wird der Kuh auf der Stelle so viel abgemolken, als der Käufer nöthig hat. Man ist also sicher, daß man die Milch ganz unverfälscht erhält. Die Kuh ist gleichsam ein wandelnder Brunnen, aus dem Jeder schöpft und heimträgt, so viel ihm beliebt.

Außer diesen Kühen spazieren auch noch eine Menge Kälber in der Stadt herum, mit denen es eine gar eigne Bewandniß hat. Sie gehören nehmlich den Jüngern des heil. Franciskus, welche nicht allein, wie viele der übrigen Mönche, sich selbst vom Volke füttern lassen, sondern auch sogar die Obhut für ihre Kälber dem gutmüthigen Volke anvertrauen. Dazu ist weiter nichts erforderlich, als dem Kalbe ein kleines viereckigtes Täfelchen vor die Stirn zu fügen, auf welchem der heil. Franciskus aufgebildet ist. Mit diesem Paß versehen, spazieren sie, wohin sie wollen, fressen was ihnen beliebt, schlafen wo sie Lust haben, niemand wird es wagen, ihnen irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen. Wenn im Gegentheil ein solches Kalb den Einfall bekommt, in irgend einen Pallast zu gehen, und sich da eine Schlafstelle auszusuchen, so hält der Hausherr das für ein glückliches Zeichen. Es ist unglaublich, wie weit die Keckheit der Mönche es hier gebracht hat, sie wird bloß von der Dummheit des Pöbels übertroffen.

Das Fleisch ist in Neapel gut und wird ohne Bedenken auch an Fasttagen verkauft. Büffel werden häufig geschlachtet. Die Apulischen Schaafe, die man hier oft sieht, fallen durch Größe und durch ihre sogenannten Rammsköpfe den Fremden auf. Eben so neugierig wird

er die Schweine betrachten, die alle schwarzgrau und ganz nackend sind. Sie werden ungeheuer fett, theils weil man sie mit türkischem Korne mästet, theils weil auch sie die Erlaubniß haben, den ganzen Tag auf den volkreichen Straßen herum zu wandeln, wo es, bei der unendlichen Menge von Eßwaaren, an reichlicher Nahrung nicht fehlen kann. Sie sind aber auch sehr unverschämt, scheuen weder Pferde noch Wagen, und laufen, wie ich selbst gesehen habe, den Fußgängern durch die Beine. Auch die Hühner nehmen Theil an der allgemeinen Straßenfreiheit; junge Hühner giebt es das ganze Jahr. Bloß Enten und Gänse habe ich nicht auf den Straßen gesehen, vermuthlich weil die Neapolitaner überhaupt keine Gänse essen.

Das Brod ist ziemlich gut. Es wird für die Wohlhabendern von Waizen, für die Aermern von Türkischem Korn gebacken. Roggenbrod giebt es nicht. Man legt hier nicht, wie an andern Orten, das Brod auf dem Laden zur Schau, sondern man hängt es auf oder nagelt es auf Bretter. Es scheint, die Neapolitaner haben sich einmal vorgenommen, in allen Gewohnheiten von den übrigen Europäern abzuweichen.

Der Wein ist natürlich sehr wohlfeil, aber selten gut; der meiste hat, ohne eben süß zu seyn, doch eine gewisse Süßlichkeit, die ihn einem Nordländer sehr zuwider macht. Es giebt aber auch Gattungen, die frei davon sind, besonders die so berühmten Thränen Christi, die am Fuß des Vesuvs wachsen und wohl den besten Tischwein liefern; nur ist er sehr hitzig und man ist genöthigt, ihn mit Wasser zu mischen. So gut aber auch dieser Wein ist, so entspricht er doch seinem großen Rufe bei weitem nicht, und ist mit einem mittelmäßigen Bourdeaux-Wein kaum zu ver-

gleichen. — Der Wein von der Insel Ischia wird auch als Tischwein geschätzt. Man wird immer wohl thun, hier keine fremde Weine zu trinken. Wären sie auch nicht gewöhnlich verfälscht, so sind sie doch dem Klima nicht angemessen. Es ist eine allgemeine und heilsame Regel, in einem Weinlande keinen andern als inländischen Wein zu fordern; Gesundheit, Geschmack und Beutel werden sich wohl dabei befinden. — So leicht es auch wäre, sich hier Korkholz zu verschaffen und gute Stöpsel daraus zu schneiden, (da der Korkbaum in Italien wächst) so behält die Tyrannin Gewohnheit doch auch hierin die Oberhand. Man begnügt sich, auf die bekannten, dünhalsigen, mit Bast umschlungenen Weinflaschen ein wenig Oel zu gießen (welches nachher mit Baumwolle oder Flachs, oft unvollkommen und unreinlich genug, wieder abgenommen wird) oder man bedient sich auch elender Stöpsel von einem leichten Rohr. — Bei einer Mahlzeit im Wirthshause kommt der Wein gar nicht in Betrachtung. Man kann trinken, so viel man Lust hat, das vergrößert die Zeche nicht. — Liebhaber vom Biere sind hier übel daran, denn ich habe weder gutes noch schlechtes Bier gefunden.

Jetzt wissen die Leckermäuler, welche Speisen und Getränke sie hier zu erwarten haben, und ich füge nur noch ein Wort von der Zubereitung der erstern hinzu. Die italiänische Küche kommt der französischen bei weitem nicht bei, sie ist aber auch nicht schlecht. Im Hart-Kochen und Braten ahmt sie die englische nach, auch giebt sie das Gemüse auf englische Art, bloß aus dem Wasser gekocht. Wer das nicht liebt, der kann zu dem herrlichen Oel seine Zuflucht nehmen; das Vorurtheil, welches er etwa im Vaterlande gegen das Oel geschöpft hat, wird hier bald verschwinden. — Man liebt hier vielerlei Speisen. Zwölf

Schüs-

Schüsseln, Dessert ungerechnet, ist eine ganz gewöhnliche Mahlzeit.

Nach dieser nahrhaften Beschreibung — (die ich des Vormittags zu lesen bitte, weil man Nachmittags ungern von Essen und Trinken hören mag) — kehre ich auf die Straßen von Neapel zurück. Ich habe erklärt, man treibe in Neapel, das Schlafen ausgenommen, alles auf den Straßen, folglich ist es noch nicht genug, daß man da ißt, trinkt, Essen kocht, Kühe melkt, Kälber füttert, sein Handwerk treibt, seine Waaren verkauft, Briefe und Suppliken schreibt, sich das Ungeziefer absucht u. s. w. — Man entledigt sich auch ohne Bedenken der schmutzigsten Bedürfnisse, und diese schändliche Gewohnheit, welche ganz Neapel zu einem großen Kloak macht, ist den Augen wie der Nase des Fremden unerträglich. Man wendet freilich ein: Tausende von Lazzaroni's wohnen und schlafen sogar auf den Straßen, folglich sind sie wohl genöthigt, auch alles übrige da zu verrichten. Ferner: Tausende von Landleuten führen täglich ihre Produkte in diese große Stadt, wo sie, außer Straßen und Marktplätzen, keinen andern Zufluchtsort kennen: man versichert daher, ein Hauseigenthümer, dessen Haus eine Thorfahrt habe, dürfe nicht einmal diese Sauerei verbieten. Wenn dem so ist, so möchte ich wenigstens nicht in Neapel wohnen, und noch weniger ein Haus darin besitzen. Viele suchen ihre Palläste oder Häuser auf eine indirecte Weise vor solchem Schmutz zu sichern. Die Erfindung ist drollig, und da sie ganz auf den Nationalhang zum Aberglauben berechnet ist, so verdient sie wohl eine Erwähnung. Man läßt nehmlich an denjenigen Orten, die zu irgend einer Entledigung einladen könnten, Kreuze an die Mauer pinseln. Vor diesen Kreuzen haben die Ita-

liäner so viel Respekt, daß sie es selten wagen, die Stelle zu verunreinigen. Oft hilft aber auch das noch nicht, daher haben andere Schlauköpfe hie und da versucht, die Gemüther noch tiefer zu rühren; sie haben nehmlich immer zwischen zwei Kreuze eine Seele im Fegefeuer mahlen lassen, welche ihre Hände bittend aufhebt. Ein solches Gemählde thut gewöhnlich die erwünschte Würkung, doch auch nicht immer, denn ich habe selbst gesehen, daß ein Kerl sich alle Mühe gab, die Feuerflammen durch Wasser zu löschen.

Sollte man für möglich halten, daß auf dem Schloßplatze, der Königlichen Residenz grade gegenüber, und zwar an der Mauer der Sanct Ludwigkirche, eine der größten Cloaken in Neapel befindlich ist? — Der König, dessen Zimmer da herausgehen, kann nicht auf seinen Balkon treten, ohne die Augen dahin zu wenden; die Gläubigen können nicht die Kirche besuchen, ohne ihre Schuhe zu besudeln. Von ihren Nasen spreche ich nicht, denn so groß auch gewöhnlich die Nasen der Italiäner sind, so scheinen sie doch durchaus keinen Geruch zu haben, sie gehen ganz unempfindlich durch ihr stinkendes Neapel. Vielleicht ist der Gehörsinn, den sie bis zur höchsten Feinheit kultiviren, Schuld, daß der Geruchsinn vernachläßigt wird. Ueberhaupt scheint ihnen aller Schmutz, die Wohnzimmer ausgenommen, vollkommen gleichgültig zu seyn. Ihre Vorhäuser, ihre Treppen, Vorzimmer u. s. w. starren von dickem Koth, und der Pallast des Ministers unterscheidet sich darin nicht im geringsten von der Hütte eines Krämers. Ich kann nicht begreifen, wie die reinlichen Engländer sich so gern und häufig hier aufhalten mögen. Die Straßen haben doch noch den Vorzug vor den Häusern — daß sie — zwar nicht auf Veranstaltung der Polizei gefegt werden (daran denkt man nicht) aber daß es doch immer

Menschen genug giebt, die den Koth aus Eigennutz zusammen scharren, um ihn als Dünger zu verkaufen. Wie appetitlich es aussieht, wenn ein solcher industriöser Kopf seinen Korb beinahe voll hat, und dann, ohne Rücksicht auf irgend eine Gattung des Unraths zu nehmen, ihn mit den Händen fein glatt zusammen drückt, das kann man sich vorstellen. Auch durch die Regengüsse werden die meisten abhängigen Straßen gereinigt, denn da ganz Neapel mit großen schönen Quadern von Lava gepflastert ist, so klingt es parador, ist aber buchstäblich wahr, daß sie nur schmutziger werden, wenn es wenig regnet; ein starker Regen hingegen wäscht sie schön rein.

Die Stadt selbst hat ein sonderbares Ansehen. Dächer wird man selten gewahr. Die sehr hohen Häuser sind statt derselben mit einem Guß von Estrich versehn, wo man sehr angenehme frische, reine Luft genießt, herumspaziert, die Nachbarn von einem Dache zum andern begrüßt, mit ihnen schwatzt, sie belauscht. Schade nur, daß der Estrich oft springt, daß es dann durchregnet, und daß man eine Menge Pech mit Sand vermischt in die Risse gießen muß, wodurch dieser schöne luftige Spaziergang auf einigen Häusern sehr verunreinigt wird. — Fenster, möchte ich behaupten, hat Neapel auch gar nicht, ausgenommen im Erdgeschoß, alle übrigen Stockwerke haben gläserne Thüren, aber keine Fenster, denn alle Oeffnungen eines Hauses führen auf Balkons. Es giebt kein einziges Zimmer, das nicht seinen Balkon hätte. Oft läuft eine Gallerie ein ganzes Stockwerk entlang, meistens aber sind es lauter kleine, von den übrigen abgesonderte, mehrentheils mit Blumen geschmückte Balkons. Ein ganz eigner Zierrath sind die Kürbisse, der spanische Pfeffer, die Weintrauben und die Arlesbeeren, mit

welchen man im Herbst die Vorderseite der Häuser, besonders über den Thüren, sehr häufig behängt findet.

Palläste giebt es hier genug, von einer schönen edlen Bauart, aber sie sehen so beräuchert aus, und liegen in so schmutzigen engen Straßen, daß ihr Anblick keine Würkung thut. Es giebt überhaupt sehr wenig gute Straßen hier, regelmäßige Plätze gar nicht, und man irrt, wenn man glaubt, Neapel sey eine schöne Stadt. Mit Petersburg oder Berlin darf sie sich nicht messen. Die einzige Straße Toledo ist allerdings schön, ziemlich breit und sehr lang, aber doch auch gekrümmt, und durchaus weder mit der Perspektive in Petersburg, noch mit den Linden in Berlin zu vergleichen. Die unendliche Menge von Buden und das ungeheure Menschengewühl geben ihr den größten Reiz. Nur ist ein Spaziergang darin demjenigen auch nicht zu rathen, der etwa schwache Gehörnerven hat. Es ist bekannt, daß die Italiäner überhaupt nie reden, sondern immer schreien, und daß sie, um sich doch auch hierin von den Franzosen zu unterscheiden, das Schreien nur dann lassen, wenn sie singen; nirgend aber ist ihr Geschrei unbändiger als in der Straße Toledo. Man sagt, es erleichtere die Kur der Taubheit, wenn man einem tauben Menschen seinen beständigen Aufenthalt in der Nähe eines starken Geräusches anweise, und man empfiehlt zu diesem Behuf Mühlen und Wasserfälle. Aber was sind Mühlen und Wasserfälle gegen das Geschrei der Italiäner und gegen das rastlose Mühlwerk ihrer Gurgeln! Wer in der Straße Toledo keine Töne vernimmt, dessen Ohr hat das strenge Schicksal auf ewig verschlossen.

Möchten immerhin alle Straßen von Neapel jener einzigen gleichen, möchten Palläste an Palläste sich reihen, und die schönsten Plätze mit Meisterwerken der Bildhauerkunst

prunken, Neapel bliebe doch immer eine elende Stadt, so lange sie von diesen zahllosen Bettlern wimmelt. Hier sinkt mir die Feder aus der Hand! Beschreiben läßt sich dieser Jammer nicht. Trittst Du aus dem Hause, zwanzig hohle Hüte und offne Hände strecken sich Dir entgegen. Nicht zehn Schritte thust Du auf der Straße, ohne daß Dir ein Bettler den Weg vertritt, oder Dich anstößt und anheult. Weiber, oft in schwarze Seide gekleidet und verschleiert, drängen sich unverschämt an Dich; Männer, wie pauvres honteux gekleidet, flüstern Dir in die Ohren. Krüppel aller Art halten Dir plötzlich ihre Arm- und Beinstummel unter die Augen. Gesichter ohne Nasen oder vom Krebs gefressen grinsen Dich an. Ganz nackte Kinder, ja nicht selten auch ganz nackte Männer, liegen im Kothe und wimmern. Ein Wassersüchtiger sitzt an der Mauer, und zeigt Dir seinen entblößten ungeheuern Bauch. Schwindsüchtige Mütter liegen am Wege, und halten auf ihrem Schooße nackte kleine Kinder, die immer laut weinen müssen. Willst Du in eine Kirche gehen, so mußt Du schon an der Thüre Dich durch ein Dutzend solcher Jammergestalten durchschlagen. Trittst du endlich hinein, so rutschen Dir wieder eben so viele auf den Knieen entgegen. Auch selbst in Deiner Wohnung bist Du keineswegs sicher. Oeffnest Du die Balkonthüre, so schallen Dir sogleich die Seufzer von unten herauf. Mönche dringen zu Dir herein und betteln, indem sie Dir einen Teller voll Früchte präsentiren. Ja des Königs Gärtner bettelt, indem er auf ähnliche Weise, eine etwa seltene Frucht, aus des Königs Treibhause gestohlen, Dir anbietet.

Wenn man sich, beim Anblick aller dieser Greuelscenen, des stolzen neapolitanischen Sprichworts erinnert: Neapel muß man sehen und dann sterben; so

kann man sich eines verächtlichen, bittern Lächelns nicht enthalten. Vor einigen Jahren wollte man das Betteln plötzlich abstellen, man befahl, jeden Bettler ohne Unterschied anzugreifen, und in das große Armenhaus zu bringen, welches für mehrere tausend Menschen Raum hat; aber man vergaß dabei nur die Kleinigkeit, für den Unterhalt dieser Tausende zu sorgen. Man hatte auf die wohlthätigen, freiwilligen Beiträge der Neapolitaner gerechnet, auch waren diese anfangs ziemlich reichlich; aber man weiß ja, wie es mit solchen ungewissen Einnahmen zu gehen pflegt; nichts ermüdet leichter als Wohlthätigkeit. Man sperrte die Unglücklichen bei Fünfhunderten in einen Saal zusammen; sie hatten gar keine Beschäftigung, aber auch nichts zu essen, Krankheiten rissen ein; man war endlich froh, daß Einer nach dem Andern davon lief; die Bettler würden nicht mehr aufgegriffen, und es ist jetzt alles wieder beym Alten. — Pfui! Neapel ist doch eine häßliche Stadt.

---

28. Einige Straßenscenen in Neapel.

Außer dem, was so gewöhnlich in den Straßen vorzugehen pflegt — (als da ist: reiten, fahren, kaufen und verkaufen, betteln und stehlen) — pflegt auch jeder Ort seine Eigenheiten zu besitzen, die zwar dem Einwohner nicht mehr, wohl aber jedem Fremden auffallen. Vollkommene Aehnlichkeit giebt es eben so wenig zwischen zwei Städten, als zwischen zwei Menschen; eine gewisse Familienähnlichkeit zwischen den Italiänischen Städten wird man auf den ersten Blick gewahr, aber eine jede derselben hat ihre eigenen Gebehrden. Das gilt vorzüglich von Neapel. Ich habe bereits der Kälber erwähnt, die auf ihre eigene Hand herumlaufen und betteln; ich glaube nicht, daß man noch irgendwo dem ähnliches finden werde.

Eine andere Neapolitanische Merkwürdigkeit, sind die öffentlichen Vorleser auf dem Molo. Dieser Molo ist überhaupt ein sehr angenehmer, in die See hineingebauter Spaziergang, bis auf den mörderlichen Gestank, von dem auch er nicht frei ist. Links wiegen sich die Schiffe an ihren Ankern, rechts brechen sich die Meereswellen an den Felsenstücken, der Leutthurm steht vorn an der Spitze. Obgleich der Molo sehr breit, und gleichfalls mit großen Quadern gepflastert ist, so darf doch kein Wagen darauf fahren, und wäre auch nicht wohl möglich, denn das Menschengewühl ist da meistens so lebhaft, daß man kaum zu Fuß durchkommen kann. Hier giebt es denn immer allerlei Menschen, die auf die Leichtgläubigkeit des Volkes speculiren, auch andere, die von seiner Neubegier Nutzen ziehen. Zu den letztern gehören besonders zwei schon ziemlich betagte, aber noch rüstige Männer, deren armselige, sehr geflickte, doch nicht zerrissene Kleidung beweiset, daß sie in der Kette der Einwohner das nächste Glied vom Bettler sind. Sie bauen sich ein Viereck von einer einfachen, auch wohl doppelten Reihe von Bänken (doch jeder für sich und ziemlich weit auseinander) da setzen sie sich, mit einem Manuscript in der Hand, und harren gewöhnlich nur kurze Zeit auf ein zahlreiches Auditorium. Fünfzig bis sechszig Zuhörer habe ich sehr oft um sie versammelt gefunden. Ihr Publicum besteht aus Schiffern, Bedienten, Handwerkern, Lazzaronis und Straßenjungen. Die letztern pflegen sich in der Mitte des Vierecks auf dem nackten Boden zu lagern. Was sonst auf den Bänken nicht Platz findet, das bildet stehend einen Kreis um dieselben. Das Manuscript, welches die Zuhörer so unwiderstehlich anlockt, ist immer und ewig die Geschichte eines gewissen Prinzen Rinaldo, der ein großer Liebling der Neapolitaner ist. Natürlich war

dieser Prinz ein Held, der Räuber, Ungeheuer, Giganten und Amazonen besiegte, zwischen durch auch sehr galant gegen Damen zu seyn wußte. Am auffallendsten für einen Fremden ist, daß alle diese Wunderdinge größtentheils singend vorgetragen werden. Die Melodie dieses Gesanges ist sehr einförmig, und gleicht in etwas dem Recitativ. Der Sänger oder Leser gesticulirt dabei aus Leibeskräften, so daß seine nächsten Nachbaren nicht selten, zu großem Vergnügen der übrigen, derbe Püffe davon tragen. Giebt es einen Kampf auf Leben und Tod, wie sie in dieser Mordgeschichte fast auf allen Blättern vorkommen, so versinnlicht er das Gefecht durch Pantomime, soviel ihm nur immer möglich; er zieht mit der Rechten das Schwerdt, hält mit der Linken das Buch als einen Schild vor die Brust, stößt und haut auf den Feind, wird verwundet, verzerrt das Gesicht schmerzhaft, oder siegt und lächelt triumphirend. Man weiß oft nicht, was man lieber beobachten mag, die Grimassen des Vorlesers, oder die staunenden Gebehrden der Zuhörer, die mit starren Blicken und offenen Mäulern an seinen Lippen hängen. Die meisten wenigstens sind äußerst aufmerksam und ernsthaft, doch giebt es allerdings auch starke Geister unter ihnen, die sich dann und wann zu spötteln erlauben, oder sonst plumpen Witz los zu werden suchen. Oft unterbricht auch der Vorleser seinen Gesang, um das Gelesene oder Gesungene zu erklären, und das thut er mit so vieler Weitschweifigkeit und Redseligkeit, daß man wohl sieht, welche geringe Begriffe er von der Fassungskraft seiner Zuhörer hat. Das währt denn so einige Stunden, bis jene, oder er selbst ermüdet sind. Oefter geschieht das letztere, denn das Publicum erneuert sich oft, manche gehen, andere kommen an ihre Stelle. — Aber, höre ich fragen, was wird denn am Ende dem armen Teufel dafür, daß er seine Lun=

ge täglich sehr strapazirt? — ach! blutwenig, oft so gut als gar nichts. Während des Vorlesens wirft er dann und wann einen Blick um sich her, welcher mit der größten Schnelligkeit prüft, ob sich wohl Leute unter den Zuhörern befinden, die ihm etwas geben können und wollen. Wird er solche gewahr, so reicht er, ohne sich zu unterbrechen, seinen Hut einem Lazzaroni, der ihm nahe sitzt, dieser weiß schon, was das zu bedeuten hat, er nimmt den Hut, und geht damit im Kreise umher. Niemand ist gezwungen, etwas hineinzuwerfen, und daher nicken die meisten, zum Zeichen, daß er vorüber gehen solle, wie in Deutschland die Kirchengänger, die nichts in den Klingelbeutel werfen mögen. Der Ertrag einer solchen Collecte, so oft ich sie beobachtete, überstieg nie die Summe von einigen Pfennigen; und selbst von diesen giebt der großmüthige Vorleser dem Sammler noch einen ab. Vollends am Schluß der Vorlesung, wenn er das Buch zuschlägt und aufsteht, dann ist es, als führe ein Wirbelwind in die Versammlung, so schnell zerstiebt sie nach allen Seiten. Da aber der Mann doch täglich wieder kommt, so müssen die paar Pfennige, doch wohl hinreichen, ihm das poetische Leben zu fristen.

Eine andere eigenthümliche Unterhaltung der Neapolitaner sind die Straßenprediger. Dort weht eine Fahne die Straße herauf, hinter ihr wird ein Crucifix getragen, und dieser folgt ein ehrwürdiger Geistlicher im Ornat. Er nähert sich dem Molo, sucht einen Platz, der ihm bequem dünkt, giebt einen Wink, die Fahne hält, und entfernt sich einige Schritte von ihm. Er selbst besteigt den ersten besten Stein, oder eine Bank, die aus der nächsten Bude ihm ehrfurchtsvoll hingeschoben wird, pflanzt das Kreuz neben sich auf, und fängt ohne weitere Umstände an zu predigen. Sogleich sammelt sich das Volk um ihn

mit abgezogenen Hüten. Ich habe einen derselben in der That recht gut und zweckmäßig reden hören. Er predigte Buße, und warnte zugleich vor der Macht des bösen Beispiels. „Ihr Leichtsinnigen, sprach er, denkt bei euch selber, mein Nachbar thut dies oder jenes, warum soll ichs „nicht auch thun? jener blieb ungestraft, warum sollt' es „mir schlimmer ergehen? aber wißt ihr denn auch, ob er „ungestraft geblieben? habt ihr seine Gewissensangst gesehen, die schlimmer ist als alle körperliche Schmerzen? „wenn ein Unsinniger in die Flammen sich stürzt, wollt ihr „ihm nachspringen?" — In diesem Tone predigte er immer fort, und seine Argumente waren alle nach den beschränkten Begriffen seiner Zuhörer eingerichtet. Späßchen erlaubte er sich gar nicht, und Jeder, der auch nicht zuhören mochte, ging, nur mit abgezogenem Hute, vorüber.

Diese Prediger sollen, wie sehr natürlich, großen Einfluß auf das Volk haben, und man sagt, die Regierung bediene sich ihrer bisweilen, um diese oder jene Stimmung hervorzubringen. Vor nicht langer Zeit lebte hier ein solcher Mann, (wo ich nicht irre, Pater Rocco genannt) den der Hof sehr schätzte, und ihm sogar Equipage hielt, damit er schnell von einem Ende der Stadt zum andern sich begeben könne, wenn die Noth es erfordere. Das Volk fürchtete ihn noch mehr als es ihn liebte, denn er war ein gewaltiger Eiferer, und wenn er etwa an heiligen Tagen Leute antraf, die spielten, so schlug er tapfer mit dem Kreuze dazwischen. Einst ärgerte er sich, daß ein Pulcinelltheater in seiner Nachbarschaft zahlreicher umringt war als seine Kanzel, flugs sprang er herunter, jagte den Pulcinell davon, trat an seine Stelle, schwang das Kreuz auf der kleinen Bühne, und schrie: sehet da den wahren Pulcinell! — Der Mann hat aber auch viel Gutes gethan, und manche wohlthätige Stif-

tung ist bloß durch sein Ansehen und sein rastloses Sammeln zu Stande gekommen. Unter andern verdanken auch sehr viele Laternen, welche in den Straßen vor Heiligenbildern brennen, ihm ihr Daseyn; und da das große prächtige Neapel gar keine andere Straßenerleuchtung hat, so ist das allerdings eine große Wohlthat. Die Heiligen müssen auf diese Weise wider ihre Gewohnheit eine Art von Aufklärung bewirken, und sie leuchten gefällig dem Rechtgläubigen, der aus der Messe, wie dem Ketzer, der von einem hübschen Mädchen kommt.

Das Beispiel ist ansteckend, die Jugend äfft es nach. Ein Knabe von etwa zwölf oder dreizehn Jahren zieht auch in Priesterkleidung herum, und predigt unter den Balcons, wenn man es verlangt, für einige Pfennige, wobei er sehr emphatisch die rathlosen Sünder apostrophirt. Gewöhnlich schließt aber die Predigt mit einer Balgerei zwischen ihm und den Straßenjungen.

Da ich einmal von Marktschreiern rede, so darf ich nicht vergessen, eines Mannes zu erwähnen, der täglich auf dem Molo sein Wesen treibt. Er hat eine imponirende Figur, ist als ein ungarischer Husar gekleidet, auch mit einigen Medaillen behangen. Sein Name klingt eben so prächtig, als der des Don Ranudo de Colibrados, nehmlich er heißt Mauro Guerra Gamba Curta (zu Deutsch Mohr Krieg Kurzbein), giebt sich für einen Preußen aus, und behauptet, seine Familie habe seit fünfhundert und sieben Jahren die Welt mit einem trefflichen Balsam versehen, den ihr Ahnherr erfunden. Wenn er so da auf seinen Brettern steht, seine Arzeneien auskramt und anpreiset, so bringt er durch den festen, entscheidenden Ton, mit welchem er spricht, dieselbe Wirkung hervor, die ich zuweilen in Hörsälen der neuesten Philosophie beobachtet habe. „Ihr gu-

„ten Neapolitaner! ruft er aus: ich weiß wohl, daß es treff=„liche Aerzte und Wundärzte hier giebt, ich bin nur ein „Lump dagegen, aber durch die Gnade Gottes — (hier „zieht er den Hut ab und alle Umstehenden thun desglei=„chen) — durch die Gnade Gottes besitze ich einen Balsam, „der die tiefsten Wunden augenblicklich heilt. Meint ihr, „ich verlange, daß ihr mir aufs Wort glauben sollt? kei=„neswegs. Gebt Acht! — Jetzt zieht er den Rock aus, entblößt den ganz zerhackten Arm, zieht seinen Säbel, macht einen Einschnitt ins Fleisch, läßt das Blut reichlich heraus=strömen, gießt dann ein paar Tropfen von seinem Balsam hinein, und ladet die Zuhörer ein, am andern Tage wieder zu kommen, um die wundervolle Wirkung des Balsams in Augenschein zu nehmen. — „Hier, fährt er fort, ist ein „Wasser gegen den Scorbut. Und wenn alle eure Zäh=„ne wackelten, und, wie das Haar auf meinem Kopfe, „von jedem Winde bewegt würden, so dürft ihr euch nur „mit diesem Wasser den Mund ausspülen, gleich stehen sie „wieder wie die Pallisaden um eine Festung. Dieses Was=„ser ist gleichsam der Kardinal unter meinen Arzeneien, „diese Salbe hingegen der Pabst selbst! (hier wird wieder „der Hut abgenommen, und zwar noch etwas tiefer als „bey Erwähnung des lieben Gottes). Habt ihr einen Aus=„schlag, er sey so schlimm er wolle, schmiert euch damit „heute, morgen, übermorgen, Adieu aller Ausschlag! — „Meint ihr, ich wolle euch um Geld prellen? das sey ferne! „ich arbeite bloß zur Ehre Gottes! Diese Arzenei kostet „mich selbst vier Carlins, ich gebe sie euch für Einen. Ja, „ich gebe sie euch umsonst! Da, nehmet sie hin, ich ver=„lange nichts dafür. Probirt sie zuvor, und dann kommt, „und bezeugt, ob Gamba Curta war geredet oder nicht?" — Einmal war ich wirklich Zeuge, daß er, von einem recht=

lich gekleideten Manne, durchaus nichts annehmen wollte, und dieser viele Mühe hatte, ihm das Geld aufzudringen. — „Traut mir nicht! (so schließt er oft) fragt nach mir, „erkundigt euch, geht in den Pallast Sr. Excellenz des und „des Generals, fragt, was ich unter seinem Regiment ge„wesen? etwa nur gemeiner Husar? gehorsamer Diener! „das ganze Regiment habe ich von allen möglichen Krank„heiten curirt. Wenn der Tod auf den Lippen saß, und „Niemand mehr helfen konnte, dann wurde der ehrliche „Gamba Curta gerufen, man wußte schon, der ließ Nie„manden sterben." — So schwadronnirt er in einem fort, der Strom seiner Beredsamkeit ist unerschöpflich. Wäre der Mann in Deutschland gebohren, er hätte sicher Epoche in der heutigen Philosophie gemacht. Hier werden seine Verdienste, seitdem sie etwas veraltet sind, nicht sehr geschätzt. Vor einem Jahre soll er großen Zulauf gehabt haben, auch jetzt hat er Zuhörer die Menge, allein oft zerhackt er sich vergebens den Arm, und spricht sich vergebens stundenlang heiser: nur selten sieht man eine Hand mit einer Kupfermünze zwischen den Fingern, sich ausstrecken, um etwas von den Wunderarzneien zu kaufen, die er durch die Gnade Gottes erfunden hat. — Weit ergiebiger scheint das Handwerk eines Zahnarzts, der, zu Herrn Kurzbeins großem Verdruß, sich täglich in seine Nachbarschaft stellt. Er hat zugleich ein kleines wandelndes Pulcinelltheater, wodurch er gewöhnlich erst die Leute zusammenlockt. Scheint ihm der Kreis dicht und groß genug, so tritt er hinter der Leinwand hervor, haranguirt mit weniger Grandezza als Herr Gamba Curta, aber mit sanfter überredender Stimme. Ich habe einmal zugesehen, wie er einen Matrosen, der Zahnschmerzen hatte, nach und nach dahin brachte, sich den Zahn auf der Stelle ausziehen zu lassen. Der junge

Kerl hatte eine sehr glückliche Physiognomie, Muth ohne Wildheit war ihm in jeden Zug geschrieben; aber die Furcht vor der Operation verschmelzte sich jetzt mit diesen Zügen, er zwang sich zu lächeln. Endlich war der Entschluß gefaßt, er stellte sich mitten in den Kreis, und sperrte vor der ganzen Versammlung das Maul weit auf. Ich muß bekennen, daß der Zahnarzt Wort hielt, und in einem einzigen Moment den Zahn glücklich heraushob, den er dann sogleich auf die umgekehrte Hand legte, und dem Volke triumphirend zeigte.

Allerlei Spiele werden gleichfalls auf der Straße getrieben. Dasjenige, wo die Spielenden einander die Finger gleichsam an den Kopf werfen, ist das gewöhnlichste, aber schwer zu beschreiben. Zwei oder mehrere Personen treten zusammen, machen eine Faust, strecken dann eine beliebige Anzahl von Fingern zugleich aus, und nennen zugleich eine Zahl. Trifft diese mit der Zahl der ausgestreckten Finger, von beiden Händen zusammen addirt, wirklich überein, so hat derjenige, der sie aussprach, gewonnen. Zum Exempel: ich strecke meinem Gegner drei Finger entgegen, er mir zwei, und ich nenne zu gleicher Zeit die Zahl fünf, so habe ich gewonnen. Hat keiner von beiden die rechte Zahl getroffen, so wird schnell wieder die Faust gemacht, und die Hände fliegen aufs neue auf und zu. Alles das geht mit einer unbegreiflichen Geschwindigkeit, und dabei schreien die Spieler ihre Zahlen so heftig, sie stoßen sie gleichsam mit Gewalt aus der Gurgel heraus, daß man, unbekannt mit dem Spiele, von ferne nicht anders glauben kann, als, hier sey ein heftiger Zank, der sogleich in einen Faustkampf enden werde. — Ein anderes sehr beliebtes Spiel ist das auch bei uns gewöhnliche Aufwerfen einer Kupfermünze, (in Thüringen Wappen oder Schrift genannt) wo der Auf-

werfer bestimmt, welche Seite der Münze beim Herunterfallen oben zu liegen kommen solle, und verliert oder gewinnt, nachdem er wahr oder unwahr prophezeite. — Was bey uns nur Knabenspiele sind, wird hier von Jünglingen und Männern getrieben. Auf öffentlichen Plätzen zum Exempel sieht man sehr oft einen Kräusel hinschnellen; sogleich sammeln sich mehrere, fangen den Kräusel sehr geschickt mit der flachen Hand auf, lassen ihn eine Weile auf derselben sich drehen, und wissen ihn dann so behende wieder auf den Boden zu schnellen, daß er immer fortläuft, und so von einer flachen Hand auf die andere spazirt. — Besonders geschickt sind die Lazzaronis alle auch im Regieren der papiernen Drachen, die man hier hundertweis in der Luft herumfliegen sieht. Viele lassen sie von ihren platten Dächern aufsteigen, und man begnügt sich nicht mit der gewöhnlichen Spielerei, sondern man weiß ihr in der That ein größeres Interesse dadurch zu geben, daß man sich bemüht, einander den Wind abzufangen, und seinen Drachen, gleich einem Raubvogel, auf den Drachen des andern stoßen zu lassen. Gelingt es, den Nachbar aus dem Felde zu schlagen, so entsteht ein großer Jubel. — Auch Karten sieht man, besonders an Sonntagen, häufig auf der Straße spielen, und ich habe auf dem Wege nach Portici zuweilen acht bis zehn Spieltische vor einer Schenke etablirt gesehen. — Ich weiß wohl, daß ich hier lauter Kleinigkeiten erzähle, aber ich denke, sie gehören zur Sittenschilderung eines Volks. — Jetzt will ich den Leser auch zu einigen ernsthaften Straßenscenen führen.

Ein Leichenzug stößt uns auf. Wie? begraben hier lebende Menschen einen Todten? oder wird jede Leiche durch Gespenster zur Erde bestattet? Die Frage ist verzeihlich, denn alles, was den Sarg umgiebt, ist von dem

Scheitel bis zur Fußzeh weiß vermummt, das Gesicht nicht ausgeschlossen; nur ein paar kleine Löcher für die Augen sind dareingeschnitten, wo die Mummerei das Gesicht bedeckt. Wenn nun zwanzig bis dreißig dergleichen Gespenster, durch die finstre Nacht, mit Fackeln in den Händen, sich murmelnd heraufbewegen, und ein prächtiger, rothsammtner Sarg, auf einer mit goldenen Kronen gestickten rothsammtenen Decke ruhend, ihnen folgt, ohne daß man irgend eine Kraft gewahr wird, welche ihn hebt, trägt oder zieht, so kann Einem wohl unheimlich zu Muthe werden. Das geht aber so zu: Es giebt in Neapel verschiedene fromme Brüderschaften, deren Pflicht unter andern heischt, die Todten zur Erde zu bestatten. Warum sie die närrische Maskerade spielen, sich von oben bis unten in einen Sack zu verhüllen, habe ich nicht erfahren, vermuthe aber fast, es geschehe aus Stolz; denn da sich, wie man mich versichert, viele junge Leute von Stande darunter befinden: so mögen sie sich wohl schämen, bei allerlei oft niedrigen Verrichtungen ihr Antlitz dem Volke zu zeigen. Daß der Sarg sich von selbst zu bewegen scheint, kommt daher, daß die prächtige Decke, mit welcher man die Bahre behängt, fast bis auf die Erde reicht, die Träger aber darunter stecken, so daß man nicht das geringste von ihnen gewahr wird. Vermuthlich werden, wenn der Sarg an Ort und Stelle gelangt ist, jedesmal einige Erstickte hervorgezogen; denn die schwere von Gold starrende Sammtdecke kann wohl unmöglich so viel Luft durchlassen, als zu einem einzigen Athemzuge erforderlich ist. Uebrigens ist der in der That königlich geschmückte Sarg nur ein Paradekasten, der zu allen Leichenbegängnissen dient, und in welchen das eigentliche, vielleicht sehr demüthige Kämmerlein des Todten nur hineingeschoben wird. Der erwähnten Brü-

derschaften giebt es mehrere, von verschiedenen Farben, denn es sind mir auch roth=Vermummte aufgestoßen, welche das Ansehen von blutigen Gespenstern hatten. Alle, sowohl die weißen als rothen, tragen, gleich einem Ordenszeichen, auf der Brust ein Heiligenbildchen. An gewissen Tagen schwärmen sie einzeln durch die Straßen, und sammlen Geld für die Seelen im Fegfeuer, wobei sie aber nicht reden, sondern nur mit der Geldtasche den Vorübergehenden um die Ohren klappern. — Ich habe auch einmal einen sogenannten vornehmen Leichenzug mit angesehen, Sarg und Bahrdecke waren da von blauem Sammt, mit eben so reicher Stickerei, und dem Sarge folgten dreißig bis vierzig zerlumpte Kerls, deren Jeder ein Fähnlein in der Hand trug, mit dem Wappen des Verstorbenen. Es werden zu dieser adelichen Pracht die ersten besten Lazzaroni's von der Straße aufgegriffen, und sie gehen nicht paarweise, sondern sechs bis acht Mann hoch. Es ist ein drolliger Contrast. Vergebens durchspäht das Auge ihre Fähnlein, um eine Verschiedenheit zu entdecken, man wird immer nur das nehmliche Wappen gewahr, und kann nicht begreifen, warum es so multiplicirt erscheint. Doch die Wappensucht ist eine Erbkrankheit des alten Adels. Ich habe einmal die Ehre gehabt, in dem seligen Maynz bei einem alten Reichsritter zu speisen, da sah ich sein Wappen zuerst an der Vorderseite seines Pallastes, dann hielten es zwei Löwen zu beiden Seiten der Treppe, dann war es über die Thüre gemahlt, dann in die Stühle gestickt, auf welchen wir saßen, dann in die silbernen Teller gegraben und in die Tischtücher gewirkt; hob ich mein Auge empor, so erblickte ich es in Stuccaturarbeit in den vier Ecken des Saales, auf dem Arbeitstischchen der gnädigen Frau war es sehr künstlich mit farbigen Hölzern eingelegt;

die Bedienten trugen es auf den Borten ihrer Livree, und in die Zipfel der Windeln des hochadelichen Kindes war es sauber eingenäht. Ich vermuthe, daß, wenn in einem so vornehmen Hause ein gemeines Bedürfniß mich hätte nöthigen können, die Gesellschaft zu verlassen, ich das hochadeliche Wappen sicher auch auf dem Deckel gefunden haben würde, der, bei Königen wie bei Bettlern, einerlei Gegenstand zu verschließen pflegt. — Doch ich kehre schnell aus Maynz nach Neapel zurück. Glücklicherweise ist die empörende und oft die schädlichsten Würkungen hervorbringende Sitte, die Todten unbedeckt durch die Stadt zu tragen, größtentheils abgekommen. Ich sage, größtentheils, aber leider noch nicht ganz, die todten Kinder und todten Geistlichen zur Beschauung herum zu führen, ist noch immer gebräuchlich. Die Kinder werden über und über mit Blumen ausgeputzt, bekommen Blumensträuße in die Hände, und man stopft ihnen auch einen Blumenstrauß in den Mund. Dann nimmt man einige Straßenjungen, und steckt sie in eine Art von Opernkleidung, damit sie Engel vorstellen sollen. So wunderlich maskirt umringen sie die Leiche, und umgaukeln sie bis zur Gruft, wo sie dann, hoffentlich von den wahren Engeln abgelöst werden.

Ein anderes, wirklich imponirendes Straßen-Schauspiel ist das Vorbeitragen des lieben Gottes, wenn nehmlich der Leib Christi in eine Hostie verwandelt, von Priestern zu Sterbenden getragen wird, um die fliehende Seele damit zu erquicken. Man muß es aber wo möglich auf einem offenen Platze mit ansehen, denn in den engen Straßen thut es weit geringere Würkung. Ich wohne z. B. auf dem Largo del castello, einem Platz, der an Größe dem Gensd'armen-Markt in Berlin wenig nachgiebt; er ist vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit Käufern

und Verkäufern, Thieren und Miethswagen, Gaffern und Spielern bedeckt. Gleich neben mir ist ein Pulcinell-Theater, vor dessen Eingang den ganzen Tag ein Pulcinell auf Brettern steht, und durch seine Späßchen das Volk belustigt. Einige Schritte weiter ist der Fischmarkt, und grade gegen mir über eine Hauptwache. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, daß gewöhnlich gegen zweitausend Menschen (das Vieh ungerechnet) auf diesem Platze sich durch einander treiben. Nun erscheint plötzlich der liebe Gott! eine vorausgetragene Fahne verkündet ihn dem Auge, das rastlose Geklingel mit Glöckleins dem Ohre. Er ist von schön geputzten Geistlichen, oft auch von militairischer Ehrenwache umringt, Weihrauchwolken dampfen vor ihnen in die Luft, alle fromme und gläubige Seelen, die gerade ihr Weg diese Straße führt, halten es für Christenpflicht, dem Zuge zu folgen, der sich wie ein Schneeball vergrößert. Alsobald schweigt der Pulcinell, es verstummen die Fischweiber, kein Laut entschlüpft mehr den Spielern, alle Hüte fliegen von den Köpfen, die Tausende fallen auf ihre Kniee, schlagen an ihre Brust und kreuzigen sich. Die Wache tritt ins Gewehr und rührt sanft das Spiel, so lange ihr der heilige Zug im Gesicht bleibt. Ist es Abend, so wird das Schauspiel noch herrlicher; auf jedem Balcon (und man erinnere sich, daß kein Fenster ohne Balcon ist) erscheint plötzlich ein Licht, die dunkelste Nacht verwandelt sich, wie durch einen Zauberschlag, in hellen Tag, denn alle Stockwerke sind erleuchtet, und unten auf der Straße werden eine Menge Schwärmer angezündet, die, platzend und knallend, den frommen Zug geleiten. Verfolge ich ihn mit meinen Augen bis in die nächste Straße, so ist der Anblick einzig: denn jetzt liegt sie noch ganz dunkel vor mir, aber so wie die Procession den Eingang der Straße

betritt, so erhellt sie sich von beiden Seiten, und immer weiter, immer weiter, die Lichter scheinen von Haus zu Haus, von Balcon zu Balcon zu eilen, bis sie endlich in eben der Ordnung nach und nach wieder verschwinden, und alles in das vorige Dunkel zurück sinkt. Ich habe mir manchmal selbst die Frage aufgeworfen: woher mag es doch kommen, daß dieses Schauspiel auch mich Ketzer mit einer Art von Ehrfurcht erfüllt? Ich weiß mir diese Frage nicht anders zu beantworten, als durch die Bemerkung, daß überhaupt alles dasjenige unserm schwachen Geiste imponirt, was eine große Menge von Menschen zu gleicher Zeit vornimmt. Wer möchte z. B. einen einzelnen Soldaten auch nur fünf Minuten lang mit Vergnügen exerciren sehn? aber man stelle zwanzig tausend Soldaten in eine Reihe, und sie werden uns Stunden lang ergötzen. Wen ergreift es wohl mit Rührung, wenn ein altes Weib einen Kirchengesang ableiert? aber man lasse ein paar tausend alte Weiber zu gleicher Zeit Herr Gott dich loben wir singen, und man wird unwillkührlich mit fortgerissen werden. Ja, ich glaube, wenn es möglich wäre, daß ein paar Millionen Menschen auf einmal auf einer großen Wiese einen Burzelbaum schlügen, wir würden bis zu Thränen dadurch gerührt werden.

Verschiedenere Trachten, die doch alle inländisch sind, erblickt man wohl nirgends als auf den Straßen von Neapel. Zum Theil kleiden sich die Landleute fast in jedem Dorfe anders, (welches wohl noch aus den ältesten Zeiten sich herschreiben mag, da sie sämmtlich Nachkömmlinge so verschiedener Stämme und Colonien sind) zum Theil zeichnen sich die Bewohner der Inseln Ischia, Procida, Capri u. s. w. durch ihre Tracht aus: vorzüglich aber treiben die Einwohner der Residenz selbst un-

ter einander allerlei seltsame Mummereien. Der Brüderschaften, die wie Gespenster herum wandeln, habe ich bereits erwähnt. Der Mönche giebt es leider viele Tausende, von allen Orden und Farben, mit und ohne Bart, mit und ohne Schuh; in Kapuzen, Hüten und Barrets, einfarbig, zwei- und dreifarbig. Bis auf einige wenige Vorsteher nützlicher Anstalten, sind sie bekanntlich lauter Leute, die man zu jeder Zeit und Stunde, in gepaarten Gesellschaften von sechs bis acht Mann auf der Straße findet, die einzelnen Gehenden ungerechnet. Dann giebt es auch eine Art von Nonnen, Hausnonnen (monaca della casa) genannt, die nicht eigentlich zu einem Orden gehören, sondern bloß für sich das Gelübde gethan haben, zeitlebens die Nonnenkleidung zu tragen, nicht zu heirathen, und, wenn sie können, auch wohl keusch zu leben, übrigens aber der argen Welt nicht zu entsagen, sondern vielmehr in ihrer Mummerei, sich mit geistlicher Eitelkeit unter den Menschen herum zu treiben. Ich vermuthe, daß die Neapolitanerinnen zu dieser frommen Koketterie nicht eher ihre Zuflucht nehmen, bis ihre Jugendreize verschwunden sind, denn ich habe keine einzige junge Hausnonne gesehen. Indessen ist die gewöhnliche Tracht der Frauenzimmer vom Mittelstande, um nichts besser als Nonnentracht. Sie kleiden sich nicht allein alle in schwarze Seide, sondern sie tragen auch auf den Köpfen eine gewaltig große schwarze Kappe, die ihre Gesichter verhüllt, und, wenn der Wind hinein stößt, ihnen das Ansehen von Luftballons giebt, die auf Menschenbeinen herum wandeln.

Oft begegnet man Männern, die grade so aussehen, wie preußische Feldprediger, das sind die Advokaten, deren es gleichfalls eine ungeheure Anzahl geben soll. Dann sieht man viele Jünglinge in langen Talaren, bald weiß,

bald blau oder schwarz, sie gehören zu den verschiedenen Conservatorien, in welchen Musik gelehrt wird, und Manche verrathen leider sogleich durch ihren ungeschickten Wuchs, daß sie zu den Unglücklichen gehören, welche das verwöhnte Ohr der Italiäner am liebsten singen hört. — Durch Kleidung und Gesichtszüge unterscheidet sich auch ein Corps Arnauten, welches hier in Garnison liegt. Die Garde des Königs ist roth und blau, ein anderes Regiment weiß, ein drittes dunkelblau, die Sbirren gelb und schwarz gekleidet. Unter alle diese bunten Haufen mische man nun noch einige Armenianische Kaufleute und Algierische Sklaven, so wird man bekennen, daß es nicht möglich sey, die Trachten bunter zusammen zu würfeln. Hierin gewähren die Straßen von Neapel mehr Abwechselung, als die von Paris, in einer andern Hinsicht aber sind die letztern weit unterhaltender; dort nehmlich findet man alle Wände mit Anschlagzetteln tapezirt, hier gar nicht; dort hat Jedermann dem Publikum etwas mitzutheilen, vorzuschlagen, anzubieten, hier niemand. Die Franzosen wollen so viel möglich alle Menschen und alle Stände in Verbindung mit einander bringen; der Italiäner sucht sie zu vereinzeln. Des Franzosen unruhiger Geist bedarf überall einer Nahrung, wäre es auch nur im Vorbeigehen; der Italiäner hingegen sucht bloß Nahrung für den Körper und hat nie Langeweile. (Ach! die Langeweile ist eine Krankheit, wie das Podagra, sie ergreift nur geistreiche Menschen, so wie dies nur geldreiche. Wem sinnlicher Genuß alles ist, der hat nie Langeweile, er genießt so lange er kann, und dann ruht er.) Höchstens an den Kirchthüren erblickt man zuweilen ein gedrucktes Zettelchen, und was enthält es? eine geistliche Einladung (invito sacro)

hier oder dort einem frommen Feste beizuwohnen; oder eine neue Seligsprechung irgend eines Frommen, der auch nie Langeweile hatte. — Der einzige Anschlagzettel, der mir während meines ganzen Aufenthalts in Neapel aufgestoßen ist, hing in der Straße Toledo und war abgeschmackt. Ein Sprachmeister erbot sich nehmlich, einen christlich-moralischen Unterricht (istruzione christiana e morale) in der italiänischen Sprache zu ertheilen. Auch die Regierung hat dem Volke höchst selten etwas zu sagen. Bei aller Mühe, die ich mir gegeben, mir die seit ein paar Jahren erschienenen Polizeiverordnungen zu verschaffen, habe ich deren nicht mehr als sechs zusammen bringen können. Sollte man nicht glauben, man lebe in einer himmlischen Monarchie, wo die Engel keiner Verordnung bedürften? Die wenigen, die man hier und dort findet, stehen auf der Mauer, aber nicht etwa mit dem Meißel eingegraben, sondern nur mit schwarzer Farbe angeschrieben, so kann man sie gelegentlich überweißen. — Haben jedoch die Wände in Neapel Mangel an weltlichen Neuigkeiten, so sind sie desto reichlicher mit Heiligenbildern bepinselt, die gewöhnlich die abgeschmacktesten Gegenstände darstellen. Dahin gehören vorzüglich die armen nackten Seelen im Fegefeuer, welchen die Flammen gräßlich um die Lenden schlagen. — Auf der Straße, welche nach Portici führt, sieht man an der Mauer ein sehr merkwürdiges Gemählde, nehmlich den Einzug des Kardinal Ruffo mit seinen Calabresen. Er selbst commandirt zu Pferde, über ihm schwebt der heilige Antonius mit dem königlichen Wappen; ihnen gegenüber ist der Höllenpfuhl, in welchem ein gewaltiger Drache den ungeheuren Rachen aufsperrt. In diesen Rachen jagen seine Truppen alle Franzosen ohne Gnade und Barmherzig-

keit. Schade, daß der Zahn der Zeit sehr stark an diesem lustigen Gemählde nagt, und dem Fremden dadurch in kurzem eine wohlthätige Erschütterung seines Zwergfells zu rauben droht. — Ich bleibe dabei, daß auf den Straßen einer Stadt sich der Geist der Einwohner offenbart, und ich hoffe daher keine undankbare Arbeit unternommen zu haben, da ich sie dem Leser zu schildern versuchte. Er weiß jetzt wenigstens in Neapel eben so gut Bescheid als ich.

Stadt und Gegend wimmeln von großen und kleinen Merkwürdigkeiten. Die beiden vorzüglichsten sind, nach meinem Gefühl, Pompeji und der Vesuv. Wer etwa nur ein paar Tage hier verweilen könnte, der würde dennoch für seine Reise hinlänglich belohnt seyn, wenn er Pompeji durchwandert und den Vesuv bestiegen hätte. Ich mache mit dem letztern den Anfang, ohne welchen ja auch das erstere in seiner heutigen Gestalt nicht existiren würde.

---

29. Der Vesuv.

Als ich nach Neapel kam, stiegen zwar keine Feuersäulen mehr aus dem Berge, aber er warf noch häufig Lava aus, und schon dies gewährte mir ein herrliches Schauspiel, obgleich hier Niemand mehr der Mühe werth hielt, darnach zu sehen. Der Vesuv lag meinem Fenster grade gegenüber. Wenn es dunkel wurde, so wurde ich sehr deutlich gewahr, wie die Feuermasse sich langsam den Berg herunter wälzte. So lange es noch ein wenig dämmerte, konnte man zugleich den Umriß des Berges sehen, an dessen Abhang die Lava eine zwar schräg gezogene, aber doch grade Linie bildete. So bald es daher völlig dunkelte,

und man vom Berge selbst gar nichts mehr sah, so schien ein feuriger Comet mit einem langen Schweife am Himmel zu stehen. In acht bis zehn Tagen wurde der Glanz immer geringer, endlich verschwand er ganz, und der Berg rauchte bloß. — Ich hatte schon lange auf einen recht heitern Tag gewartet, um Vulkans Werkstätte in der Nähe zu betrachten. Endlich erschien der dreizehnte November, und lud durch ein herrliches, nur etwas zu heißes Sommerwetter zu diesem etwas mühseligen Spaziergange ein. In Begleitung einiger Freunde und einiger Weinflaschen trat ich den Weg an. Wir fuhren in einer Stunde nach dem Städtchen Resina, hinter Portici gelegen. Hier stiegen wir aus, und wurden sogleich von einem Haufen geldhungriger Menschen umringt, die uns ihre Esel, Maulesel und ihre eigenen Arme und Beine anboten. Der gewöhnliche Preis für einen Langohr, sammt menschlicher Zubehör, ist ein Piaster (etwa anderthalb Thaler). In wenigen Minuten waren wir sämmtlich beritten. Statt des Zaumes hatte ein Esel einen Strick, doch nur an der rechten Seite, der Sattel war ziemlich bequem. Ein Cicerone eröffnete den Zug, die Mundprovision tragend: neben jedem Esel ging sein Führer, und redete ihm zu, sich brav zu halten. Er that das vorzüglich durch eine einzige Sylbe, die ungefähr wie Au oder Aum klingt, und hastig herausgestoßen wird. Wollte das noch nicht helfen, so stach er ihn mit einem Stocke in das Hintertheil; wo es sehr steil und holpricht war, da führte er ihn auch wohl am Zaume. So zogen wir nun eine ziemliche Strecke aufwärts durch die Stadt. Die Einwohner, die dergleichen Cavalcaden zu sehen schon gewohnt sind, lachten nicht über uns, wir selbst aber konnten uns nicht ohne Lachen ansehen. Die Esel gehen ziemlich sicher, doch weniger als

die Maulesel. Einer meiner Gefährten stürzte mit seinem Langohre auf dem glatten Pflaster der Stadt, beschädigte sich aber glücklicherweise nur wenig. — Wohlgemuth und scherzend erreichten wir das Freie, und fingen an zu klettern. Der Weg windet sich zwischen lauter Weinbergen, die mit Mauern aus Lava eingefaßt, und mit kleinen freundlichen Häusern besäet sind. Hier wächst der berühmte Lacryma Christi, der aber wahrscheinlich seinen Ruhm überleben wird, wie — — — Dann und wann machen die Führer Halt, um den Reisenden einen Lavastrom zu zeigen, der in dem oder dem Jahre hier floß. — Wir waren kaum eine Viertelstunde aufwärts gestiegen, als wir schon den fernen Donner des Berges hörten. Der Cicerone versicherte uns, es habe sich in der letzten Nacht ein neuer Schlund geöffnet. Der emporsteigende Rauch schien uns doch nicht beträchtlich. Je höher wir kamen, je sparsamer wurde die Vegetation; doch nahm sie nur unvermerkt ab; die Weinberge reichten einander noch immer ihre Ranken, und ich fand, zu meiner Verwunderung, in einer sehr beträchtlichen Höhe, noch Pappeln, die ich auf diesem trocknen Berge nicht zu sehen erwartet hatte. — Eine Stunde ungefähr waren wir aufwärts geklimmt, den Vesuv immer grade vor uns habend; jetzt wandte sich der Weg linker Hand nach dem Somma, seinem Nachbar, der vor grauen Jahren mit ihm vereint den Feuerschlund bildete, und von dem er sich nun auf ewig getrennt hat. Hier sahen wir nun den eigentlichen Kegel des Vesuvs, den Aschenkegel, dem ein gräßliches Schlackenmeer zur Basis dient. Alles war zu unserer Rechten schwarz und dunkelgrau, nur hie und da zeigte sich noch ein verbranntes Pflänzchen; kein Vöglein schwebte über dieser Einöde, keine Eidechse wand sich durch das scharfe Gestein;

aber linker Hand grünte der Sommer. So wandelten wir auf der Grenze des Reichs der Zerstörung, bis wir durch einen steilen Lavafelsen zu der bekannten Einsiedelei auf dem Somma uns hinaufwanden. Hier empfing uns der freundliche Eremit und bot uns Erfrischungen an. Aber wir verweilten nur kurze Zeit, um die göttliche Aussicht zu genießen, die ich nach meiner Gewohnheit nicht beschreibe, und eilten dann, unser großes Ziel zu erreichen. Noch etwa eine Viertelstunde trabten wir auf dem schmalen Bergrücken des Somma ziemlich bequem, dann aber mußten wir herab in das Schlackenmeer steigen, wo ein kleiner Fußpfad in der Asche zwischen den zackigten Lavastücken sich durchwand. Es waren lauter steile Hügel, die ihre Zacken emporreckten, und an welchen unsere Esel mit großer Geschicklichkeit auf- und niederklimmten. Wir vernahmen jetzt schon ein Sausen wie vom Sturmwind, den wir hörten, aber nicht fühlten. Rings um uns her schien die Natur im Greisealter unter Verzuckungen gestorben, der Anblick ihrer Leiche erregte Schauder. — Jetzt befanden wir uns am Fuße des Aschenkegels, und verließen unsere müden Thiere, um mit gesparten Kräften das Letzte und Schwerste zu vollbringen. Die Sonnenhitze (am dreizehnten November!) nöthigte uns die Kleider wegzuwerfen. Jeder Führer ließ von seiner Schulter ein starkes Band herabhängen, und Jeder von uns faßte ein solches Band. Der Cicerone stieg voran, wir folgten paarweise. Anfangs ging es ziemlich gut. Die viele zerbröckelte, aber harte Lava, erlaubte zu fußen, und da ich kein ungeübter Bergkletterer bin, so schmeichelte ich mir schon, die Beschwerlichkeiten dieser Reise tief unter meiner Erwartung zu finden. Aber nur allzubald verwandelten sich die Steinchen in lauter Asche; der Weg, obwohl er sich schräg an der

Wand des Berges hinzieht, wurde immer steiler; der Schritt vorwärts gleitete sehr oft in die Spur des zuletzt gethanen Schrittes zurück, wenigstens war er immer halb umsonst gethan; das dumpfe Rollen in dem Schlunde des Berges linker Hand, der Abgrund, der rechts immer tiefer uns angähnte, beengten den Athem auch ein wenig, und wir waren genöthigt oft Halt zu machen, um nur Kräfte zu sammeln. Aber selbst diese Ruhepunkte gewährten wenig Ruhe, denn die Basis, auf der man stand, war so locker, daß man, nach wenigen Secunden, von eigner Schwere gedrückt, sich bis über die Knöchel in Asche versunken sah, und wer etwa zum Schwindel geneigt war, mußte sich hüten rechter Hand in die Tiefe zu schauen. Auch nach dem Gipfel des Berges sein Auge zu richten, war nicht tröstlich, denn ach! er war noch so fern! — Doch die unermüdeten Führer sprachen unaufhörlich Muth ein, wir kletterten unverdrossen höher, und nach drei Viertelstunden (die kurzen Zwischenräume des Ausruhens mitgerechnet) waren wir dem Gipfel schon so nahe, daß wir eine Gesellschaft von Reisenden, die sich bereits oben befand, deutlich erkennen konnten. Dieser Anblick befeuerte unsern Muth — noch wenige Minuten klimmten wir mühsam — jetzt hofften wir uns hinauf zu schwingen — siehe! da standen wir plötzlich vor einer Wand, welche die letzten, erst seit kurzem verdickten Feuerströme zackigt vor uns aufgethürmt hatten. Unser Führer stutzte, man sah deutlich, daß dies Hinderniß neu und ihm fremd war. Hinüber zu kommen, schien unmöglich, an dem steilen Berge wie ein Schwalbennest hängen zu bleiben, war eben so unmöglich, wir mußten vorwärts oder rückwärts. Das letztere mochte keiner, wir beschlossen daher, die Lavaschlacken zu umgehen. Um dies zu bewerkstelligen, mußten wir eine kleine Strecke wie-

der hinab, und hier war die ganz neue Asche noch so sehr dem feinsten Staube ähnlich, daß sie jeden Fußtritt gleichsam verschlang. Wir vollbrachten es dennoch glücklich, und als wir nun wieder zu dergleichen Höhe uns hinaufgeschwungen hatten, da standen wir plötzlich auf dem mit einer Kruste bedeckten Feuerstrome. Die Hitze drang sogleich durch die Sohlen, man fühlte sie deutlich an den Backen. Die Lava hatte verschiedene Risse, welche alle dampften; steckte man einen Stock hinein, so schlug die Flamme sogleich heraus. Es war zu heiß und zu gefährlich hier lange zu verweilen. Indessen waren wir nur noch etwa funfzig Schritte vom Krater entfernt. Einer meiner Gefährten (der durch seine trefflichen Darstellungen von Italien hinlänglich bekannte Hr. Rehfuß) wollte auf dem dünn belegten Flammenmeere weiter vorwärts gehen, aber das war unmöglich. Wir mußten denselben Weg zurück, mußten uns wieder um die kältern Lava-Zacken herumwinden. Ich war der erste und folgte meinem Führer, der mich in veränderter Richtung einen Aschenfußsteig hinan, bis auf den Gipfel führte. Hier stand ich auf einer schmalen Bergwand, durch eine rauchende Kluft, höchstens zehn Schritte breit, von einer ähnlichen getrennt, welche dem Krater selbst zur Einfassung diente. Hier sah und hörte ich — wer leihet mir eine Sprache für das was ich sah und hörte! Doch die einfachste Beschreibung wird hier zur erhabensten Dichtung. Aus der Mitte des Kraters erhob sich der schwefelgelbe Kegel, den die Eruption dieses Jahres gebildet hat; jenseits desselben stieg unaufhörlich ein dicker Rauch empor, aus dem erst in der letzten Nacht geöffneten Schlunde. Die Wand des Kraters gegen mir über, die sich beträchtlich höher erhob, als die diesseitige auf welcher ich stand, gewährte einen einzigen Anblick,

denn sie war mit lauter einzelnen kleinen Rauchsäulen besäet, die aus ihr hervorbrachen, und gleichsam lauter ausgelöschte Lichter schienen. Die Luft über dem Krater hatte sich verkörpert; man sah sie sehr deutlich in einer heftig zitternden Bewegung. In der Tiefe des Berges kochte und brauste es fürchterlich, wie der stärkste Orkan; zuweilen aber — und das machte auf meine Sinne den tiefsten Eindruck — erfolgte plötzlich eine Todtenstille von einigen Secunden, dann erhob sich das Brausen doppelt stark, und der Rauch quoll dichter und schwärzer hervor. Es war als habe der Berggeist den Schlund plötzlich verstopfen wollen, aber die Flamme habe sich nicht einkerkern lassen, sondern sey mit verdoppelter Wuth hervorgebrochen. So weit mein Auge reichte, hatte der Vulkan seine gräßlich-bunte Decke ausgebreitet, der gelbe Schwefel, die schwarzen Schlacken, das blendend weiße Salz, der graue Bimsstein, das moosgrüne Kupfer, die Metallflittern, Alles das bildete zusammengenommen den Mosaikboden der Hölle. Dicht vor mir rauchte die kleinere Kluft an mehreren Stellen, und da wo der Rauch ausbrach, lösten sich von Zeit zu Zeit kleine Steine von der schrägen Wand, und rollten hinab, das einzige Geräusch, welches, außer dem Brausen des Berges, hier das menschliche Ohr traf. — Nicht ohne Beklommenheit genoß ich den Anblick dieses fürchterlich-schönen Schauspiels etwa eine Viertelstunde lang. — Zwei meiner Gefährten hatten dennoch gewagt, über spitze Zacken und brennende Risse, durch erstickende Schwefeldämpfe, noch näher zu dringen, hatten aber, außer einem etwas größern Theil des neuen Schwefelkegels, nicht mehr gesehen als ich. Das Merkwürdigste, was sie in dieser Nähe des Feuerschlundes antrafen, war — eine Dame, die Herzogin della Torre, welche in kurzen

Hosen am Rande der Hölle herumspazierte, doch auch hier die weibliche Sittsamkeit nicht vergaß, denn sobald meine Gefährten sich ihr näherten, ließ sie die Röcke fallen. Ihr Gemahl, der wissenschaftliche Bemerkungen über den Vesuv macht, und sie drucken läßt, stand in meiner Nähe, war sehr mit seinen Experimenten beschäftigt, und schien da so zu Hause, als befände er sich in seiner Studierstube.

Voll von dem erhabensten Schauspiel der Natur, und doch froh den Anblick desselben überstanden zu haben, traten wir den Rückweg an. Dieser wird gewöhnlich von den Reisenden als sehr leicht und bequem geschildert. Was mich betrifft, ich muß bekennen, daß er mir mühseliger vorgekommen ist, als das Hinaufsteigen. Freilich geht es sehr schnell, denn jeder Schritt, den man willkührlich thut, bringt Einen glitschend und unwillkührlich noch zwei Schritte weiter; aber die Kniee fangen sehr bald an zu zittern, und kommt man vollends in die Region der kleinen Steine, so ist das Schurren sehr beschwerlich; ich mußte meinen Führer beim Kragen fassen, um nicht zwanzigmal zu fallen. Reich beladen mit Beute, vom Berge geraubt, und von seinem donnernden Murren begleitet, kamen wir glücklich zu unsern Eseln zurück. Ehe ich aber den meinigen besteige, nur noch ein Wort im Allgemeinen über diese Wallfahrt, die von manchen Reisenden als sehr leicht, von andern wiederum als sehr schwer geschildert wird. Sie ist keines von beiden. Freilich, wer Menschen-Quälerei nicht achtet, der kann es sich sehr bequem machen; er darf nur, wie noch neuerlich der hiesige Erbprinz gethan, zwei tüchtige Kerls an seine Arme spannen, die ihn ziehen, und von zwei andern sich hinten schieben lassen, so kommt er hinauf er weiß nicht wie. Oder er lasse sich gar in einem Tragsessel von acht Menschen hinauf transporti-

ren (wie die Erbprinzeß gethan) so kann er unterweges noch den neuesten Roman lesen. Es besitzt aber nicht Jedermann die Gabe, Vergnügen zu genießen, welches arme Menschen durch Ueberspannung aller ihrer Kräfte verschaffen müssen. Wem dieser Anblick Unlust oder wohl gar Schmerz macht, der wagt nicht einmal das Band seines Führers allzustramm anzuziehen, sondern thut es höchstens nur im Fall der Noth; also ist diese Hülfe von geringer Bedeutung. Ich gestehe hinwiederum gern, daß das Hinaufsteigen, für Jeden der ans Klettern gewöhnt ist, nur ein Spaß seyn würde, wenn der ganze Kegel nicht aus Asche bestände; diese allein macht es mühselig. Dennoch mag auch eine Dame es immerhin wagen — und wie viele wagten es nicht schon! — nur in einem solchen Augenblicke, wo der Berg zürnt, wie jetzt, würde ich fodern, daß es ja keine schwachnervige Dame sey. — Der letzte Ausbruch des Vesuvs war ein galanter Ausbruch. Die Damen machten hundertweise Lustpartieen nach Torre dell' Annunziata, der Mündung, aus welcher die Lava floß, gerade gegenüber. Da spazierten sie dann gemächlich bis an den Fuß des Berges, standen am Ufer des Feuerstroms, sprangen muthwillig über die schmalen Arme desselben hinüber und herüber, stellten sich wohl gar vor den Strom und erwarteten dessen Ankunft; denn auch dies war ohne alle Gefahr, da er äußerst langsam sich fortwälzte, oder vielmehr seine großen geschieferten Wellen bedächtig übereinander schob, bis sie durch das Aufthürmen das Gleichgewicht verlohren, und wie ein Wasserfall herabstürzten, wo es dann immer noch Zeit war sich zu entfernen. Ja, man versichert mich, der Vesuv habe manchem schmachtenden Liebhaber ein Rendezvous verschafft, das rothe Licht des brennenden Stromes habe den Wangen

der

der Schönen eine reizende Farbe geliehen, und so viel Helle verbreitet, daß keiner ihrer verstohlenen Blicke verlohren gegangen. So mischt sich die Liebe in Alles, spielt mit den Schrecken der Natur und gaukelt noch am Ufer des Phlegeton.

Ermüdet aber fröhlich kamen wir zu unserm freundlichen Eremiten zurück, und schlugen die Einladung, seine bescheidene Wohnung zu betreten nicht zum zweitenmal aus. Wir fanden ein Zimmer, dessen willkommenster Schmuck ein ziemlich weicher Sofa war. Die Verzierung der Wände, wie sie jetzt war, möchte wohl nicht lange die nehmliche bleiben, ich eile daher, sie wenigstens hier auf dem Papiere fest zu halten. Ein geübter Mahler war vor kurzem da gewesen, und hatte mit Kohle über dem Kamin, in Lebensgröße, das gutmüthige Gesicht des Wirthes abkonterfeit. Vermuthlich hatte er sich in der Gesellschaft von Lucian Bonaparte befunden, denn dieser, seine Gemahlin, und mehrere französische Gesichter, waren rings umher in großen Medaillons, gleichfalls mit Kohle, auf die Wand gezeichnet. Das neufürstliche Paar fand ich sehr ähnlich, wie auch den Eremiten, die übrigen kannte ich nicht. Natürlich wird hier eine Art von Stammbuch gehalten, in welches jeder, der zu den Wundern des Vesuvs, wenn auch nur bis hierher, wallfahrtet, seinen Namen verzeichnet, und sonst noch etwas Dummes oder Kluges, nach Belieben oder Vermögen, dazu schreibt. Hilf Himmel! welch' eine Suppe von Unsinn, auf der die Gedanken wie einzelne Fettaugen schwammen. Viele, sehr viele, hatte die leidige Empfindsamkeit ergriffen, (und das waren die fatalsten) die hatten sich nun lang und breit über die herrliche Aussicht und über den gewaltigen Vulkan expectorirt; Einer hatte sogar versichert, die Flamme habe ihn hold angeschauet. An-

dere hatten schlechte Späßchen und ekelhaften Witz in Wasserströmen von sich gegeben; Einer erzählte zum Exempel, sein pfiffiges Kammermädchen Lisette sey auf dieser Reise vom Esel gefallen. Ein Wunder, daß er uns nicht auch ihre Stellung beschrieben hatte. In allen Sprachen fand man hier dergleichen Allotria, doch muß ich beschämt gestehen, daß, beim flüchtigen Durchblättern, es mir so vorgekommen, als hätten die Deutschen das meiste dumme Zeug geschrieben; wenigstens affectirten sie die meiste Empfindsamkeit. Indessen sind diese Bücher, in der öden Wohnung, in welcher sie gefunden werden, immer ein ganz angenehmer Zeitvertreib für Leute, die eben nichts besseres zu thun haben. Schade nur, daß die ältesten, schon voll geschriebenen Bücher nicht mehr vorhanden, sondern, ich weiß nicht wohin, abgeliefert worden sind. Jetzt ist nur Ein angefülltes zu durchblättern, das zweite ist erst vor kurzem angefangen.

Der behagliche Eremit setzte uns Käse, Brod und recht guten Lacryma Christi von seinem eigenen Gewächs vor. Er schwatzte auch wohl recht gern, nur erstreckt sich sein Ideenkreis nicht über den Golf von Neapel hinaus. Das Interessanteste, was wir aus seinem Munde vernahmen, war die Beschreibung von drei Erdstößen, welche in der vergangenen Nacht seine Wohnung so sehr erschütterten, daß, wie er sich ausdrückte, ihm alle Zähne mitwackelten. Hierauf hatte sich eben ein neuer Schlund im Innern des Kraters eröffnet, und das Sausen und Brausen im Innern des Schlundes, welches schon gänzlich aufgehört hatte, ließ befürchten, daß die diesjährige Eruption noch nicht zu Ende, sondern noch ein schreckliches Nachspiel zu erwarten sey. Wir konnten uns des egoistischen Wunsches nicht erwehren, daß der schwarze Vorhang der Hölle doch je eher je lieber wieder

aufgezogen werden möchte. — Erquickt verließen wir endlich den dienstfertigen Eremiten, und trollten zu Fuße den Berg wieder herab, denn das Reiten auf dem Esel ist abwärts noch weit beschwerlicher als aufwärts, und hindert den Reiter oft, sich mit Muße dem Anschauen der himmlischen Gegend zu überlassen. In Resina setzten wir uns wohlgemuth in den zurückgelassenen Wagen, und kamen glücklich nach Neapel zurück, nachdem wir sieben genußreiche Stunden auf dieser Wallfahrt verlebt hatten.

Noch ein Wort von dem diesjährigen Ausbruch des Vulkans mag hier ein ganz schicklicher Appendix seyn. Wer aber den Plinius zur Hand hat, und ihn versteht, dem will ichs nicht verdenken, wenn er lieber nach diesem greift, und die meisterhafte Beschreibung liest, von der Eruption die im neun und siebzigsten Jahre nach Christi Geburt Pompeji bedeckte und Herculanum verschlang. Damals flog die Asche bis Rom, sogar über das mittelländische Meer. Die Vögel erstickten in der Luft, die Fische starben im Meere, welches damals die Mauern von Pompeji bespülte, aber im ungleichen Kampfe mit dem stärkern feindlichen Elemente Meilenweit zurückwich und sich selbst gleichsam verschlang. Nachher erfolgten, in längern und kürzern Zwischenräumen, bald mehr bald minder starke Eruptionen. Eine der fürchterlichsten war die im Jahr 1633, wo nicht bloß die Feuerströme von allen Seiten herabflossen, und sogar den Hafen von Neapel austrockneten, sondern auch gesalzene Wasserfluthen das ganze Land überschwemmten. Eben so verwüstend war der Ausbruch vor zehn Jahren. Drei Tage vorher sandte der Berg Erdbeben, als Herolde aus, die seinen Zorn verkündeten. Plötzlich gähnte der Abhang des Berges, und ein helles Feuer loderte mit solcher Gewalt aus diesem Rachen, daß es, nach Beschrei-

bung der Eremiten, aussah, als werde es von starken Blasebälgen angefacht. Bald darauf öffneten sich noch vier kleinere Schlünde, Rauch- und Feuersäulen stiegen empor, Blitze schlängelten sich, glühende Steine wurden geschleudert, Asche regnete, Feuer floß. In Neapel wurden eine Menge Processionen angestellt, das Volk lag sich die Kniee wund. Die Einwohner der Städte am Fuße des Berges, unter andern die von Torre del Greco, waren von dem Erdbeben aus ihren Wohnungen gescheucht worden, und betrachteten auf freiem Felde das grausende Schauspiel. Als nun die Lava sich ergoß, und ihren Lauf grade nach Resina richtete, da jammerten die Einwohner von Torre del Greco über das Unglück, welches ihre Nachbaren bedrohte. Doch plötzlich wendete sich der Strom, und bahnte sich verheerend den Weg zu ihrer eigenen Stadt. Kaum vermochten die Erschrockenen den nacheilenden Fluthen zu entrinnen, an Rettung ihrer Habseligkeit war nicht zu denken.

Schnell erreichte der Strom die Stadt, theilte sich in Bäche, umarmte die Gebäude, stürzte sie nieder, entzündete oder vertilgte sie; was noch etwa durch Wunder verschont blieb, steckte der glühende Aschenregen in Flammen. Noch unbeschädigt stand ein Marienkloster, auf einem Feuermeere gleichsam schwimmend; zwei Menschen kreischten heraus um Hülfe, es war nicht möglich sie zu retten. Am andern Tage, als schon eine Rinde den Flammenstrom, wie ein glühendes Blech bedeckte, wagten es die Unglücklichen, mit geflügelten Füßen herüber zu eilen. Es gelang, aber sie hatten den Tod schon tausendmal gelitten. Die Straßen von Neapel waren mit Asche bedeckt, fünf Linien hoch lag sie im königlichen Schlosse zu Portici, und über einen Zoll hoch in der Nähe der Lava. Diese hatte die Landstraße in einer großen Breite gesperrt, und

wälzte sich endlich ins Meer, wo das umgebende Wasser kochte und die Fische getödtet wurden. Die schöne fruchtbare Gegend war verwüstet, achtzehntausend Menschen wanderten am Bettelstabe. Aber auch der Berg hatte seine Wuth auf eigne Kosten gebüßt, denn wohl ein Fünftheil seines Gipfels war an der Mittagsseite versunken. Ein krachendes Getöse drohte noch lange mit neuen Schrecken, und dennoch — — gleich einem Ameisenhaufen, den eines Bären Fuß zertritt, und den die kleinen Insekten fleißig durcheinander wimmelnd, sogleich wieder herzustellen suchen, unbekümmert ob in der nächsten Minute ihr furchtbarer Feind die Tatze nicht zu neuer Zerstörung hebt — so wimmelten bald die verscheuchten Einwohner um die rauchenden Wohnungen, gruben mit versengten Füßen sich schmale Pfade zu ihren Trümmern, scharrten die wenigen noch unverbrannten Reste ihrer Habseligkeiten weinend aus der Asche. In der Dreifaltigkeitskirche fand sich noch alles Silbergeräth unversehrt, das kurz vorher zu einem Feste in Bereitschaft gesetzt worden war. Natürlich galt das für ein Wunder. Ueberhaupt scheint es fast, der liebe Gott finde selbst Gefallen daran, die Menschen zum Aberglauben zu verleiten, denn, warum mußte nun grade das Kirchengeräth verschont bleiben? das so kostbar und unnütz ist? So hat man auch schon mehrere, unläugbare Beispiele, daß, wenn der heilige Januarius in Procession heraus auf die Magdalenenbrücke getragen worden ist, der Vulcan plötzlich geschwiegen und seine Feuerströme eingekerkert hat. Man hat mir erzählt, daß bei einer solchen Gelegenheit, ein kecker Lazzaroni vor dem Bilde hertanzte, den Vesuv herausfoderte, und, zu großer Erbauung der Gläubigen, ihm den H — wieß. — Vor zehn Jahren wurde der angerichtete Schaden nach Millionen berechnet, und vierzehn

Menschen büßten ihr Leben dabei ein. Dieses Jahr ist das Unglück bei weitem nicht so beträchtlich. Kein Mensch hat das Leben verloren, keine Stadt, kein Dorf sind zerstört worden. Die Karmaldulenser-Mönche haben einen Theil ihrer Einkünfte verloren, und können in Zukunft nicht mehr so viel Wein trinken, welches gar nichts zu bedeuten hat. Mehrere Weinberge von Privatleuten sind verwüstet worden. Das ist freilich beklagenswerth, aber der ganze Schade, die Mönche mit gerechnet, beläuft sich doch nur auf etwa dreihundert tausend Thaler.

Der Duca della Torre, dessen ich oben erwähnte, hat eine etwas langweilige Beschreibung der letzten Eruption drucken lassen. Schon am zwei und zwanzigsten Mai spürte der Eremit drei starke Erderschütterungen von unterirdischem Getöse begleitet. Am ein und dreißigsten Juli hatte sich das Wasser in den Brunnen und Cisternen der umliegenden Gegenden merklich verringert; lauter Vorboten eines nahen Ausbruches. Am eilften August hörte der Eremit den Vesuv abermals brüllen, und am zwölften stieg ein dicker, schwarzer Rauch aus dem Schlunde; am dreizehnten verwandelte sich dieser Rauch in eine Feuersäule. Unter einem Regen von schwarzer Asche und kleinen Steinen, begab sich der Herzog auf den Gipfel des Berges. Das Brüllen in seinen Eingeweiden war fürchterlich. Der Boden des Kraters hatte sich sehr stark aber ungleich erhoben; in Südwesten spie eine breite Spalte Lava, Flammen und Steine, die letzten fielen fast alle in den Krater zurück, und häuften sich da zu kleinen spitzen Hügeln. Lange konnte es der Herzog auf seinem gefährlichen Standpunkte nicht aushalten. Er zog sich weislich zurück und schloß, aus der großen Elektricität, die er durch seinen Electrometer erprobt hatte, daß es einer der schrecklichsten Ausbrüche wer-

den würde, worin er sich aber geirrt hat. Er stieg nachher noch öfter hinauf; und hat seine Experimente weitläuftig beschrieben. Da sie aber bloß Interesse für den Naturkündiger haben, so übergehe ich sie mit Stilischweigen. Er bemerkte unter andern, daß, wenn die Lava auf ihrem Wege einen Baum antraf, sie ihn umarmte und dann weiter strömte. War es ein dürrer Baum, so brannte er augenblicklich wie eine Fackel. War er aber noch frisch, so veränderten sich seine Blätter und wurden gelb; dann verkohlten sich die Zweige, und endlich der Stamm. An denjenigen Bäumen, Eichen und Pappeln, welche bloß die Hitze der Lava in der Nähe spürten, krümmten sich die Blätter, und überzogen sich mit einem weißen Salzstaube.— Auf dem Berge selbst, am Rande des Kraters, war der Dampf aus einer neu geöffneten Bocca einmal so stinkend und erstickend, daß er einigen Gefährten des Herzogs die Sprache benahm und ihre Kehlen plötzlich austrocknete; die Hitze war unerträglich. — Auch bei dieser Eruption regnete es mehrmals Asche über der Hauptstadt, und blieb auf den platten Dächern liegen.

Der Vesuv

am zwei und zwanzigsten November 1804.

Schon einige Abende hatte der Vesuv geleuchtet, die Rauchwolke über dem Berge wurde nach und nach roth und immer röther, bis sie endlich die Farbe der Gluth annahm, dann kam in umgekehrter Abstuffung die Dunkelheit zurück, währte etwa eine halbe Minute, und wich dann aufs Neue dem blutrothen Lichte. Gestern und vorgestern hatte jedoch dies Schauspiel nicht statt gefunden. Di Luft hatte sich etwas abgekühlt, heute aber kehrte der lähmende Sirocco zurück, und brachte diesen Morgen einen starken Plaz-

regen. Doch schien auch heute der Vesuv ganz ruhig bleiben zu wollen, er rauchte nicht einmal so stark als an vorigen Tagen. Noch um neun Uhr, kurz vor dem Abendessen, stand ich am Fenster um ihn zu beobachten; da aber der Mond noch nicht aufgegangen war, so konnte ich nicht einmal den Berg sehen. Alles war ruhig.

Kaum aber hatten wir uns zu Tische gesetzt, als einer von uns ein Licht auf dem Vesuv bemerkte, welches schnell in eine feurige Schüssel sich zu verwandeln schien. Wir sprangen Alle auf und eilten auf den Balcon. Siehe, da wuchs mit jedem Augenblick die hellleuchtende Glut. Schon dehnte sich das Feuer sichtbar nach dem Abhange des Berges — ein neuer Strom quoll aus der Mündung, und nun wälzte sich die Flamme mit zunehmender Geschwindigkeit den steilen Aschenkegel herab, dessen Fuß sie in einer kleinen halben Stunde erreichte. Hier fand sie ein sanft abhängiges Thal, wo der Strom einen Augenblick zu stocken schien, dann aber sich wiederum fortbewegte, und von seinem gewaltigen Zuflusse gleichsam vorwärts geschoben wurde. Abermals eine Stunde, und er hatte das Thal durchschnitten; der Abhang, über den er jetzt hinweg glitt, machte seinen Lauf wiederum schneller, und wir verfolgten ihn mit erstaunten Blicken, bis das Kastell Nuovo, meiner Wohnung schräg gegen über gelegen, ihn uns verdeckte. Wir eilten auf den Molo, von dem wir den Ausbruch besser beobachten zu können glaubten, wir sahen aber dort nichts mehr; nur unsere Vermuthung bestätigte sich, daß die feurigen Wellen sich abermals ein neues Bett gegraben; daß sie entweder das unglückliche Torre del Greco wiederum heimsuchen, oder gar noch näher auf Resina sich stürzen würden. — Die Eruption war erfolgt, ohne irgend eine vorhergehende, sonst wohl gewöhnliche Zu-

ckung des Berges. Die Erde bebte nicht, der Schlund donnerte nicht, keine Feuersäulen stiegen in die Luft, keine glühenden Steine wurden geschleudert; der Vulcan glich bloß einem überkochenden Gefäß; aber die große Breite der Lava und ihr schnelles Strömen ließen vermuthen, daß eine gewaltige Masse sich ergieße. Es war recht warm. Wir gingen wieder nach Hause, setzten uns auf den Balcon und sahen dem gräßlichen Schauspiele zu, das, während wir ruhig ein Glas Punsch dabei tranken, vielleicht viele tausend Unglückliche machte. Die Lava schien sich ein wenig rechter Hand unter dem Gipfel einen Weg gebahnt zu haben. Ihr Hervorquillen aus dem Schlunde konnte man deutlich gewahr werden, die Stelle leuchtete, nach dem Zwischenraum von einigen Secunden, immer von frischer Glut. Oben rauchte der Feuerbach wenig, tiefer unten, wo er sich vielleicht in einer Vertiefung mehr gesammelt hatte, stieg eine ungeheure Rauchwolke auf, hie und da schimmerten Minuten lang weiße Lichter in der rothen Flamme, vermuthlich entzündete Bäume oder Häuser. Auf der dunkeln Seite des Berges sah man zuweilen eine Fackel, die sich nach dem Eremiten zu bewegte; sie wurde ohne Zweifel dem kühnen und unermüdeten Herzog della Torre vorgetragen, der bei jedem Ausbruche der erste auf dem Berge ist. Einmal lagerte sich ein langer, schmaler, dichter Wolkenstreif zwischen uns und den Berg, der aus Asche zu bestehen schien; er löste sich aber bald wieder auf. Der übrige Horizont war hell und sternenklar. Nach eilf Uhr trat der Mond hervor, und verherrlichte das Schauspiel, denn er versilberte die rothen Rauchwolken, auf der ihm zugekehrten Seite, mit einem weißen Saume. Wiederum ein ganz verschiedenes Licht schimmerte aus der Laterne des Leuchtthurms im Hafen, und um die Mannich-

faltigkeit der Beleuchtung zu vollenden, zündeten die Gassenbuben, auf dem freien Platze, welchen ich bewohne, zusammengefegte Strohhaufen an. Dann rollten die Wagen nach wie vor zu den Spielhäusern, die Leute gingen und kamen wie gewöhnlich, kein Mensch bekümmerte sich um den brennenden Berg, ja sogar ein paar Guitarren ließen plötzlich ein lustiges Liedchen unter meinem Fenster hören.

Welche Würkung alle diese Contraste auf mich machten, vermag ich nicht zu beschreiben. Ich war in einer fieberhaften Spannung. Vergebens legte ich mich schlafen. Aus meinem Bette selbst konnte ich den Vulcan brennen sehen. Alle Augenblicke trieb es mich wieder heraus. Ein unruhiger Schlummer von wenigen Stunden wurde von ängstlichen Träumen unterbrochen. Um halb vier Uhr stand ich auf und aß auf dem Balcon mein Frühstück von Weintrauben, die vielleicht auf der Stelle gewachsen waren, welche die Zerstörung dieser schrecklichen Nacht getroffen hatte. Das Schauspiel war auch am Morgen noch immer dasselbe. Immer neue Glutströme quollen aus dem Schlunde, ja einigemale sah ich glühende Steine wie Leuchtkugeln in die Luft schleudern, doch in schräger Richtung und nicht hoch. Der Rauch hatte sich ganz hinunter nach dem Meere zu gezogen. Ich setzte mich, dem Vulcan gegenüber, um meine Bemerkungen aufzuzeichnen, und um mir die Zeit bis zum Anbruch des Tages zu vertreiben. So bald der erste Tagesstrahl im Osten schimmert, will ich mich in den Wagen werfen, und hineilen, das gräßliche Schauspiel in der Nähe zu betrachten. —

Am drei und zwanzigsten November.

Mich hatte die Ferne getäuscht. Ich fuhr durch Portici und Resina, ohne eine Spur von den Schrecken der

letzten Nacht gewahr zu werden. Das Tageslicht hatte die Flammen des Vesuvs dem Anschein nach ausgelöscht; der Krater sowohl, als der ganze Strich, den die Lava bildete, schienen nur zu rauchen. Erst als ich nahe bei Torre del Greco war, begegneten mir Wagen mit Hausrath, unordentlich bepackt, mehrere noch mit Weinfässern, dem Hauptreichthum dieser armen Leute. Auch holte ich eine Menge Weiber und Kinder ein, die während der Nacht aus den bedrohten Wohnungen geflüchtet waren, und nun gleichsam schüchtern einen Besuch da ablegen wollten, denn die Gefahr war noch nicht vorüber. Die kleinen Kinder trugen Hühner unter dem Arme, ihre Lieblinge, deren sie, als die Noth hereinbrach, sogleich gedacht hatten. Eine sehr alte Frau kehrte auch am Stabe langsam zurück, und wurde auf der andern Seite von einem jungen Mädchen geführt. In ihrem kummervollen Gesichte stand geschrieben: soll ich denn in meinem hohen Alter noch auswandern? soll ich nicht da sterben, wo ich gebohren wurde? — Ich fuhr durch die ganze Stadt; überall trieb man noch Handel und Wandel, doch überall war man auch mit Einpacken beschäftigt. Uebrigens sah ich immer nur die ältere Schwester der jetzt strömenden Lava, die ihre scheußliche Gestalt vor zehn Jahren hieher gelagert hatte. Erst am andern Ende des Städtchens, bei der Villa des Cardinalerzbischofes von Neapel, hieß man mich aussteigen, und zwischen den hohen Mauern der Weinberge hinaufklimmen. Viele hatte, gleich mir, die Neubegier hieher getrieben, viele Wagen standen schon hier. Nie habe ich einen Weg mit größerer Ungeduld zurückgelegt, als diesen Fußpfad zwischen den Weinbergen. Die Mauern waren so hoch, daß ich den vor mir liegenden Vesuv nicht sehen konnte, und doch überzeugte mich der herüberdringende Rauch,

daß ich der brennenden Lava bereits sehr nahe sey. Eine gute Viertelstunde war ich den sanften Abhang aufwärts gestiegen, da erblickte ich endlich vor mir eine gaffende dreidoppelte Menschenkette, hinter welcher der Rauch empor qualmte. Schnell drängte ich mich herzu, und stand sieben oder acht Schritte von der Lava, die sich grade auf uns herwälzte. Das klingt wohl schrecklich, sich so grade vor einen brennenden Strom hinzustellen, und ihn auf sich zu fließen zu lassen; aber es klingt gefährlicher, als es in der That ist. Das Wort fließen sollte man von der Lava durchaus nicht gebrauchen, höchstens nur da, wo sie eben aus dem Krater hervorquillt, denn dort ist sie würklich ein flüßiges Feuer. So bald sie aber in Berührung mit der äußern Luft kommt, verdickt sie sich augenblicklich und setzt gleichsam eine Rinde von dünnen Schieferplatten an. Nur ihr Kern glüht noch, fließt aber nicht mehr, sondern schiebt sich langsam vorwärts, weil die ihn bedeckende Rinde und seine eigene Verdickung ihn hindern, gleich einer Flüßigkeit zu strömen. Dieses Schieben also geschieht auf einem sanft abhängigen Boden, so unvermerkt, daß man es kaum gewahr werden würde, wenn die innere Bewegung nicht die Rinde zwänge, sich zu zerbröckeln, und ihre geschülferten Brocken knisternd über den Abhang auf den noch unberührten Boden zu werfen. Die Lava, die sich durch die schönen Weinberge so auf uns her schob, hatte eine Höhe von drei bis vier Fuß, nur unter der Rinde sah man das rothe Feuer wie glühendes Eisen, ihre Schlacken warf sie vor sich her, fast wie bei einer Meereswelle zuerst der Schaum herabstürzt und dann erst die Welle selbst diesem folgt. Eben als ich hinzutrat, erreichte die Glut einen Feigenbaum, der, wie eine Fackel, knisternd aufloderte. Schon auf ei-

ner Strecke von anderthalb Meilen waren alle Weinreben in Asche und der grünende Boden in ein rauchendes Schlackenmeer verwandelt; noch eine üppig angebaute Strecke lag vor ihr, von welcher die nächsten Weinreben schon angesengt und gekrümmt, sich zu ihr hin neigten, wie man von den kleinen Vögeln erzählt, die einer Klapperschlange bezaubert in den Rachen fliegen. Die Eigenthümer der Weinberge haueten selbst so schnell als möglich ihre mit sorgfältigem Fleiß gepflegten Reben seufzend um, und rissen die Pfähle aus, um wenigstens etwas Holz zu retten. Ein hübsches Haus rechter Hand war nur noch etwa drei oder vier Schritte von der Lava entfernt, dennoch meinte man, es werde noch eine gute Stunde dauern, ehe der gräßlich langsame Strom es verschlingen werde. Die Leute waren noch ängstlich beschäftigt, Weinfässer aus dem Keller zu retten, indessen die nahe Glut schon die Mauer des Hauses erhitzte. Andere, deren Eigenthum bereits verwüstet war, sahen nur noch todtenblaß mit starrem Blick hinüber nach der Stelle, wo noch vor wenigen Stunden ihre Hoffnungen blühten, und die sie nicht einmal mehr zu erkennen vermochten, weil kein Strauch mehr übrig blieb, an den die Erinnerung sich halten konnte. — Der Lavastrom hatte sich, wie immer, in mehrere Bäche zertheilt, zwischen welchen sparsam, kleine etwas erhaben liegende Inseln verschont geblieben waren. Die Breite zwischen den beiden die Verwüstung begränzenden Bächen mochte wohl eine halbe Stunde betragen, (eine italiänische Meile). Die Lavaschicht, vor der ich stand, bewegte sich, wegen des minder abhängigen Bodens, etwas langsamer, als zwei nahe Bäche linker und rechter Hand, die ziemlich weit vorausgeeilt waren, und mich gleichsam einzuschließen drohten. Dieser zwar nicht Gefahr bringende, aber doch die Phantasie auf-

regende Umstand bestimmte mich, nach einer Viertelstunde den Rückweg anzutreten, auf einer Straße, die nun bald für viele Jahrhunderte von der Oberfläche des Erdbodens verschwinden sollte. — Die Lava nimmt ihren Lauf wiederum gradeswegs nach Torre del Greco, nur etwas höher aufwärts als vor zehn Jahren. Sollte sie die Landstraße erreichen, so würde die Villa des Cardinalerzbischofs eines ihrer ersten Opfer seyn, woran übrigens nicht viel gelegen wäre. Ich zweifle aber noch, daß sie bis dahin sich schieben werde, denn es scheint, die Wuth des Vulcans habe nachgelassen. Zwar strömt noch immer frische Lava aus dem Schlunde, doch nicht reichlich genug, um ihre ersten, schon so weit entfernten Wellen noch mit hinlänglicher Gewalt vorwärts zu schieben. Diese werden, wenn kein neuer Ausbruch erfolgt, sich immer mehr abkühlen, und bald stehen bleiben. So hätte denn auch bei diesem Kampfe der Elemente, wie in den Kriegen der Menschen, nur der Arme gelitten.

Am sechs und zwanzigsten November.

Meine Vermuthung ist nunmehr Gewißheit. Die Lava steht, und hat, seitdem ich sie zum letztenmale sah, sehr wenig Raum mehr gewonnen. Mit Erstaunen sah ich heute das Haus, welches neuerlich dem Untergange so nahe schien, fast völlig unversehrt. Kein Wunder, wenn die Menschen hier an Wunder glauben, die eigensinnigen Würkungen der Natur können wohl dazu verleiten. Die Lava hatte allerdings das Haus erreicht, sich an demselben hinaufgethürmt, war dann links und rechts herab geflossen, hatte es an drei Seiten dicht umgeben, ja ein langer Feuerzipfel hatte sogar schon an der vordern Seite sich hingezogen, das ganze Haus hatte sich gleichsam in einen Man=

tel von brennender Lava gehüllt, nur diesen Mantel vorn nicht zusammen geschlagen — und dennoch war die hölzerne Thür des Hauses unbeschädigt; ich trat hinein, und fand inwendig alles so wie der fliehende Eigenthümer es verlassen hatte. In einen Keller, der einige Schritte vor dem Hause lag, hatte der Strom sich ergossen, und augenblicklich die darin befindlichen Balken, welche den Fässern zur Unterlage dienten, in Brand gesteckt. Der Landschaftsmahler Denis war grade gegenwärtig als dies geschah, und versicherte mich, der Effect von diesem brennenden Keller, in den man hinabschauen konnte, sey herrlich gewesen. Heute war die Lava an dieser Stelle schon ganz erkaltet; um sie noch glühend zu finden, mußte ich den Berg weiter hinaufsteigen. An vielen Orten rauchte sie noch, an einigen war auch noch die Luft über derselben in einer sichtbaren zitternden Bewegung. Doch um bis zu einer solchen Stelle zu gelangen, mußte man über die erkalteten Ufer hinweg klettern. Ich that es, obwohl es äußerst beschwerlich ist, denn Alles besteht jetzt entweder aus scharfen Zacken, oder aus geschieferten Brocken, nirgend ein fester Tritt. Die Schwefelglut, die mir entgegen schlug, bewog mich ohnehin bald wieder umzukehren. Ich begnügte mich, ein Stück Lava zu erbeuten, welches so heiß war, daß man die Hand keine Secunde lang daran halten konnte; eine Viertelstunde nachher war es kaum noch warm. — Die armen Leute, die hier herum beschäftigt waren, den Rest des Bodens anzubauen, den des Vulcans Wuth ihnen übrig gelassen, erzählten mir, es seyen hundert Morgen Landes verwüstet worden, und gewiß würde die Lava noch weiter geflossen seyn, wenn nicht ihre gute Königin Nachmittags erschienen, um ganz nahe bei dem erwähnten Hause, an einen Baum, den man mir zeigte, ein Marienbildchen

zu heften. Alsobald habe die Lava gleich einer Mauer gestanden. Die Königin hatte noch überdies Geld unter die Verunglückten ausgetheilt, und war so, von Segen und Bewunderung begleitet, wie eine Heilige davon gefahren. Man wünschte nur, sie möchte früher gekommen seyn, um durch die Macht ihrer Frömmigkeit den Strom aufzuhalten, ehe er die Weinberge erreicht hatte. Ich zweifelte nicht an der Wahrheit der Erzählung, denn ich erinnerte mich an die Kröpfe, die der König von Frankreich oder England durch Berührung heilte, wie so manches andere den gekrönten Häuptern zugeschriebene Wunder; es kam mir also gar nicht unglaublich vor, daß die kluge Königin dem Volkswahn zu Liebe, einmal mit dem heiligen Januarius in die Wette den alten heidnischen Berg die Kraft des christlichen Glaubens habe fühlen lassen. Indessen ergriff ich doch die Gelegenheit, die sich mir bald nachher darbot, die Königin selbst zu fragen, ob die Anekdote wahr sey? — Sie lächelte. Es war ihr gar nicht in den Sinn gekommen, ein Bildchen mit dahin zu nehmen. „Ich stimme das Volk lieber hinauf als herab," sagte mir die geistreiche Frau; und so hatte ich denn abermals einen Beweis, wie wenig man sich auf das allgemeine Gerücht verlassen kann, selbst wenn es von Augenzeugen herrührt.

So hat das gräßliche Schauspiel für diesesmal sein Ende erreicht, wenn nicht die warmen Regengüsse, die jetzt fallen, einen neuen Ausbruch bewirken, denn immer nach starken Regengüssen pflegen die Flammen mit verdoppelter Wuth hervor zu brechen, gleichsam um dem Himmel trotzend zu verkünden, daß er vergebens seine schwersten Wolken in den Krater ausleert. Ja, die innere Kraft des Berges zieht wohl noch obendrein das Wasser aller Brunnen in der Nachbarschaft an sich, und macht, daß sie Tagelang ver-

versiegen. — Ein noch schwerer zu erklärendes Phänomen ist: daß während jedes Ausbruches die Fische weit häufiger an der Küste wimmeln, und so reichlich gefangen werden, daß sie nie wohlfeiler sind, als um diese Zeit. Vielleicht zieht der Berg die Ströme des Meeres an sich, und die Fische folgen unwillkührlich den Strömen. — Ich schließe mit einer Beobachtung die mir wichtig scheint. Sehr deutlich habe ich bemerkt, daß schwache Weinbergsmauern den Feuerstrom eine Zeitlang aufzuhalten im Stande sind, daß er sich, durch sie begrenzt, zusammenzieht, und mit dem engen Bette, welches sie ihm zuweilen anweisen, sich in einer Länge von zehn bis zwanzig Schritte begnügt, bis endlich die Gewalt der aus Feuer in Felsen verwandelten Massen, die Mauern dennoch umstürzt und sich neue Wege bahnt. Nach dieser Beobachtung scheint es mir unwidersprechlich, daß man wenigstens die am Fuße des Vesuvs gelegenen Städte und Dörfer auf immer vor einem Unglück bewahren könnte, wie das war, welches vor zehn Jahren Torre del Greco und vor tausend achthundert Jahren Herculanum traf. Man müßte nehmlich nach der Seite des Berges zu die Stadt im halben Cirkel mit einer dicken, hohen, inwendig mit starken Strebepfeilern versehenen Mauer umgeben; der mittlere Theil dieses Halbcirkels müßte am erhabensten liegen, und dann zu beiden Seiten immer abhängiger werden; die Enden des Halbcirkels müßten links und rechts sich nach dem Meere hinabziehen, und so viele Schritte von der Stadt entfernt bleiben, als nöthig wäre, die nächsten Häuser vor den Wirkungen der allzunahen Glut zu sichern. Es ist gar kein Zweifel, daß die Lava, wenn sie diese Mauer erreichte, sich zwar anfangs höher thürmen, bald aber, durch den zu beiden Seiten abhängigen Boden gezwungen, links und rechts an der Mauer herabgleiten, und so einen unschädlichen Lauf

nehmen würde. Freilich müßte die Mauer sehr hoch und sehr dick seyn, aber ich verlange sie weder höher noch dicker als diejenige ist, welche die Chineser gegen die Einfälle der Tataren aufgeführt haben; folglich verlange ich zwar ein Riesenwerk aber nichts unmögliches. Ich meine der Vesuv ist ein schlimmerer Feind als die Tataren, und verdient wohl, daß man gleiche Anstalten gegen ihn treffe. Was die von uns für halbe Wilde geachtete Chineser vollbracht haben, das wird uns klugen Europäern doch nicht zu schwer seyn? Ha! welche treffliche Gelegenheit für einen König, seinen gesegneten Namen auf die späteste Nachwelt zu bringen. Und wieviel wohlfeiler könnte er zu diesem Ruhme gelangen, als der Chinesische Kaiser. Die Materialien liegen den Arbeitern unter den Händen, die Lava selbst liefert den Stoff zu ihrer Bezähmung. Die Arbeiter darf er nur aus den vollen Kerkern nehmen. Die Strecke, die er zu befestigen hat, kommt gar nicht in Betrachtung gegen die vielen hundert Meilen, welche die Chinesische Mauer einnimmt. Er dürfte fürs erste nur mit Torre del Greco und Resina den Anfang machen, weil es scheint, die Lava werde vielleicht noch lange in den zuletzt gegrabenen Betten sich fortwälzen. Ja, ich halte es gar nicht für unmöglich, schon am Fuße des Aschenkegels die Mauer anzufangen, in einem einzigen großen Halbcirkel alle die unten liegenden Städte einzuschließen, und zugleich auch alle darüber gelegenen Weinberge zu schützen, indem alsdann die Lava, sie breche aus wo sie wolle, immer nur zwei offene Wege finden würde, dem Meere zuzuströmen. Der Mensch hat so oft die Elemente siegreich bekämpft, warum denn nicht auch hier? — Der Gedanke ist groß! ach! warum erwärmt er nicht jedes Herz wie das meinige! Warum bin ich nicht ein Liebling an diesem Hofe, daß meine Stimme durchdringe und gelte! Wahrlich! nach einigen Jahren

sollten die Bewohner von Torre del Greco ruhig schlafen, und nach Tausenden von Jahren noch mein Andenken segnen!

Am dreißigsten November.

Wir haben heute in guter und froher Gesellschaft auf dem Vesuv gefrühstückt. Sogar drei Damen hatten die Eselsreiterei nicht gescheut, um den grämlichen Nachbar ein wenig mehr in der Nähe kennen zu lernen; die Esel wurden am Zaume geführt und jede Dame glich einer Flucht nach Egypten. Unter Scherz und Lachen, bei warmer herrlicher Witterung, erreichten wir die Wohnung des freundlichen Eremiten und schlugen die unsrige da auf. Um doch aber auch dem Berge die gebührende Ehre zu erweisen, wurden einige Herren hinauf zu seinem Krater deputirt, welche bei ihrer Zurückkunft folgenden Rapport abstatteten: an der Seite, wo die Lava ausfließt, hat der Berg sich gespalten und gleichsam einen tiefen Hohlweg gebildet. Die Bergwände, da wo sie auseinander gerissen worden, prangen gräßlich mit allerlei Farben. Nur oben, gleich beim Ausfluß der Lava, ist er noch wie vormals, zusammenhängend, so daß die Lava sich wie ein Wasserfall, wohl dreißig Fuß hoch und etwa zehn Fuß breit — herunter in die neue Schlucht stürzt, dann einige Schritte sich fortwälzt, unter einer Decke von schon erkalteter Lava auf kurze Zeit verschwindet, bald aber, wie die Rhone im südlichen Frankreich, aufs neue hervorbricht, und glühend in das Thal strömt. Wir glaubten unserm Erzähler aufs Wort, daß dieser Anblick furchtbarherrlich sey. Die mit gelbem Schwefel überzogene Pyramide, in der Mitte des Kraters, ist noch vorhanden, aber weit höher geworden; der Geist des Berges hat sie gleichsam heraufgeschoben. Mehrere kleine Kegel sind entstanden, der ganze Krater scheint ausgefüllt, die Gestalt der Wände hat sich an mehreren Stellen verändert, manches ist in den Schlund

hinabgestürzt, manches dünn und hohl geworden; kurz, alles bewies, daß die Feuermasse noch immer mit großer Kraft koche und gähre. Heute zwar scheint der Berg ziemlich ruhig; die Lava strömt still, der Rauch ist gering, das Brausen und Donnern des Schlundes hat ganz aufgehört; aber — man fürchtet dennoch eine neue Explosion, denn die Brunnen in Portici gaben gestern zum Theil wenig, zum Theil sehr schlechtes Wasser, ein Beweis, daß der Berg die Quellen wieder an sich saugt, um ihre Wasser zum eigenen Gebrauch seiner höllischen Küche zu verwenden. Auch seine Stille ist verdächtig.

Eine lustige Anekdote darf ich nicht unberührt lassen; mehrere meiner Bekannten waren Augenzeugen. Als am zwei und zwanzigsten dieses die Lava bereits die Weinberge zu überglühen drohte, trug man zu Torre del Greco, wie bei solchen Gelegenheiten öfter geschieht, das Bild des heil. Januarius in Procession hinaus, stellte es hier vor die Lava, kniete und betete, daß der Heilige die Güte haben wolle, den Strom aufzuhalten. Aber dieser wälzte sich bald näher. Man transportirte einigemal den Heiligen etwas weiter zurück, pflanzte ihn dann abermals hin, und ersuchte ihn aufs neue um die Wohlthat, die ihm nur einen Wink koste. Als aber endlich alles Bitten vergeblich war, und die taube Lava sich immer vorwärts schob; da fing man an, auf den unbarmherzigen Heiligen zu schimpfen, man nannte ihn einen vecchio ladro (einen alten Spitzbuben) birbone! birbante! scelerato! Kurz man beehrte ihn mit allen Titeln, welche die Verzweiflung eingab. Bald war man mit dieser Herzenserleichterung nicht einmal mehr zufrieden, sondern vom Schimpfen kam es zu Schlägen, und der heil. Januarius wurde, besonders von einem alten Weibe, tüchtig durchgewammst.

Ueberhaupt hat der gute Patron außerordentlich viel von seinem Ansehen verlohren, seitdem er, bei Anwesenheit der Franzosen, so gefällig gewesen, sein Blut flüssig zu machen; das werden sie ihm nie verzeihen. Gleich damals nannten sie ihn laut einen Jacobiner, und es soll ihm sogar nachher ein ordentlicher Proceß gemacht worden seyn, dessen Acten ich gern theuer bezahlt hätte, wenn es möglich gewesen wäre, mir selbige zu verschaffen. Ein anderer Heiliger, Antonius, hat von dem Leichtsinn seines Collegen, Vortheil gezogen, und sich schnell des Vertrauens der Neapolitaner zu bemächtigen gewußt, so daß sein Ansehen jetzt bei weitem größer ist, als das des ungetreuen Schutzpatrons. Will dieser das seinige wieder herstellen, so muß er einen Augenblick wahrnehmen, wo der Vulcan am wüthendsten tobt, und ihn plötzlich, wie einst geschehen, durch seine Gegenwart zum Schweigen bringen. Dadurch würde er vielleicht den Aerzten noch einen größern Gefallen erzeigen, als denen, welche den Fuß des Bergs bewohnen und anbauen; denn, einer kürzlich erschienenen, gelehrten Abhandlung zufolge, soll das Klima von Neapel nur dann recht mild und gesund seyn, wenn der Berg von Zeit zu Zeit Flammen auswirft. Sobald er aber mehrere Jahre hartnäckig schweigt, will man bemerkt haben, daß nicht allein mehrere Krankheiten im Schwange gehen, sondern daß sie auch einen bedenklichern Character annehmen. Die Beobachtung mag allerdings gegründet seyn, denn wie ungeheuer muß die Electricität der Luft durch den wochen- und mondenlangen Flammenhauch des Vesuvs sich anhäufen. Es vergeht, seit meinem Hierseyn, fast kein Tag, an dem nicht, Abends oder Morgens, ein starkes Wetterleuchten, oft auch vom Donner begleitet, am Firmament sich blicken ließe. Die Luft, die wir einathmen, ist mit electrischer Materie geschwängert.

30. Caserta.

So heißt ein Lustschloß des Königs, fünfzehn Italiänische Meilen von Neapel. Es liegt in der Ebene von Capua, welche als sehr reizend geschildert wird, mir aber sehr langweilig vorgekommen ist. Ich gebe gern zu, daß Felder, die noch jetzt im Anfang Decembers, mit dem frischen Grün der jungen Saat prangen, und in lauter Alleen von Pappeln und Maulbeerbäumen, zwischen welchen die Weinreben sich ranken, getheilt sind, daß solche Felder dem Auge wohl thun — aber — ich mag nur nicht fünfzehn Meilen hintereinander immer und ewig denselben Anblick; das Auge wird doch gewaltig dadurch ermüdet; so wie Jedermann bekennen wird, daß eine, schnurgrade durch einen Wald gehauene Landstraße von mehreren Meilen, (wie z. B. zwischen Narva und Jamburg) zwar anfangs vergnügt aber zuletzt fast unerträglich wird. So ist der Mensch nun einmal! Abwechselung erheitert seinen Geist, und wäre der Himmel stets blau, so würde er nach Donnerwolken seufzen.

Das Schloß zu Caserta ist sehr groß, wohl so groß als das Winterpalais zu Petersburg, auch von ähnlicher Form, aber bei weitem nicht ausgebaut, ohngeachtet schon seit fünfzig Jahren daran gearbeitet wird. Jetzt vollends hat man dringendere Ausgaben. Indessen ist auch der vollendete Theil schon groß genug, um die ganze königliche Familie, bequemer als in Neapel selbst, zu beherbergen. Die Treppe ist die schönste die ich in meinem Leben gesehen habe, jede Stufe ein einziges Stück Marmor, achtzehn Fuß lang, die Wände mit dem herrlichsten Marmor ausgelegt, die Decke schön gemahlt. Auf der Treppenruhe liegen zwei große Löwen von weißem Marmor, welche ihre Tatzen sehr unsanft auf Krone und Scepter schlagen, ein Sinnbild das sich sehr verschieden deuten läßt. Den Vorsaal möchte ich

lieber einen achteckigen offenen Tempel nennen, dessen Kuppel auf vier und zwanzig der schönsten Säulen ruht. Ueberhaupt findet man hier einen ungeheuern Reichthum der vortrefflichsten Marmorgattungen, und, was den Werth dieses Schatzes noch sehr erhöht, ist, daß er ganz inländisch ist; Apulien, Sicilien, Benevent und die Gegend von Neapel selbst, haben ihn geliefert. Außer dem Könige von Neapel ist nur der Kaiser von Rußland noch im Stande, einen solchen Pallast von inländischem Marmor aufzuführen, und wirklich stehen manche Sibirische, auch Finnische Marmorgattungen, den besten Italiänischen in nichts nach.

Im ersten Saale steht die colossale Statüe eines Helden, der vom Siege gekrönt wird. Sie soll die Eroberung Flanderns durch Alexander Farnese vorstellen. Unter den Füßen des Helden krümmt sich eine nackte männliche Figur (nehmlich Flandern) und gnade Gott der armen Provinz, wenn die symbolische Darstellung Wahrheit ausdrückt, denn mit dem einen Fuße steht der Sieger auf dem Nacken des Besiegten, mit dem andern hat er sich ziemlich tief in seinen Bauch eingegraben, welches einen recht widerlichen Anblick macht. Eine recht gute Idee war es hingegen, diesen Saal durch zwölf Basreliefs zu verzieren, welche zwölf Thaten der Römer vorstellen, deren Schauplatz in dieser Gegend gefunden wird. Die Deckengemählde sind im ganzen Schlosse von geringer Bedeutung und die Zimmer überhaupt gar nicht prächtig ausgeschmückt; fast überall einfarbige seidene Tapeten, nirgends ausgezeichnete Kunstwerke. Im zweiten Zimmer ein paar große Landschaften, den Prater bei Wien vorstellend; auf der einen prellt der König Füchse, auf der andern sticht er wilde Schweine. Welch' ein Genuß ist hier der Nachwelt bereitet? — Im dritten Zimmer ist Hackerts Talent zu fünf, durch den Gegen-

stand seiner unwürdigen, Landschaften gemißbraucht worden. Auf der einen werden wilde Schweine durchs Wasser getrieben, der König steht auf einer Brücke und schießt darunter. Auf der andern ist eine ähnliche Jagd mit Hunden. Auf der dritten schießt der König Enten am See Fusaro. Auf der vierten hält er Revüe bei Gaeta, und das ganze Bild zeigt nichts als bunte Soldaten in Reihe und Glieder gestellt. Auf der fünften kommt die Neapolitanische Flotte von Algier zurück, wo sie bekanntlich nichts ausgerichtet hatte. Merkwürdig blieb das letztere Bild dadurch, daß der Vesuv auf demselben abgebildet ist, wie sein Kegel noch im Jahr 1784 aussah. Seitdem hat sich die Gestalt desselben sehr verändert. —

Die Franzosen hatten alle diese Landschaften bereits nach Paris geschleppt, eine Beute die ihnen allenfalls zu gönnen war, aber um der Wichtigkeit der Gegenstände willen, wurde eine diplomatische Unterhandlung darüber eröffnet, und es gelang endlich dem Marquis de Gallo, sein Vaterland durch ihre Zurückgabe zu beglükken. Jetzt können die treuen Bürger nach wie vor sich an den Thaten ihres Königs weiden. — Bei sieben kleinern Landschaften im vierten Zimmer hat Hackerts Genius ein freieres Spiel gehabt, denn hier sind Aussichten von den Inseln Capri, Ischia u. s. w. die seines Pinsels würdig waren. —

Ein kleines Badezimmer der Königin ist mit passenden Gemählden verziert — Venus aus dem Bade steigend, die drei Grazien, und — Diana wie sie Acteon mit Hirschgeweihen beschenkt. Ein boshafter Witzling meinte, Acteon hätte nur einen Buchstaben weniger in seinem Namen führen dürfen, um ein solches Unglück an dieser Stelle nicht zu befürchten.

Jetzt folgen drei Bibliothekzimmer der Königin, man könnte sie auch wohl Säle nennen. Im ersten sind eine

Menge historische und philosophische Werke, meist in Französischer Sprache, sauber gebunden, in zierlichen Wandschränken aufgestellt und oben auf den Schränken stehen schöne Etruscische Vasen. Der zweite Saal ist ganz der Deutschen Literatur gewidmet, aber hilf Himmel! welch eine Schofelbibliothek! Da ist doch auch seit zwanzig Jahren kein einziger schlechter Roman erschienen, der hier nicht anzutreffen wäre. Die Königin ist daran wohl unschuldig; sie hat, wie sie mir selbst nachher sagte, oft kaum Zeit die Titel der Bücher zu lesen, aber derjenige Buchhändler, welcher den Auftrag hat, ihr Deutsche Bücher zu senden, sollte seiner Wahl und seines Eigennutzes sich schämen, und der Bibliothekar solchen Schofel augenblicklich ausmerzen, und nicht vor Fremden zur Schau stellen. Was zum Beispiel soll ein Fremder wohl davon denken, wenn er unter den Büchern einer Königin auch folgendes antrifft: Eheliche Umarmungen und Plaisanterien mit Maitressen? Dergleichen artige Sächelchen könnte ich noch bei Dutzenden nennen. Im dritten Saal findet man eine ziemlich auserlesene, nicht längst erst wieder ausgepackte Sammlung von Büchern, welche die Königin nach Sicilien begleiteten, von da nach Triest und Wien mitgingen, und endlich auch die Rückreise hieher wiederum glücklich vollbrachten. Wenn Bücher, gleich Wein und Bier, durch Seefahrten besser würden, so müßte diese Sammlung jetzt unter die besten gehören. Uebrigens wird dieser Saal durch herrliche Frescogemählde von unserm verdienstvollen Landsmann Füger verschönert. — Gleich an denselben stößt ein kleines Familien-Theater, auf welchem die Prinzen und Prinzessinnen sich dann und wann üben. Die noch stehende Decoration, ein Altar mit Inschriften, bewies, daß die Kinder hier zuletzt ein frohes Familienfest, ihren Eltern zu Ehren, gefeiert

hatten. Die Königin hängt an ihren Kindern und Enkeln mit der zärtlichsten Mutterliebe, das bekennen selbst ihre Feinde. In einem andern Zimmer, wo sie gern sich aufhält, fanden wir, außer mehreren Familienportraits, auch die fünf allerliebsten Kinder des Oestreichischen Kaisers, trefflich gemahlt. — Die meiste Pracht in diesem Pallast ist an die Kapelle verschwendet, besonders zeichnen sich die Wände durch das herrliche Giallo antico aus, welches der Tempel des Serapis hat liefern müssen. Das Altargemählde, die Himmelfahrt Mariens, von einem Mahler Namens Bonita (wo ich nicht irre) ist nicht außerordentlich; aber auf der Gallerie, welche die königliche Familie einzunehmen pflegt, finden sich ein paar herrliche Bilder. Das eine ist von unserm wackern Landsmann Mengs, die Vorstellung Mariens im Tempel. Eine reinere Jungfrau ward nie gesehen. Sie gleicht einer in der Morgendämmerung aufgebrochenen Knospe, deren reine Farbe selbst der Lichtstrahl noch nicht berührte. Vielleicht ist das Kolorit des Ganzen ein wenig zu grell, aber nie werde ich die reizende Unschuld vergessen, die da so kindlich vor dem hohen Priester kniet. — In dem andern Bilde, von Conca, die Geburt Mariens, sind die Farben sanfter verschmolzen, und der Lichtstrahl, der, vom heiligen Geist herab, auf das Kind im Schooße der lieblichen Mutter fällt, giebt der ganzen Gruppe etwas Ueberirrdisches, die Phantasie warm Ergreifendes. — Das dritte große Bild auf dieser Gallerie, die Vermählung Mariens, ist leider wiederum von Bonita, und nichts daran zu bewundern als die außerordentliche Züchtigkeit, mit welcher Maria ihrem Bräutigam die Fingerspitzen reicht. —

Das Theater im Schlosse zu Caserta ist im Kleinen nach dem Plane des großen Theaters San Carlo erbaut. Es strotzt von Marmor und Gold, ist aber doch nicht bunt, son-

dern gewährt einen äußerst gefälligen Anblick. Der Hintergrund der Bühne kann, nach dem Felde hinaus, geöffnet werden, wenn man Lust hat, große Aufzüge oder ganze Schlachten vorstellen zu lassen. —

Einige Meilen weiter liegt Belvedere, ein niedliches Jagdschloß des Königs, an einem Bergrücken. Den Fuß des Berges umgeben eine Menge kleiner neugebauter Häuser, von welchen man behauptet, der König schenke sie nach und nach hübschen, jungen Bäuerinnen, die er — verheirathet. Er hält sich, um des edlen Waidwerks willen, einen großen Theil des Jahres hier auf, indessen seine Familie, zwanzig Meilen davon, in Portici wohnt. Ein großer Flügel des Schlosses ist einer Seidenfabrik eingeräumt, welche sehr beträchtlich seyn, und deren Gesetze und Einrichtungen der König selbst eigenhändig entworfen haben soll. — Der nahe englische Park ist klein, die Anlage unbedeutend, den Park bei Weimar zum Exempel an Schönheit bei weitem nicht erreichend. Daß er mit schönen südlichen Bäumen und Gewächsen prangt, verdankt er dem Klima; ich habe unter andern den Kampferbaum hier sehr üppig gefunden. — Ein Wasserfall außerhalb des Parks, von dem man viel Wesens macht, ist kaum des Ansehens werth. Zwar ist die Wassermasse nicht gering, und die Höhe, von welcher sie herabstürzt, ansehnlich, aber man hat beide Vortheile nicht zu benutzen, und durchaus keinen großen Effekt hervorzubringen gewußt. Den Eindruck, den er etwa jetzt noch machen könnte, hat man vollends durch eine Menge schlechter Statüen und kleinliche Spielereien vernichtet. Mehreren Fenstern im Schlosse zu Caserta dient dieser Wasserfall zum Schlußpunkt des Gesichtskreises, und man meint Wunder, wie schön das sey! Aber in dieser Entfernung sieht er vollends aus wie ein weißer Zwirnsfaden. Wenn der Kö-

nig in Belvedere ist, darf man nicht einmal, wie sonst, bis zu dem Wasserfall fahren, sondern man muß, über eine Meile, zu dem schlecht belohnenden Schauspiele zu Fuße wallfahrten. Warum der königliche Jäger hier so viel Umstände mit sich machen läßt, begreife ich nicht. Ueberhaupt wird die Nähe der königlichen Familie dem Fremden öfter lästig, denn hat er die Ehre und das Unglück, einem Kinde aus derselben zu begegnen, so muß er auf die Seite fahren, anhalten, und sich bücken, bis das Kind vorüber ist. — Die Wasserleitung von Caserta ist sehr berühmt, und wird von Volkmann den größten Werken der Römer nicht allein gleich gesetzt, sondern sogar vorgezogen. Darüber kann nur die Zeit entscheiden. Kühn angelegt ist sie freilich, und zuweilen in drei Stockwerken übereinander von Bergen zu Bergen fortgeführt; aber wird sie auch Jahrtausende stehen wie die römischen? — Ueberall bemerke ich, daß die Werke unserer Zeit nicht einmal Jahrhunderte ausdauren: man muß ewig daran flicken; man bauete weder mit demselben Mörtel, noch mit denselben kunstreichen Händen.

---

31. Portici.

Den Vorzug, daß die Königliche Familie dieses Lustschloß so gern und so lange Zeit im Jahre bewohnt, hat es gewiß nicht seiner Schönheit zu danken; vermuthlich der Nähe der Stadt, der Geräumigkeit und andern mir unbekannten Ursachen. Der Einfall, die Landstraße mitten durch das Schloß zu führen (so daß Jeder, der nach Calabrien, oder auch nur nach Torre del Greco, Pompeji, Castel al mare u. s. w. reist, zu einem Thore des Schlosses hinein, und zum andern wieder herausfahren

muß) ist so seltsam, und verträgt sich so wenig mit der ländlichen Stille, daß ich schon deshalb diese geräuschvolle Einsamkeit nie zu meiner Erholung wählen würde. Tag und Nacht gehen Post- und andere Wagen durch; ich begreife nicht, wie man da schlafen kann. — Ist der Aufenthalt für Wachende etwa desto angenehmer? mir kommt es nicht so vor. Der Garten liegt nicht einmal am Meere. Er besteht eigentlich nur aus einem Wäldchen von immer grünenden Eichen, durch welches breite Aleen zum Fahren und Reiten gehauen sind. Diese Eichen haben schmale Blätter, und geben im Sommer nicht Schatten genug. Im Winter hingegen ist dieser Busch allerdings sehr reizend, denn da nirgend ein Blatt vom Baume fällt, und auch der Boden grün bleibt, so spaziert man darinnen herum, wie mitten im Sommer: höchstens erinnern die umher gestreuten Eicheln an den Herbst. Nahe am Pallast sind einige große mit Mauern eingefaßte Plätze, wo viele tausend Orangebäume mit Millionen goldenen Früchten prangen. Hier sah ich (am zwölften December) Blüten und Früchte zugleich auf den Bäumen; Levcoyen und Nelken blüheten in Töpfen, Narcissen und Jonqoillen im freien Lande. Die Luft war milde, wie bei uns mitten im Sommer; der Himmel bewölkt, doch konnte man keinen Oberrock dulden. — Ha! welch ein Clima! — aber — welche Menschen! — — Der Erbprinz hat dieses Jahr eine neue englische Partie angelegt, von der sich noch nichts loben, wohl aber tadeln läßt, daß die Gänge viel zu schmal sind. Das Schloß ist groß, aber man kann sich die Mühe ersparen, hinein zu gehen, denn es ist nichts Merkwürdiges darin zu sehen, man müßte denn das bunte, geschmacklose Zimmer dahin rechnen, welches Tapeten von Porcelain hat, oder einige mittelmäßige Gemählde von Bonito, unter

andern ein Raub der Proserpina, der nicht übel seyn würde, wenn das Bild nicht mit Figuren so sehr überladen wäre, daß man sich der Furcht nicht erwehren kann, sie werden in dem kleinen Raume nicht Luft genug haben, um Athem zu schöpfen. In einem Saale hängen sechs mächtig große, nicht schlecht gemahlte, allegorische Gemählde, die aber unausstehlich allegorisch sind; das heißt: man muß einen wohl unterrichteten Mann bei sich haben, der die Gegenstände erklärt, und wenn er sie erklärt hat, versteht man doch nichts davon. In einem andern Saale sind in Lebensgröße ein paar Riesen gemahlt, die sich zu verschiedener Zeit in Europa für Geld sehen ließen, daneben erblickt man die Conterfeys eines Türkischen und Tunesischen Gesandten, nebst ihrem Gefolge. Das letztere Bild scheint mir das beste im ganzen Schlosse zu seyn. In der Kapelle erwartete ich sicher Pracht, oder doch schöne Gemählde zu finden. — Keins von beiden. Eben diese Hoffnung täuschte mich in drei oder vier kleinen Kapellen, zur Privatandacht der Königlichen Familie bestimmt, nicht einmal da werden gute Altargemählde angetroffen. Der Erbprinzessin z. B. wäre anzurathen, wenn sie sich in gesegneten Leibesumständen befindet, der Heiligen über ihrem Betaltar nicht auf die verzeichneten Hände zu sehen, sie wird sonst schwerlich ein Kind mit den schönen Händen der Großmutter zur Welt bringen. — In des Königs Zimmer giebt es schlechte Landschaften und Prospecte in Menge, in denen der Königin recht artige Bilderchen, von buntem Wachs en Basrelif gemacht. Ueberhaupt ist nirgend eine Spur von Pracht oder Luxus. Ein paar antike Fußböden aus Pompeji wären allenfalls zu bemerken. Man erholt sich von dieser vergeblichen Reise durch mehr als hundert Zimmer, wenn man heraus auf die schöne Treppe kommt, wo ein paar Sta-

tüen aus Herkulanum durch die herrlichen faltenreichen Gewänder auffallen, und endlich vollends unten im Portikus, wo man die köstlichen Bildsäulen zu Pferde der beiden Balbus bewundert. — Jedermann weiß, daß sie in Herkulanum ausgegraben wurden; sie sind vortrefflich erhalten, und scheinen mir beide das Werk großer Meister. Kenner ziehen die Statüe des Sohnes der des Vaters vor. Ich bin kein Kenner, und zolle meine Bewunderung beiden zu gleichen Theilen. Der Kopf des Vaters ist wenigstens gewiß sprechender als der des Sohnes. —

Ich kann Portici nicht verlassen, ohne noch jeden Fremden vor der unverschämten Bettelei zu warnen, die hier, besonders im königlichen Garten, seiner wartet. An jeder Thür, an jeder Hecke, empfängt ihn ein anderer Führer, um ihm das kleine Stück Land zu zeigen, welches seiner Obhut anvertrauet ist. Kaum sind ein paar hundert Schritte gethan worden, so wird er schon wieder, ohne etwas Merkwürdiges gesehen zu haben, an einen Dritten abgeliefert, und so geht es immer fort; Gärtner, Untergärtner und Gärtnerbursche, spielen sich den Fremden zum Rupfen in die Hände; hier bringt ihm einer eine Blume, dort bietet ihm ein Anderer eine Frucht. Alle wollen bezahlt seyn, alle werden bezahlt, und keiner ist zufrieden.

---

32. Die Favorite.

Dies ist der Name eines gleich hinter Portici gelegenen Lustschlosses, dessen Garten sich bis an die See erstreckt. Es ist ein sehr angenehmes Landhaus, dessen Eintheilung und Verzierung den Wunsch erweckt es zu besitzen, ein Wunsch, der in den Pallästen der Großen mir wahrlich sehr selten aufsteigt. Es wird Einem in dieser Favorite

so wohl, so behaglich. Das untere Geschoß ist zu Bällen und Hoffesten eingerichtet; tiefer als alle die übrigen Zimmer liegt der Tanzsaal, man steigt von zwei Seiten auf einer schönen Treppe von weißem Marmor zu ihm hinab. Er ist einfach mit Büsten verziert, ein großer Kronleuchter von Bergkrystall, zwischen Blumen-Guirlanden schwebend, erleuchtet ihn. Ob es sich auf den rothen Backsteinen gut tanzt? sie sind zwar mit einem Oelfirniß überzogen, und dadurch glatt, aber zum Tanze scheint ein Fußboden von Holz doch tauglicher. Ueberhaupt muß ich hier die Bemerkung einschalten, daß man nirgend weniger auf schöne Fußböden hält als in Neapel; sie sind fast durchgehends, in den reichsten wie in den ärmsten Häusern, von rothen Backsteinen, die höchstens noch einmal mit einer rothen Oelfarbe überzogen werden. Holz ist freilich aus manchen Ursachen hier nicht zu rathen; es wärmt zu sehr, begünstigt das Ungeziefer und ist zu theuer. Aber warum ahmen reiche Leute nicht die Fußböden der Alten nach, die sie doch so sehr bewundern? Diese lieblichen Mosaiken aus Pompeji? diese köstlichen Marmorplatten aus Herkulanum? Alle die Steine, deren die Alten sich dazu bedienten, sind jaauch noch jetzt vorhanden. — Noch ein besonderer Zierrath des Tanzsaals der Favorite darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen, eben weil er dazu beiträgt, dem Ganzen ein so häusliches, behagliches Ansehen zu geben; es sind die Portraits von sehr vielen Wiener Damen, denen die Königin wohl will. Sie sind sämmtlich in gleicher Größe, en Medaillon gemahlt, und so kunstreich, theils im Saale selbst, theils auf den Treppen vertheilt, daß sie dem höhern Style des Gebäudes, welches wohl eigentlich keine Portraits leidet, nicht Hohn sprechen. — Mehrere um den Saal gelegene Zimmer haben Balcons, zum Herabschauen unter die Tan-

zen.

zenden. Eine große luftige Terrasse, von welcher man das Meer sieht, gewährt den erschöpften Tänzern Kühlung, und daneben eine herrliche Aussicht. Alle Zimmer sind übrigens mit der nothwendigsten Möbel, nehmlich mit Spieltischen sehr reichlich versehen. Sonst findet man da nichts Prächtiges, und muß sogar auf Strohstühlen sitzen. — Das obere Geschoß hingegen, das sogenannte Appartamento nobile, prangt mit Kunstwerken, die zu sehen kein Fremder versäumen sollte. Hiezu rechne ich vorzüglich die vierzehn Seehäfen des Reichs von Hackert gemahlt, und alle seines Pinsels würdig. Vielleicht hat er die lebendigen Figuren ein wenig zu häufig angebracht, und etwas zu viel Fleiß darauf verwandt; man sieht zuweilen den Hafen vor lauter Menschen nicht. Auf einem dieser Bilder, wo ein Kastell den Vorgrund bildet, hat er gar drei Trommelschläger, als Hauptfiguren hingestellt, die das Trommeln lernen. Ich vermuthe fast, er habe das auf höhern Befehl gethan, denn mir scheint es, er habe sich selbst über diese Trommelschläger lustig machen wollen, indem er ein kleines Mädchen mit einer kleinen Trommel in ihrer Nachbarschaft stellte. — Von höherm Kunstwerth als diese vierzehn Häfen halte ich die übrigen zahlreichen Landschaften desselben Meisters, die man hier antrifft. Es sind größtentheils herrliche Gegenden aus Sicilien, besonders um Messina; man mag, gleich mir, noch so wenig Liebhaber von Landschaften seyn, hier wird man dennoch gefesselt. — Den nächsten Rang nach Hackerts Meisterwerken, und für manchen Verehrer des Alterthums vielleicht den ersten, nimmt der prächtige marmorne Fußboden ein, der einen ovalen Saal schmückt. Er ist auf der Insel Capri in Nero's Pallaste ausgegraben worden, die Füße jenes kaiserlichen Ungeheuers berührten diesen Boden, der

dadurch verunreinigt, aber nicht zerstört wurde, denn er ist trefflich erhalten. — Einen neugierigen Blick verdienen die seidenen, zum Theil recht lebhaft gestickten Tapeten in mehrern Zimmern, weil sie in des Königs Fabrik zu Belvedere gearbeitet worden. Sie sind schön und geschmackvoll. Bemerkenswerth sind auch einige Tische von versteinertem Holz, in Amethyst und Lapis lazuli gefaßt. — Die Bibliothek, unfern des Königs Schlafzimmer, ist niedlich eingerichtet, die Schränke sind sehr sauber gearbeitet, mit Glasthüren und grünen seidenen Vorhängen versehn; aber — es ist kein einziges Buch darinnen, ist auch nie eins darin gewesen. — In einem folgenden Kabinette erblickt man hingegen eine Tischuhr, deren Gehäuse ganz von Hirschgeweihen gedrechselt und geschnitzt ist. Es befinden sich eine Menge sehr künstlich gearbeiteter wilder Bestien daran, und mitten darunter hängt des Königs wohlgetroffenes Bildniß in Basrelief. — Einige sehr hübsche Frescomahlereien, und einen Kamin von weißem Marmor, dessen erhabene Figuren von einem jungen neapolitanischen Künstler recht geistig gearbeitet sind, wird der Fremde nicht übersehen. — So angenehm der Eindruck ist, den dieses Haus hervorbringt, so wenig befriedigend ist der Anblick des Gartens. Läge er nicht am Meere, so besäße er gar keinen Reiz; denn kleine krumme Orangebäume findet man überall hier besser, und die Weinstöcke sind auf den Feldern mahlerischer gezogen. Das möchte alles noch hingehen, wäre nur nicht der ganze Garten mit armseligen, geschmacklosen kleinen Gebäuden voll gepfropft, und wären diese nicht wiederum mit den elendesten Büsten und Statüen belastet. Es thut überall weh, schlechte Bildhauerei anzutreffen, am wehsten aber gewiß in diesem Lande, wo man sich an den Anblick von Meisterwerken so sehr verwöhnt.

---

33. Fahrt nach Bajä.

An einem der schönsten Sommertage — es war aber der zehnte December — fuhren wir in einem offenen Wagen nach Bajä. An unserm Wege sahen wir Erbsen blühen, die um Weihnachten gegessen werden, alle Gartengewächse prangten mit dem frischesten Grün, und an den Orangebäumen schimmerten die goldenen Früchte. Hinter Puzzoli gelangten wir an den Averner See, der seiner giftigen Ausdünstungen wegen, von den Alten nur mit Schauder genannt wurde, ja selbst sein Name deutete schon an, daß nicht einmal Vögel auf ihm und über ihm leben könnten. *) Hier ließ Homer seine Schatten hervorrufen; wer sich dem See nahte, mußte zuvor die Geister der Unterwelt durch Opfer besänftigen. Selbst Hannibal wagte es nicht, dieser Phantome zu spotten. Von hohen, schroffen Hügeln war der See umgeben, die, mit dichten Wäldern bekränzt, der Luft den Durchzug verwehrten. Jetzt ist das alles anders. Das unterirdische Feuer, welches durch den Mund des Avernus pestilenzialische Dünste hauchte, ist vermuthlich verloschen; die Hügel sind zwar noch vorhanden, doch die Wälder abgehauen, worüber einst die Bildsäule der Calypso Thränen vergoß. Man blickt hinunter auf einen sehr ruhigen kleinen See, der eben nichts reizendes hat, an und auf dem aber Menschen und Vieh jetzt ohne Gefahr wohnen und schwimmen.

In einem der umgebenden Felsen ist die sogenannte Grotte der Sibylle. Die Gelehrten streiten darüber, ob sie hier oder zu Cumä ihre Orakel gegeben habe; mir gilt es gleich. Man muß, bei Fackelschein, die ersten fünf-

*) Ἄορνος, avibus carens.

zehn Schritte gebückt hineinkriechen, dann wird es zwar wieder hoch genug, um aufrecht zu wandeln, aber alles ist so mit Wasser angefüllt, daß man nur auf Menschen reitend vorwärts kommen kann, welche Reiterei höchst beschwerlich und unangenehm ist. Ueberdies lohnt es nicht einmal der Mühe, denn man sieht da gar nichts; es wäre denn, daß man den Worten des Cicerone glaubte, der viel sieht. Man vermuthet, daß einst die Grotte zum bequemern Wege von Cumä nach dieser Seite von Bajä diente. Vor einigen Jahren hat man einen zweiten Eingang derselben entdeckt, nach dem Lucriner-See sich neigend. Es bleibt aber immer schwer zu beweisen, daß sie mit den Grotten von Cumä zusammen hing.

An der andern Seite des Sees liegt eine große Ruine, welche die meisten Reisebeschreiber, ihrem Cicerone nachplaudernd, einen Tempel des Apollo nennen, da doch in keinem alten Schriftsteller eine Spur davon zu finden ist. Die Badezimmer, die noch jetzt um das runde Hauptgebäude herliegen, und eine warme Quelle, die unter einem dieser Zimmer gefunden wird, machen es wahrscheinlicher, daß auch hier eins der prächtigen und wollüstigen Bäder von Bajä zu suchen ist.

Wir fuhren weit über die Hügel, die den Averner-See einfassen, und gelangten bald an den Arco felice. So heißt ein großer Bogen, der den Felsenweg sperrt, und einem alten Stadtthore gleicht, daher man ihn auch wohl mit Recht für eins der alten Thore von Cumä hält. Man versäume nicht, den schmalen Felsenpfad hinauf zu klimmen, nicht aber um die oben liegenden Ruinen zu betrachten, (ob es gleich interessant genug ist, eine moderne Weinkelter unter den Trümmern eines Apollotempels zu finden,) sondern vorzüglich um der herrlichen Aussicht zu genießen, da

man in der Ferne das Meer mit allen seinen Inseln, und rechter Hand sogar Gaeta erblickt. Ischia scheint hier kaum durch einen Fluß getrennt, fast möchte man die Häuser der Stadt am Ufer zählen. Weit näher liegen die Ruinen von Cumä, welches durch die große Wahrsagerin des Alterthums so berühmt wurde, denn sie war es, die den Sturz von Troja und die Gründung Roms prophezeite. — Vor nicht langer Zeit waren nahe bei dem Berge von Cumä noch Ueberreste eines Tempels des Jupiter Stator zu sehen, den das Volk Riesentempel nannte, weil man daselbst die colossale Statüe fand, die nun vor dem königlichen Schlosse steht; jetzt sind von diesem Tempel nur noch zerstreute Steinhaufen übrig.

Die berühmten Austern des See Fusaro lockten uns an dessen Gestade. Wir ließen uns nach einem artigen kleinen Hause übersetzen, welches der König zum Behuf seiner Fischerei und Entenjagd am See erbaut hat. Hier aßen wir, unter freiem Himmel, von der mildesten Sonne beschienen, Austern, die vor unsern Augen aus dem Wasser gezogen wurden, sehr groß waren und einen trefflichen Geschmack hatten. Nach dieser Erquickung eilten wir wieder an das jenseitige Ufer, ließen unsern Wagen bald stehen, und kletterten zu Fuß hinab zu den gewaltigen Trümmern der Bäder von Bajä. Aus jedem derselben macht der Cicerone einen Tempel, daher fanden wir zuerst linker Hand einen so genannten Tempel der Diana, eigentlich ein warmes Bad, von dem noch eine Rotunde zu schauen, deren Gewölbe zum Theil eingestürzt ist. Rechter Hand nennt man den Tempel des Mercur, auch einst ein Bad in Form einer schönen Rotunde, die ihr Licht von oben empfängt. Der Cicerone läßt die Fremden ganz leise gegen die Mauer reden, welches derjenige hören kann, der sein Ohr gegenüber anlegt,

und er verlangt, daß man diese bekannte Wirkung eines elliptischen Gewölbes bewundern soll. Wenige Schritte von Mercurs Tempel wird man in einen Keller geführt, dessen Gewölbe noch ganz mit Basrelifs in Stuck gearbeitet, bedeckt sind. Ein altes Weib zündet eine Fackel an, bindet sie an einen Besenstiel und fährt dann mit der lodernden Fackel ganz dicht an der Decke hin und her. Man erkennt allerdings noch allerlei Figuren, eine badende Venus, und besonders eine Menge Sphynxe, aber in wenigen Jahren wird von alle dem nichts mehr zu erkennen seyn, denn der Fackelrauch hat es schon gewaltig geschwärzt. — Am nächsten dem Meeresufer steht der Tempel der Venus, eine Rotunde, durch welche jetzt ein Weg zum Hafen führt, und die selbst in ihren Trümmern noch imponirt. — Die Beschwerden des Weges, den wir jetzt am Meeresufer auf- und niederklimmten, wurden uns reichlich vergolten, theils durch die romantische Aussicht, theils dadurch, daß wir über lauter Ruinen von Bajä kletterten. Wir gingen darauf, wir sahen sie rechts bis zum Meere hinab, ja im Meere selbst, wir erblickten sie links uns zur Seite, und unsere Kleider streiften zuweilen an den innern Wänden der Häuser, die, bis auf geringe Reste verschüttet, doch an manchen Stellen noch den Ueberzug von Stuck erhalten hatten. Das war also die uralte Stadt, der ein Gefährte des Ulysses seinen Namen gab, die durch die Sicherheit ihres Hafens, die Reinheit der Luft, die Menge der warmen Quellen so viele Fremde und Einheimische zu sich lockte, wo die reichsten Römer die prächtigsten Landhäuser bauten, von der Horaz sang: daß kein Ort in der Welt sie an Lieblichkeit übertreffe; die Seneca so reizend und so wollüstig beschreibt; die Clodius dem Cicero als einen für Philosophen ungeziemenden Aufenthalt vorwarf, und deren Besuch Properz sei-

ner Cynthia verbot, weil sie der Unschuld junger Mädchen gefährlich sey. Von alle der wollüstigen Herrlichkeit sind nur Trümmer und Schutthaufen übrig geblieben; die Geschöpfe des neunzehnten Jahrhunderts kriechen auf ihnen herum, sprechen von der Vergänglichkeit, und handeln dennoch, als ob es keine gäbe. Der Ueberfluß dieser Gegend an warmen Quellen ist noch jetzt sichtbar, denn an vielen Stellen längs dem Fußsteig dampft das aufgelöste Wasser hervor. Zwischen allen diesen Trümmern steht auf dem Rücken eines Hügels ein unter der jetzigen Regierung errichteter Denkstein, der, zur bittersten Satyre auf unsere modernen Denkmäler, bereits eben so zertrümmert ist, als das dreitausendjährige Bajä. — Durch ein langes, schmales Gewölbe führte uns endlich der Weg zu den sogenannten Bädern des Nero, eigentlicher Tritoli genannt, von einem griechischen Worte, welches Heilung des dreitägigen Fiebers andeutet. Diese Gänge und Badekammern sollen größtentheils in neuern Zeiten erbaut seyn. Ein Kerl erwartet hier die Fremden, der sich bis auf den Gürtel entkleidet, und dann mit einigen frischen Eiern und brennenden Fackeln versehen, ihm durch einen engen Gang zu folgen einladet. Versuchen mag es wer Lust hat, die schreckliche Hitze wird ihn bald wieder zurückjagen. Der Halbnackende aber dringt muthig bis in eine Kammer, in deren Wasser er in wenigen Minuten die Eier kocht, und, selbst von Schweiß triefend, sie zurückbringt. Der Mensch hat sein Trinkgeld ehrlich verdient. Man versicherte mich, daß noch jetzt im Monat Juli, diese Bäder für viele Krankheiten mit großem Nutzen gebraucht werden, und, nach dem, was ich selbst sah und fühlte, zweifle ich keinen Augenblick daran.

Kaum hatten wir den Bädern des Nero den Rücken gewandt, als wir uns am Lucriner-See befanden,

dessen Austern bei den Alten so berühmt waren, als jetzt die Austern von Fusaro, und an dem einst Hercules einen Damm aufführte, um seine gestohlenen Ochsen darüber zu treiben. Auf den Ueberbleibseln dieses Dammes endigte unsere heutige Wallfahrt, und fast schwindelnd von dem mannichfaltigen Genuß dieses Tages, kehrten wir nach Neapel zurück.

Leser, welche die möglichste Vollständigkeit lieben, werden in meiner Beschreibung noch manches vermissen; sie werden das Dorf Baoli suchen, das ich nicht betreten, und mir dadurch das Andenken an Nero's Muttermord erspart habe; sie werden mich von Agrippina's Grabe wollen sprechen hören, das ich nicht gesehen, von der piscina mirabile, die ich nicht bewundert habe. Die letztere ist ein großes, unterirdisches, wohl erhaltenes Gewölbe, welches auf acht und vierzig Pfeilern ruht. Wenn man von Puzzoli nach der Solfatara hinaufsteigt, sieht man linker Hand ein ganz dem ähnliches, nur wenig kleiner, welches vor kurzem entdeckt und ausgeräumt worden, und kann sich daher den beschwerlichen Gang zu der piscina mirabile ersparen. Die nämliche Bewandniß hat es auch mit den sogenannten hundert Kämmerlein, die vormals Terrassen zur Stütze dienten. Auf dem Cap Misene und in den Steinhaufen, welche man Theater nennt, bin ich auch nicht gewesen, die Grotte von Traconara habe ich folglich auch nicht gesehen. — Aber warum nicht? höre ich den zürnenden Leser fragen. Was soll ich antworten? Mangel an Zeit, Bequemlichkeit, und — nur heraus damit? — Ueberdruß haben mich davon abgehalten. Ja wahrhaftig, man wird es endlich überdrüßig, bei jedem Schritt stehen zu bleiben, Steinhaufen anzugaffen, die nichts mehr ähnlich sehen, in Schlünden und Spalten herum zu kriechen, wo

man nichts sieht, Fabeln und Mährchen anzuhören, die nichts bedeuten. Der plaudernde Cicerone erläßt dem Fremden keinen Stein, verspricht alle Augenblick ihm Gott weiß, welche Merkwürdigkeit zu zeigen, und ist man ihm nachgekrochen, so wird man doch wieder nichts anders gewahr, als dunkele Bilder, welche die Erinnerung vor die Phantasie schieben muß, um die todte Gegenwart zu beleben. — Mit einem Worte, ich will nun keine Ruinen mehr sehen. Wenn man mich aber aufs Aeußerste treibt, so will ich alle diejenigen, die ich nicht gesehen habe, weitläuftig beschreiben. Das kann so schwer nicht seyn, haben es doch hundert Andere vor mir gethan.

34. Pompeji.

Ein brennender Berg ist allerdings ein großes Schauspiel, aber die Natur giebt es an mehreren Orten. Eine Stadt hingegen, eine große, reiche Stadt, die achtzehn Jahrhunderte lang tief im Grabe lag, dann zum erstenmal wieder von der Sonne beschienen wurde, und jetzt so fremd da steht unter den übrigen Städten, wie Einer ihrer vormaligen Bewohner unter seinen heutigen Enkeln stehen würde; eine solche Stadt ist einzig in der Welt. Die Gefühle, die an ihrem Thore mich ergriffen haben, diese Wehmuth, dieser Schauer, diese traumähnliche Beklommenheit — diese Neigung zu weinen, wie man sie wohl empfindet, wenn man etwas Edles, Großes erzählen hört — ja sagen kann ich ungefähr, wie mir zu Muthe war, aber lebendig darstellen nicht. Als die gläubigen Heerschaaren Gottfrieds von Bouillon zum erstenmal Jerusalem erblickten, und, von frommem Gefühl überwältigt, niederstürzten auf ihre Kniee, da mochte eine ähnliche Em-

pfindung sie durchbeben. — Es giebt Augenblicke im menschlichen Leben, die einzig da stehen, und sich nicht an die Kette der übrigen Erinnerungen anreihen lassen; es sind Punkte, die noch hell leuchten, wenn auch schon Nebel und Nacht die übrige Vergangenheit umhüllen; es sind die letzten Gegenstände, auf welchen unser Auge noch verweilt, wenn Charons Kahn bereits vom Ufer stieß. Ein solcher lichter Punkt bleibt mir Pompeji, dieser Epimenides unter den Städten, und was ich dort in wenigen Stunden sah, wird meinen Geist noch oft, an still heitern Tagen der Welt entrücken. —

Der Weg von Neapel nach Pompeji — nicht viel über zwei deutsche Meilen — ist eine ununterbrochene Kette von blühenden Städten, die, des Vulkans Tücke verhöhnend, seinen Fuß bekränzen und den Meerbusen schmücken. Ueber Portici und Resina gelangt man nach Torre del Greco, jener unglücklichen Stadt, die überall noch Spuren der gräßlichen Verwüstung trägt, wo das Auge den geronnenen schwarzen Lavastrom bis ins Meer verfolgt, und verwundert die neuen Wohnungen zwischen den Ruinen anblickt, welche vergebens zu warnen scheinen. Noch haben Witterung und Menschenfleiß die Lava hier nicht geebnet, überall reckt sie noch ihre scharfen Zacken empor, und ungeheure schwarze Steinmassen, einst feurig ins Aschenbett gewälzt, starren längs dem Wege. Leichtern Athem schöpft die Brust, wenn man die hochgethürmten Schlakken hinter sich, und das von Menschen wimmelnde Torre dell' Annunziata vor sich sieht. Von da fährt man zwischen Weinbergen und Baumwollenpflänzungen durch eine lachende Gegend, vormals Meeresgrund. Nicht lange mehr, so gewahrt das Auge linker Hand zwischen den Rebenhügeln die Stadt, die, das Leichentuch von Asche von sich werfend, aus ihrem Grabe hervorging. Ohne Dächer sind die Gebäude, unvorberei-

tet hielte man sie für zerstört durch Feindes Wuth oder abgedeckt durch einen Orkan. — Jetzt hält der Wagen — zitternd steigst Du heraus, und zitternd schreitest Du durch das unbewachte Thor desselben Pompeji, welches Seneca und Tacitus einst die berühmte Campanische Stadt nannten. Ja damals, als sie noch vom Meere umflossen war, starrte ein Mastenwald in ihrem verschwundenen Hafen, der Handel blühte, der Luxus schwelgte, Käufer und Verkäufer wimmelten vor diesem Thore, in diesen jetzt öden Straßen. Dein Fuß betritt noch dasselbe Pflaster, noch sind ihm die Spuren der Räder eingedrückt, die hier vor achtzehnhundert Jahren rollten. Zu beiden Seiten der Häuser läuft ein erhöhter Gang für die Fußgänger, und, damit sie auch bei Regengüssen, queer über die Straße, bequem auf die andere Seite gelangen möchten, hat man in verschiedenen Zwischenräumen große flache Steine zur Brücke gelegt, deren drei die ganze Breite des Fahrweges einnahmen. Weil nun die Wagen, um diesen Steinen auszuweichen, immer die kleinen Räume zwischen denselben benutzen mußten, so sind auch da die Spuren der Räder am sichtbarsten. Das ganze Pflaster ist sehr wohl erhalten: es besteht aus lauter ansehnlichen Lavastücken, die jedoch nicht, wie jetzt geschieht, zu Vierecken behauen sind, vielleicht eine Ursache ihrer Dauerhaftigkeit.

Man hält diese Straße für die ehemalige Hauptstraße von Pompeji, woran ich doch fast zweifeln möchte; denn die Häuser zu beiden Seiten waren, vielleicht ein Paar ausgenommen, nur Wohnungen gemeiner Bürger, alle klein, meistens mit Buden versehen; die Straße selbst ist eng, nur zwei Wagen konnten sich ausweichen; auch ist es wohl noch sehr ungewiß, ob sie durch die ganze Stadt lief; denn von der Stelle, wo man zu graben aufhörte, bis

zu der, wo man wieder anfing, und dieselbe Straße wieder gefunden zu haben glaubt, ist noch eine so weite Strecke mit Weinbergen bedeckt, daß sehr bequem die prächtigsten Märkte und Straßen sich darunter verbergen können. Doch ohne ergrübeln zu wollen, was der neidische Aschenschooß hier noch verbirgt, laßt uns bei dem verweilen, was offen vor uns liegt, und gesegnet sey das Andenken des ehrlichen Winzers, der, als er vor fünfzig Jahren Bäume pflanzen wollte, mit dem ersten Stoß der Schaufel in die Erde, das Zeichen zur Auferstehung einer Stadt gab. — Bleiben wir einen Augenblick vor dieser Bude stehen, in der man warme Getränke verkauft. Wir möchten den Hausherrn bei Namen rufen, er scheint nur, um eines kleinen Geschäftes willen, sich entfernt zu haben, vielleicht um die Gefäße wieder zu füllen, die in diesen Vertiefungen standen, denn seht, der Marmortisch trägt ja noch die geringelten Spuren der Tassen, welche von Trinkern, die eben weggegangen sind, hier niedergesetzt wurden. Will Niemand erscheinen? wohlan, wir gehen in das nächste Haus. Hat doch auf der Schwelle der Hausherr ein Salve von schwarzen Steinen auslegen lassen, wir sind also willkommen, und wollen ohne Bedenken die Neubegier stillen. Daß wir Wohnungen betreten, deren Bauart uns völlig fremd ist, sehen wir gleich auf den ersten Blick. Die Mitte des Hauses nimmt ein Viereck ein, ungefähr wie der Kreuzgang eines Klosters, oft von Säulen umgeben, reinlich, bunt und zierlich mit Mosaik gepflastert, in der Mitte ein kühlender Springbrunnen, zu beiden Seiten kleine Zimmer; nur etwa zehn bis zwölf Fuß ins Gevierte, aber hoch, mit schönen Farben, roth oder gelb gemahlt, der Fußboden von Mosaik, das Licht bloß durch die Thür empfangend, denn nur in einem einzigen Zimmer fand man ein Fenster von dickem blauen Glase. Manche die-

ser Zimmer hält man für Schlafgemächer, weil eine erhöhte breite Stufe darinnen befindlich, auf welcher das Bett mag gestanden haben, und weil einige der Gemählde am besten in ein Schlafzimmer zu passen scheinen. Andere glaubt man zu Toilettezimmern bestimmt, weil an der Wand noch jetzt Venus von den Grazien geschmückt wird, und weil man allerlei Fläschchen und Büchschen darinnen fand. Größere Gemächer dienten wohl als Speisesäle, wiederum in andern sind bequeme Anstalten zum kalten und warmen Baden getroffen. Die Art, wie man ein ganzes Zimmer sehr stark erwärmen konnte, ist mir besonders aufgefallen. Es wurde nehmlich an der gewöhnlichen Wand eine zweite, von der ersten etwas abstehende Wand errichtet. Dazu nahm man große viereckte Ziegel, die an der inwendigen Seite, gleich unsern Dachziegeln einen stumpfen Haken oder Spitze hatten, so daß sie gleichsam die erste Wand damit von sich abhielten; es blieb also ein hohler Raum rings umher von oben bis unten, und in diesen waren die Röhren geleitet, welche die Wärme hineinführten, daher war das ganze Zimmer gewissermaßen ein Ofen. — Auch den Lampendunst oder Geruch wußten die Alten künstlich zu vermeiden. In einigen Häusern ist für die Lampe eine Nische in der Mauer angebracht, mit einem trichterförmigen kleinen Schornstein, durch welchen der Dampf hinauszog. Der Hausthür gegenüber sieht man gewöhnlich das größte Zimmer, eigentlich eine Art von Halle, denn sie hat nur drei Wände und ist vorne ganz offen. Hier stelle ich mir vor, saß die Hausfrau mit ihrer Arbeit, von ihren Kindern umgeben, die Kühle genießend, welche der Springbrunnen vor ihr verbreitete, und die eintretenden Gäste willkommen heißend. — Die Zimmer an den Seiten haben keine Verbin-

dung untereinander, sie sind alle wie die Zellen der Mönche abgetheilt, die Thüre eines jeden führt zum Springbrunnen.

Die meisten Häuser bestehen bloß aus einem solchen, mit Zimmern eingefaßten Viereck, hie und da führt noch eine zerstörte Treppe in das obere Stockwerk, welches nicht mehr vorhanden ist. Einige Wohnungen jedoch, reicher und vornehmer Leute vermuthlich, waren weit geräumiger. Durch Gänge nehmlich hängt der erste Hof mit einem zweiten, und auch wohl mit einem dritten zusammen, wo man, mit geringen Veränderungen, überall wieder die nämliche Eintheilung findet. Noch manche Guirlande von Blumen und Weinranken, noch manches artige Gemählde zeigt sich auf der Wand. Vormals war es dem Führer erlaubt, diese Gemählde, in Gegenwart des Reisenden, mit frischem Wasser anzusprützen, und so ihren alten Glanz auf Augenblicke wieder hervor zu rufen: jetzt ist das scharf verboten, welches freilich nicht zu tadeln, da die öftern Wassergüsse die Wände wohl endlich durchweichen möchten. — Ueber einer der Hausthüren ist ein Priap oder Phallum eingehauen, über dessen Bedeutung man nicht einig ist. Einige glauben, es sey hier eine Wohnung der Freudenmädchen zu suchen, andere halten es für ein Attribut des Gottes der Gärten, unter dessen Schutze man in dieser Straße vielleicht Gartenfrüchte verkaufte. Dazu scheint mir jedoch die Straße viel zu eng. Gewisser ist, daß ein anderes dieser Häuser, einem Bildhauer zugehörte, denn man fand seine Werkstätte, noch voll von den Spuren seiner Kunst. Ein drittes wurde wahrscheinlich von einem Wundarzte bewohnt, dessen Gewerbe gleichfalls durch die in seinem Zimmer entdeckten Instrumente verrathen wurde. — Ein großes Landhaus, nahe am Thore, hat gewiß einem sehr wohlhabenden Manne zugehört, und ladet

wahrlich noch jetzt Bewohner ein. Es ist sehr geräumig, lehnt sich an einem Hügel, hat mehrere Stockwerke, ungewöhnlich große, schön verzierte Zimmer, luftige Terrassen, von welchen man hinab in einen niedlichen Garten schaut, der jetzt wieder mit einigen Blumen bepflanzt worden. In der Mitte dieses Gartens ist ein großer Fischteich und neben demselben eine Erhöhung, aus welcher an zwei Seiten sechs Säulen hervorgehen. Man pflegt diesen Platz eine Laube zu nennen, ich weiß aber nicht warum? denn er hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit einer Laube. Die hintern Säulen sind am höchsten, die mittlern etwas niedriger, die vordern am niedrigsten, sie scheinen also ein schräges Dach gestützt zu haben. Ein bedeckter auf Säulen ruhender Gang schließt an dreien Seiten den Garten ein; er war gemahlt, und diente vermuthlich bey Regenwetter zum angenehmen Spaziergang. Unter demselben, so lang und breit als er ist, befindet sich ein schöner gewölbter Keller, der durch eine Menge Oeffnungen von außen Licht und Luft empfing, folglich gar wohl auch, im heißen Sommer, zum erquickenden Lustwandeln dienen konnte. Hier sieht man noch jetzt eine Menge Amphoren (große Weinkrüge) die noch grade so an der Wand lehnen, wie sie der Kellermeister verließ, als er den letzten Trunk Wein für seinen Herrn heraufholte. Hätten die Einwohner von Pompeji ihre Weinkrüge mit Stöpseln verwahrt, so ist zu vermuthen, daß man noch Wein darin gefunden haben würde; da sie aber, wie die heutigen Italiäner, nur Oel darauf gossen, so hat natürlich der hineindringende Aschenstrom den Wein herausgedrängt, und den König von Neapel des Vergnügens beraubt, achtzehnhundertjährigen Wein zu trinken. Statt dessen fand man in diesem Keller mehr als zwanzig menschliche Gerippe, einst fliehende, die sich hier zu retten vermeinten, und gewiß einen zehnfach

grausamern Tod fanden, als diejenigen, die er unter freiem Himmel ereilte. — Ach! wenn man so durch die öden Straßen und Häuser wandelt, so möchte man alle Augenblicke fragen: wo sind denn nun alle die Einwohner geblieben, die nur eben weggegangen zu seyn scheinen, da sie hier alles stehen und liegen ließen? — Ihr Schicksal war fürchterlich! kein Feuerstrom umfloß ihre Wohnstätten; dann hätten sie Rettung und schnellere Flucht gefunden. Kein Erdbeben verschlang sie; denn hätten sie, schnell erstickt, den Tod gelitten, aber nicht gefühlt. Ein Aschenregen begrub sie nach und nach lebendig. Man lese die Schilderung des Plinius: „Eine Finsterniß brach ein, „nicht wie die einer mondlosen Nacht, sondern wie die Finsterniß eines verschlossenen Zimmers, in welchem das Licht „plötzlich ausgelöscht wird. Weiber heulten, Kinder winsel„ten, Männer kreischten. Hier riefen Kinder angstvoll ihre „Eltern, dort suchten Eltern ihre Kinder, Gatten ihre Wei„ber, alle erkannten sich bloß am Geschrei. Diese beklagten „ihr eigenes Schicksal, jene bejammerten das Schicksal der „Ihrigen. Viele wünschten sich den Tod aus Furcht vor „dem Tode. Viele riefen zu den Göttern um Hülfe! „Andere verzweifelten am Daseyn der Götter, und hielten „diese Nacht für die letzte, ewige Nacht der Welt. Wirkli„che Gefahren wurden durch erlogene Schrecken vergrößert. „Die Erde bebte immer fort, und halb wahnsinnige Men„schen taumelten herum, durch Weissagungen ihre und An„derer Furcht vermehrend." —

So schrecklich wahr mahlt Plinius das Entsetzen derer, die doch schon fern vom eigentlichen Schauplatz des Jammers sich befanden. Wie aber mag den unglücklichen Pompejanern zu Muthe gewesen seyn, als das Brüllen des Berges und das Beben der Erde sie aus dem ersten Schlafe weckte!

Auch

Auch sie versuchten dem Zorne der Götter zu entrinnen, das Kostbarste ergreifend, was in Dunkelheit und Verwirrung ihnen zuerst in die Hände fiel. Auf der Straße, vor dem Hause, dessen Schwelle mit dem freundlichen Salve bezeichnet ist, fand man sieben Gerippe, das erste trug eine Laterne, die übrigen alle hatten noch etwas, das sie retten wollten, zwischen ihren Knochenfingern. Plötzlich ereilte sie das vom Himmel herabstürzende Grab. Vor dem zuletzt beschriebenen Landhause stand noch ein männliches Gerippe, mit einem Schlüssel in der Hand, und da sein Finger noch einen jener Ringe trug, welche nur römischen Rittern zu tragen vergönnt waren, so vermuthet man, daß er der Hausherr gewesen, der eben zur Flucht die hintere Gartenthür geöffnet hatte, wo ihn das Grab verschlang. Mehrere Gerippe fand man noch in eben der Stellung, die sie im letzten Augenblicke ihres Lebens gehabt hatten, ohne daß der Todeskrampf ihnen die verschiedenen Dinge entrissen hätte, die sie eben hielten. Wie war das möglich? muß man sich fragen, wenn man einen Augenblick über dieses Phänomen nachdenkt. Ein Aschenregen, er falle auch noch so dicht, kann doch immer nur nach und nach den Boden bedecken; folglich müßten die Menschen anfangs darinnen gewatet seyn, freilich immer schwerer und mühsamer, so wie ihnen die fallende Asche vom Knöchel zum Knie, vom Knie zu der Lende heraufstieg. Doch auch dann noch machten sie gewiß die fürchterlichsten Anstrengungen weiter zu kommen, bis die Asche ihnen unter die Arme reichte, bis endlich das Aschenmeer bis zum kreischenden Munde drang, und ihn auf ewig verschloß. — Aber nein, so kann es nicht zugegangen seyn. Die sieben Menschen, die aus ihrer Wohnung flohen, wären ja schnell wieder umgekehrt, hätten, von Mauern geschützt, ihren Untergang um einige

Minuten verzögert; oder, bei den gewaltigen Anstrengungen sich fort zu helfen, hätten sie freie Hände und Arme gebraucht, würden alles von sich geworfen haben. Diese Betrachtungen lassen mich vermuthen, daß die Aschenwolke nicht als ein Regen, sondern als eine dicke Masse auf einmal herabfiel, eine Masse, die so dicht war, daß sie kaum, bei Berührung der Gegenstände, auswich, sondern sie gleichsam abdrückte, grade wie man einen Gipsbrei über eine Statüe hergießt. Nur wenn ich mir die Begebenheit so vorstelle, begreife ich, wie es möglich war, die Fliehenden Alle in ihrer letzten Stellung gleichsam fest zu zaubern; und so war ihr Schicksal minder gräßlich, denn der Tod verwandelte sie plötzlich in leblose Bildsäulen; sie fühlten ihn nicht mehr, sie hatten nur seine vorhergehenden Schrecken empfunden. Aber doppeltes Mittleid erregt nun auch der Jammer der Elenden, die sich in Keller und Gebäude flüchteten. In dicke Finsterniß begraben, mußten sie zu ihrer Quaal leben, bis der Tod nach und nach durch die Oeffnungen zu ihnen herein drang, bis der Mangel an Luft zuerst die etwa mitgenommenen Lampen, und endlich unter grausamer Angst ihr Lebenslicht erstickte. Man schaudert, wenn man das Bild sich ausmahlt. — Hinweg davon!

Wir haben die Einwohner in ihren Privathäusern besucht, ich führe die Leser jetzt in ihre öffentliche Gebäude. Da steht noch der Tempel der Isis mit seinen dorischen Säulen. Auf diesen Altären wurde geopfert, von diesen weißen Marmorstufen floß das Blut der Opferthiere herab; aus jener Gruft erscholl die Stimme des Orakels. Hier waren die Mauern mit Emblemen des Dienstes der Isis bemahlt: dem Hippopodamus, die Cokosblume, dem Ibis u. s. w. Hier fand man noch die heiligen Gefäße, Leuchter, Lampen, Isistafeln. Aus einer kleinen noch vor=

handenen Kapelle soll vormals ein giftiger Dunst aufgestiegen seyn, den die Götzenpriester zu allerlei Gaukeleien wohl benutzt haben mögen. Schon Seneca erwähnt dessen. Nach der starken Eruption des Vesuvs vor zehn Jahren, soll dieser Dunst sich noch vermehrt haben; jetzt aber habe ich nicht den geringsten Geruch bemerkt.

Ein kleiner griechischer Tempel, von dem nur noch zwei Säulen stehen, ist vermuthlich schon durch das Erdbeben zerstört worden, welches, unter Titus, einige Zeit vor dem fürchterlichen Ausbruche des Vulkans erfolgte. — Jenseits des Tempels steht noch auf vier und siebenzig Säulen ein Gebäude, welches man das Quartier der Soldaten zu nennen pflegt, weil man daselbst allerlei Waffengeräth, auch gemahlte Soldaten und ein Gerippe in Ketten angetroffen. Andere halten es für das Forum von Pompeji.

Zwei Theater sind trefflich erhalten worden, besonders das kleinere, welches mit geringen Kosten wiederum zum Spielen eingerichtet werden könnte. Seine Bauart ist die bei den Alten gewöhnliche und leider bei uns ungewöhnliche. Wer in Petersburg das Theater der Eremitage (zu Kaiser Pauls Zeiten) gesehen hat, sich dasselbe unbedeckt vorstellt und ohne Logen, der hat ein treues Bild des Theaters von Pompeji. Ich kann nicht begreifen, warum man heut zu Tage nicht mehr so bauet. Die Foderungen der Zuschauer sind jetzt, wie damals, bequeme Sitze, freie Aussicht auf die Bühne, und Leichtigkeit zu hören. Alles das wird in solcher Vollkommenheit in keinem unserer modernen Theater erreicht; für den Unternehmer wäre ja noch der Vortheil, daß auf diese Weise kein einziges Plätzchen unbenutzt bleibt, und daß jeder Winkel des Hauses gleich viel werth ist, oder vielmehr, daß es gar keinen Winkel giebt. Ich habe das kleinere Theater zu

Pompeji, welches zwei tausend Menschen faßte, von oben bis unten durchklettert, ich habe mich bald da, bald dorthin gesetzt, überall mußte ich vollkommen mit meinem Platze zufrieden seyn. Selbst der Pöbel, der ganz in der Höhe, auf einer breiten Gallerie stand, wo jetzt noch die Anstalten sichtbar sind, die man zum Ueberspannen der Segel traf, selbst dieser Pöbel verlor eben so wenig von dem, was auf der Bühne vorgieng, als der Magistrat auf seinem Marmor-Balcon. Die Bühne selbst ist sehr breit, da sie keine Seitenwände hat, und scheint weniger tief als sie wirklich ist. Eine Wand nehmlich läuft queer über dieselbe, und schneidet grade so viel Raum ab, als zur Bequemlichkeit der spielenden Personen nöthig ist, das heißt, ungefähr so viel, als bei uns ein Vorhang hinter der zweiten Coulisse thun würde. Aber diese Wand hat drei mächtige breite Thüren, die mittelste unterscheidet sich durch ihre Höhe, hinter derselben ist der Raum noch tiefer als forne. Wenn nun diese Thüren, wie ich vermuthe, immer offen standen, so war die Bühne in der That groß, und gewährte noch den Vortheil, eine doppelte Decoration zeigen zu können, denn wenn z. B. die Schauspieler forne in einer Straße sprachen, so konnten sie hinter sich die freie Aussicht ins Feld haben. Jene zweite Abtheilung der Bühne ist im Hintergrunde abermals durch eine Wand verschlossen, die keine Thüren weiter hat, und hinter welcher noch ein sehr großer Raum für die Schauspieler, zum Ankleiden oder Herumspazieren übrig ist. Ich gäbe viel darum, einmal ein Schauspiel auf einem solchen Theater aufführen zu sehen, wo die Täuschung durch keine Coulissen gestört wird, an die sich unser Auge zwar einmal gewöhnt hat, die aber doch im Grunde eine sehr absurde Einrichtung sind.

Ein Spaziergang durch eine vor kurzem noch begrabene

Stadt läßt sich wohl nicht besser endigen, als bei den Gräbern der Einwohner vor dem Thore der Landstraße. Hier ist besonders das Grabmal der Priesterin Mammea merkwürdig, das ihr, der Inschrift zufolge, Kraft eines Decrets der Decemvirn errichtet wurde. Zwar spreche ich nicht von ihrer eigentlichen Ruhestätte, einem Kämmerlein in einem viereckten Steinklumpen, in dessen Mitte ihr Aschenkrug auf einer Art von Altar stand, umgeben von den Aschenkrügen ihrer Familie in kleinen Wandnischen; ich spreche auch nicht von den zerbrochenen gräßlichen Larven, die noch auf der äußern Mauer kleben; aber nie werde ich den schönen Ruhesitz vergessen, der in einem großen halben Cirkel sich vor ihrem Grabe an der Landstraße herzieht, und Raum für zwanzig bis dreißig Personen hat. Vermuthlich war er vor achtzehnhundert Jahren von Bäumen überschattet; hier saßen gewiß an kühlen Abenden die Bürgerinnen von Pompeji, und ihre Kinder spielten vor ihnen im Sande, und sie selbst musterten neugierig die Spaziergänger und Reisenden, die durch diese Thore gingen und fuhren. Hier saß auch ich, ermüdeter von Gefühlen als von körperlicher Anstrengung, und schaute noch einmal mit umwölkten Blicken auf die Leiche von Pompeji zurück. — Guter Gott! wie wimmelten hier einst die Menschen, von Bedürfnissen und Leidenschaften in Bewegung gesetzt! und nun — wie öde! wie öde! — Mit Augen von erhabener Rührung feucht, betritt man Pompeji, mit Thränen, vom Schauder der Vergänglichkeit erpreßt, verläßt man es wieder. — Nur der kleinste Theil der Stadt ist ausgegraben; wohl mehr als zwei Drittel derselben liegen noch unter der Asche. Nur eine einzige Hauptstraße, und ein Theil einer engen Nebenstraße sind gangbar. Wenn man eben rechts die Häuser durchlief, und nun links zum Nachbar gegen-

über gehen möchte, so stößt man an die Aschenwand, aus welcher überall Spuren der Häuser hervorragen, und um Wegräumung ihrer Last zu flehen scheinen. Aber es wird wenig mehr gegraben, oft gar nicht. Kürzlich hat die Königin, (wie man sagt auf Anregung des Prinzen von Würtemberg) den Befehl ertheilt fortzufahren, und ich fand würklich zwanzig Mann beschäftigt, ein Haus zu entblößen. Aber was ist hier die Arbeit von zwanzig Mann! — Es wird eingewendet, der Schade, der durch Zerstörung der obenliegenden Weinberge entstehe, sey allzugroß; aber was ist solch ein Weinberg gegen die Schätze, die er bedeckt? — Es wird eingewendet, man wisse nicht wohin mit der vielen ausgegrabenen Erde. Wahrlich! lauter armselige Schleier, in welche man den schwachen Willen verhüllt. Auf den Straßen von Neapel hungern und betteln dreißig bis vierzigtausend müßige Lazzaroni's, alle Kerker sind mit Galeerensklaven vollgestopft, die man, unbegreiflicher Weise, zu nichts braucht; also giebt es noch Hände genug; die letztern würde man nicht einmal bezahlen, und die erstern arbeiten um geringen Taglohn. Dann würde man auch strenge Maaßregeln gegen die Bettler ergreifen können, indem man ihnen zuvor Gelegenheit gäbe, ihr Brod auf eine ehrliche Weise zu verdienen; und so würde Pompeji noch die Wohlthäterin von Neapel werden. — Die Franzosen haben bei ihrem Hierseyn einige hübsche Häuser ausgegraben, und kürzlich hat man auf Kosten des hiesigen Prinzen Leopold ein paar andere aufgedeckt; denn jeder Prinz und jede Prinzessin will doch Ehren halber etwas beigetragen haben, um den Fremden, die bei Hofe vorgestellt werden, davon erzählen zu können. Diese erst seit wenigen Monaten wieder an das Licht der Welt getretene Gebäude, haben schöne marmorne Springbrunnen mit der-

gleichen Einfassungen, und in den Zimmern findet man artige, ziemlich wohl erhaltene Gemählde, deren Deutung die Alterthumskundigen wohl beschäftigen wird. Auf dem einen steht eine nackte weibliche Figur, den Schleier hinter sich empor haltend. Gegen ihr über sitzt ein Jüngling, dem zwei lange umgekehrte Spieße im Schooße ruhen, und über dessen Haupt ein Stern schwebt. Zwischen beiden steht ein geflügelter Knabe mit einer brennenden Fackel. Der Cicerone ist schnell mit der Erklärung fertig: es ist Venus sagt er, Apoll, Amor. Er könnte eben so gut noch ein Dutzend andere Götter oder Halbgötter nennen, ohne daß mir das Bild deutlicher werden würde. Das zweite ist noch räthselhafter. Ein nackter Mann steht, von einer hübschen weiblichen, aber bekleideten Figur, traulich umfaßt. Beide scheinen sehr ruhig einen Drachen zu betrachten; aus der Luft kommt ein Spieß herab, nicht gegen den Drachen, sondern gegen sie selbst gerichtet, und hinter dem jungen Manne ist ein Schwerdt an einen Hügel gelehnt. Auch hier blieb der Cicerone die Antwort nicht schuldig, denn das ist die unentbehrliche Kunst solcher Leute, sie müssen antworten, gleich viel was? nur schweigen dürfen sie nicht. — Auf dem dritten Gemählde ist ein Herkules deutlich zu unterscheiden, das übrige aber sehr beschädigt. — Niedliche Arabesken werden auch in diesen neuen Zimmern angetroffen, aus welchen sich beweisen ließe, daß unsere jetzigen Gartenleitern schon vor achtzehnhundert Jahren im Gebrauch gewesen, denn es klettern da Genien auf solchen Leitern herum, die von andern Genien gehalten werden.

Tief erschütternd ist der Anblick von Pompeji noch jetzt; aber ach! wie unendlich mehr würde er es seyn, wenn es dem Könige gefallen hätte, die große Menge von Statüen, Hausrath, Opfergeräth u. s. w., welche dort

ausgegraben worden, an der Stelle zu lassen, wo man sie fand. Selbst die vielen Gerippe hätte man sollen stehen und liegen lassen, ihnen nicht rauben, was sie noch in den Händen hielten. Die Form der alten Dächer hatte in dem Aschenteige sich deutlich abgedrückt; diese Form nachahmend, hätte man die Häuser wieder dekken sollen. Wenn dann der Fremde, in Pompeji herumwandelnd, die Opfergeräthe noch auf den Altären, den Hausrath in den Zimmern, die halb zubereiteten Speisen in den Küchen, die Oel- und Salbenfläschchen in den Bädern gefunden, die beschäftigten Gerippe angestaunt hätte, welche namenlose Empfindungen würden ihn ergriffen haben! in einer von lebenden Todten bewohnten Stadt hätte er zu wallen geglaubt, und aufgelöst im Schauer der Vergangenheit, würde er Pompeji, als die Grenzstadt der Unterwelt, verlassen haben.

Man wendet ein, das Projekt sey unausführbar gewesen, weil man in wenigen Wochen alles gestohlen haben würde, was sich nur fortbringen läßt. Aber wofür hat man denn Soldaten? die ohnehin hier nicht viel mehr thun, als in der Oper tanzen? Wie leicht wäre es gewesen, Wachhäuser an den Thoren von Pompeji zu errichten. Mit einer oder zwei Compagnien Invaliden hätte man bequem alle Zugänge bewachen können. Dann hätte man sich auch die Mühe ersparen können, alle die ausgegrabenen Alterthümer nach Palermo zu schleppen. Aus Pompeji selbst — das traue ich den Franzosen zu — würden sie keinen Nagel geraubt, und alles, was sich dort befand, als Eigenthum der Todtengerippe respectirt haben. — Fromme Wünsche! wer hört darauf? nur bewaffnete Wünsche eilt man zu erfüllen.

35. Herkulanum.

Lasse sich doch ja kein Reisender verleiten, tief unter der Erde in Herkulanum hinabzusteigen. Das Trinkgeld, welches er seinem Cicerone dafür geben muß, ist auf die Straße geworfen, denn seine Neubegier wird fast in jedem Keller dasselbe finden. Große Anstalten werden gemacht, Fackeln angezündet, jedem ein brennendes Wachslicht in die Hand gegeben; nun klettert man hinunter, eine zahllose Menge von Stufen, die auf der Straße rollenden Wagen hört man über sich wie fernen Donner; und was sieht man denn Merkwürdiges? ungeheure Massen von Lava, welche einst die Stadt begruben. Alles übrige muß man dem Führer aufs Wort glauben. Durch allerlei kalte, feuchte, Luft ermangelnde Gänge wird man, wie durch ein unterirdisches Labyrinth auf und niedergeschleppt; diese Mauer, heißt es, gehört zum Theater. Hier ist noch ein Pröbchen von Marmor zu schauen: jene Treppe führte hinab in die Arena, hier saßen die unglücklichen Herkulanenser, und sahen ruhig dem Schauspiele zu, während der Vesuv ihnen den Untergang bereitete. Man gafft die Mauer und die Treppe an, winkt dem Cicerone Beifall zu, bleibt so klug als zuvor, und ist am Ende herzlich froh, aus der dumpfen Kellerluft wieder an das Tageslicht herauf zu klimmen. — Ja, vormals war dieser Gang belohnend, Tempel und Schauspielhäuser, Gemählde, Statüen u. s. w. gab es da in Menge zu bewundern; aber jetzt ist f a s t a l l e s wieder zugeworfen, weil man nicht gewußt hat, wo man die viele ausgebrochene Lava lassen sollte; jetzt ist da, im strengsten Wortverstande, so gut als gar nichts zu sehen. Die herrlichen Kunstwerke, die man aus diesem reichen Schacht zu Tage gefördert hat, befinden sich sämmtlich in dem Königlichen

36. Museum zu Portici.

Leider befinden sich jetzt auch nur die wenigsten daselbst, denn, was nur irgend durch Materie oder Kunst einen höhern Werth zu haben schien, hat man, aus Furcht vor den Franzosen, weislich nach Palermo geschickt, wo es in zwei und fünfzig Kisten ruht, bis die brennende französische Lava sich einst abgekühlt haben wird. Doch merkwürdig bleibt noch immer auch das wenige Vorhandene. Wer kann, ohne die seltsamsten Regungen der Verwunderung, die Ueberreste der vergänglichsten Dinge anschauen, welche seit achtzehn Jahrhunderten der gewaltigen Zeit spotten! Da ist noch Brod, Korn, Teig, der eben in den Ofen geschoben werden sollte, Seife, mit der man sich eben gewaschen hatte; da sind Feigen, Johannisbrod, ja sogar Eierschaalen, völlig weiß und wohl erhalten, als habe der Koch sie erst vor einer Stunde zerschlagen. Da ist eine Küche mit allem nöthigen Geräth versehen. Dreifüße und Töpfe stehen auf dem Heerde, Casserollen hängen an den Wänden, Schaumlöffel, Zangen, in der Ecke ein metallener Mörser auf einem alten Säulenschafte ruhend; Gewichte, Hammer, Sensen und anderes Ackergeräth; Helme und Waffen; Opferschaalen und Messer; eine Menge artig geformter Gläser, große und kleine gläserne Flaschen; Lampen, Vasen, Möbelverzierungen; ein Stück Tuch, Netze, Schuhsohlen sogar; allerlei Damenschmuck, Halsbänder, Ohrgehänge, Ringe; ein hölzernes, freilich verkohltes Schachspiel. Alle diese Dinge sind mehr oder minder vom Feuer angegriffen, aber doch alle auf den ersten Blick kenntlich. Unversehrt hat Metall in Stein sich erhalten. Alle Zimmer des Museums sind mit den herrlichsten antiken Fußböden belegt, theils Mosaik aus Pompeji, theils Marmor aus Herkulanum. Statüen,

Springbrunnen, Vasen, Büsten, Candelabres, Altäre, Tische von Marmor und Bronze, sind alle noch so beschaffen, als wären sie gestern aus der Hand des Künstlers hervorgegangen. Tausende von Münzen füllen die Schränke. Eine sonderbare Zimmerverzierung der Alten ist mir aufgefallen. An kurzen feinen Ketten hiengen runde Medaillons von Marmor von der Decke herab, ungefähr so wie heutzutage Kronleuchter oder Vogelbauer zu hängen pflegen. Diese Medaillons sind auf beiden Seiten mit Basreliefs versehen, die mir keinen großen Kunstwerth zu haben scheinen. Sie hängen so, daß man sie mit der Hand erreichen, also nach Belieben hin und her wenden und betrachten konnte. Ich will nicht entscheiden, welche Würkung ein solcher Zierrath gethan haben mag. Da alle, welche man gefunden, hier in einem einzigen Zimmer zusammen gepfropft, von der Decke herabhängen, so ist der Anblick unangenehm. — Die meisten Gemählde im Herkulanum, Pompeji und Stabiä hat man bekanntlich von der Wand gesägt, und im Museum eine lange Reihe von Zimmern damit tapezirt. Ich kann eben nicht sagen, daß man eine sorgfältige Auswahl getroffen; es ist viel fast ganz verwischtes, auch viel schlechtes darunter. Es scheint, man sey nur darauf ausgegangen, je mehr Zimmer, je besser damit anzufüllen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß der Anblick sehr ermüdet, und vielleicht nur ein Zwanzigtheil des Ganzen die Mühe lohnt. Hat man nicht sogar den kindischen Einfall gehabt, alle die Kritzeleien, welche die Soldaten zu Pompeji in ihren Kasernen an die Wand geschmiert hatten, (wie heutzutage noch die Schulknaben in den Schulen zu thun pflegen) mühsam abzulösen, und ein großes Zimmer damit zu schmücken? — — Alles, was zu viel Raum einnahm, hat man in den Hof verwiesen, der von Grabsteinen, Inschriften, Cisternen, Säulen, Statüen

u. s. w. wimmelt. In der Mitte ist ein schönes Pferd von Bronze aufgestellt. Die neue Inschrift sagt, daß ihrer vier gewesen, aber nur dieses Eine gerettet worden sey. Man hätte lieber davon schweigen sollen, denn bloß durch Vernachläßigung der Regierung, die sich gar nicht die Mühe nahm, darauf Acht zu geben, sind die übrigen drei von habgierigen Menschen zerstückelt und zerstreuet worden, bis man doch endlich fand, daß es gut seyn würde, das vierte in Sicherheit zu bringen.

Das Merkwürdigste in dem Museum zu Portici sind die Manuscripte, welche man in Herkulanum in zwei Zimmern eines Hauses fand. So viele Beschreibungen man auch davon gelesen haben mag, so ist es doch kaum möglich, sich eine deutliche Idee zu machen, wenn man sie nicht selbst gesehen hat. Sie gleichen verkohlten, zum Theil auch versteinerten, Holzknüppeln, sind schwarz und kastanienbraun, liegen in mehreren Glasschränken und sind leider so bröcklich, daß man unter jedem derselben eine Menge Staub und Abgebröckeltes gewahr wird. Sämmtlich, nach Art der Alten, aufgerollt, vielleicht auch nach und nach von der durch die Asche dringenden Feuchtigkeit beschädigt, scheint es jetzt fast unmöglich, jemals wiederum einen Buchstaben davon an das Licht zu bringen. Aber des Menschen Genie und Fleiße ist nichts unmöglich, und seine Erbsünde, die Neubegier, macht ihn zum Schöpfer der sinnreichsten Erfindungen. Die Maschine, vermittelst welcher die Manuscripte aufgewunden werden, deutlich zu beschreiben, muß ich fast verzweifeln. Sie gleicht, doch nur dem Aeußern nach, einem Handwerksgeräth der Buchbinder, auf welchem sie die Bücher zu heften pflegen. Im Schooß von zwei Bändern, mit dem einen Ende oben befestigt, ruht auf etwas Baumwolle das Manuscript, grade so wie der Vorhang vor einer Bühne in Stricken ruht. Dann wird mit Eiweiß auf die äußere Seite desselben, Goldschläger-Häutchen in ganz kleinen

Stücken oder Streifen mit einem Pinsel aufgetragen, um doch etwas zu haben, woran man halten könne. An dieses Häutchen werden seidene Fäden befestigt, die oben, neben den Bändern, um Wirbel sich winden, wie eine Violinsaite um ihren Wirbel. Wenn nun der Arbeiter einen Theil des Manuscripts, wo es nur immer möglich und thunlich war, mit dem Häutchen beklebt, und mit einem spitzen Stift das das erste Blatt so viel möglich gelöst und gelüftet hat, denn dreht er mit großer Behutsamkeit die Wirbel, und ist sehr froh, wenn er so glücklich ist, einen Viertelzoll abzuwickeln, worauf er die Operation von neuem anfängt. Man darf sich auch ja nicht vorstellen, daß dieser mühsam errungene Viertelzoll nun etwa ein zusammenhängendes Gewebe bilde; o nein, es gleicht vielmehr einem ausgebrannten Stück Zunder, das überall durchlöchert ist. Hat der Arbeiter endlich ein ganzes solches Zunderblatt gewonnen, so trägt er es mit zurückgehaltenem Athem auf eine Tafel, die er nunmehr den Abschreibern übergiebt. Diese müssen sehr geübt seyn, um die Buchstaben zu erkennen. Man sollte sie auch nicht Abschreiber, sondern Abzeichner nennen, denn sie copiren das ganze Blatt mit allen seinen Lücken auf das sorgfältigste, worauf ein Gelehrter die fehlenden Buchstaben zu e r g ä n z e n sucht. Natürlich ist bei dieser Ergänzung sehr viel Willkührliches. Fast keine Zeile, in der nicht Buchstaben oder Worte fehlten, oft mangeln ganze Zeilen, oft mehrere sogar hinter einander. Welch ein weites Feld für den Grübler! Glücklicher Weise schreibt man die Ergänzungen mit r o t h e n Buchstaben zwischen die schwarzen; man wird also gleich auf den ersten Blick gewahr, was dem Original angehört, und was der heutige Gelehrte hinzugefügt hat. So b u n t sollen die Manuscripte auch gedruckt werden, und dann seh' ich schon im Geiste, wie die Sprachforscher Europens darüber herfal-

len, und jeder nach seiner Weise die Ergänzungen bekritteln oder andere an deren Stelle setzen wird.

Wie unendlich mühsam das ganze Geschäft sey, begreift jeder leicht. Vor einiger Zeit hatte man es bereits ganz liegen lassen, wie man hier alles liegen läßt; bekanntlich hat aber jetzt der Prinz von Wallis sich dessen angenommen und giebt die Kosten dazu her, ohne daß der jagende König von Neapel es übel nimmt. Eilf junge Leute wickeln die Manuscripte ab, zwei kopiren sie, und an der Spitze der Unternehmung steht ein verdienstvoller, von Enthusiasmus glühender Engländer, Namens Haiter. Er versicherte mich, daß die Leute jetzt schon sehr viel schneller und geschickter arbeiteten als vor einigen Jahren. Er giebt die Hoffnung gar nicht auf, die noch vorräthigen sechszehnhundert Manuscripte sämmtlich zu entziffern, und zweifelt keinesweges, daß er einen Menander, einen Ennius u. s. w. entdecken werde, so wie er in diesem Augenblick einen Polybius in der Arbeit zu haben sich schmeichelt. Grade den Tag vorher, ehe ich das Museum besuchte, hatte er einen ganz neuen, oder vielmehr bisher unbekannten Autor gefunden, der Κωλωτος heißt. Sein Werk ist philosophisch. Da der Name des Verfassers immer erst auf der letzten Seite steht, so kann man nie eher wissen, von wem das Werk ist, bis man das letzte Blatt aufgerollt hat. — Sieben lateinische Autoren waren Herrn Haiter nach und nach in die Hände gefallen, aber leider alle so bröcklich, daß es nicht möglich war, sie aufzuwinden. Er klagte hierüber um so herzlicher, da einer derselben ihm Livius schien, wenigstens war es gewiß ein historisches Werk, in seinem Styl geschrieben, und hub mit einer Rede an, in welcher viel von einer Familie Acilius vorkam. Mehr war leider nicht heraus zu bringen. Herr Haiter jammert auch darüber, daß der Erste, dem die Manuscripte anvertrauet waren, (ein Spa-

nier, Namens Albuquerque) sie alle unter einander geworfen, denn er meinte, sie seyen vielleicht in den verschiedenen Kammern, in welchen sie gefunden wurden, auch von verschiedenem Werth gewesen. — Bis jetzt hat man nunmehr fünf Schriftsteller entdeckt: Philodem (von welchem die meisten Werke gefunden werden, unter andern ein Traktat von den Lastern, welche an Tugend gränzen, allerdings ein reichhaltiger Gegenstand, wenn ein Mann von Geist ihn behandelt hat) Epicur, Phädrus, Demetrius Phalerius, und nun seit gestern Kolotos. — Es ist Herrn Haiter freilich nicht recht, daß er immer auf philosophische Werke stößt; doch sagt er, daß auch in diesen viele noch unbekannte historische Notizen zerstreut gefunden werden. So wird unter andern in einer Abhandlung über den Zorn ein Beispiel angeführt, wie Bachus den Kadmus des Zorns wegen bestraft habe; ein Umstand, von dem wir bis jetzt kein Wort wußten. — Jeder Reisende, der sich für die Wissenschaften interessirt, wird, so wie ich, mit Begierde an den Lippen des verdienstvollen Haiter hängen, und ihm, gleich mir, Gesundheit wünschen. An allen übrigen, zu seinem Beruf erforderlichen Eigenschaften fehlt es ihm nicht.

Nachschrift.

In einer neuen Unterredung mit dem fleißigen Haiter habe ich erfahren, daß die gefundene Handschrift von Kolotos eine Widerlegung von des Plato Traktat über die Freundschaft enthält. Haiter hat indessen auch den Namen Kolotos im Plutarch aufgespürt, er hat gefunden, daß Plutarch gegen diesen Philosophen, so wie dieser wiederum gegen Plato geschrieben hat. Es ging also damals unter den Philosophen so zu, wie heutiges Tages. — Eine neue wichtige Entdeckung ist in diesen Tagen gemacht worden. Bisher hatte man die Schriften Epicurs nur einzeln gefunden, jetzt hat man sie in einem Manuscript alle zusammen angetroffen. Dieß Manuscript ist eins der wohl erhaltensten, und Haiter wird nun seine vorher gemachten Supplemente daraus berichtigen können. Es muß äußerst interessant für einen geistreichen Mann seyn, sich jetzt überzeugen zu können, ob er richtig supplirte? — Hundert und dreißig Manuscripte sind jetzt theils aufgewickelt, theils in der Arbeit.

Bayerische Staatsbibliothek

Inhalt.

Vorrede. . . . . Seite III
1. Einleitung. 1
2. Kaiser Alexander. 4
3. Neue Constitution der liefländischen Bauern. . 6
4. Ungewitter am Peipussee. 8
5. Dorpat. 10
6. Riga. 14
7. Robertsons Luftfahrt. 17
8. Beschaffenheit der Extraposten v. Petersburg bis Neapel. 19
9. Reise von Riga nach Berlin durch Westpreusen. . 32
10. Zwischen Leipzig und Nürnberg. . . . 37
11. Nürnberg. 41
12. Augsburg. 45
13. Zwischen Augsburg und Inspruk. . . . 50
14. Tyrol. 56
15. Die Gemsenjagd. 63
16. Tyrol. 66
17. Zwischen Verona und Florenz. . . . 75
18. Zambeccari's Luftfahrt. 79
19. Ein Morgen in den Apenninen. . . . 91
20. Florenz. 93
21. Zwischen Florenz und Rom. . . . 111
22. Ein Spatzziergang in Rom. 116
23. Werther und Lotte. 136
24. Zwischen Rom und Gaeta. 138
25. Cicero's Villa. 143
26. Zwischen Gaeta und Neapel. . . . 146
27. Neapel. 148
28. Einige Strasenscenen in Neapel. . . . 166
29. Der Vesuv. 184
— — am zwey und zwanzigsten Nov. 1804. . 199
— — am drei und zwanzigsten Nov. . . 202
— — am sechs und zwanzigsten Nov. . . 206
— — am dreißigsten Nov. 211
30. Caserta. 214
31. Portici. 220
32. Die Favorite. 223
33. Fahrt nach Bajä. 227
34. Pompeji. 233
35. Herkulanum. 249
36. Museum zu Portici. 250

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August <<von>>,

Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel 3 Theile

Bd.: 1

Berlin (1805)

It.sing. 508-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467199-4